NACHRICHT VON SURINAME UND SEINEN EINWOHNERN SONDERLICH...

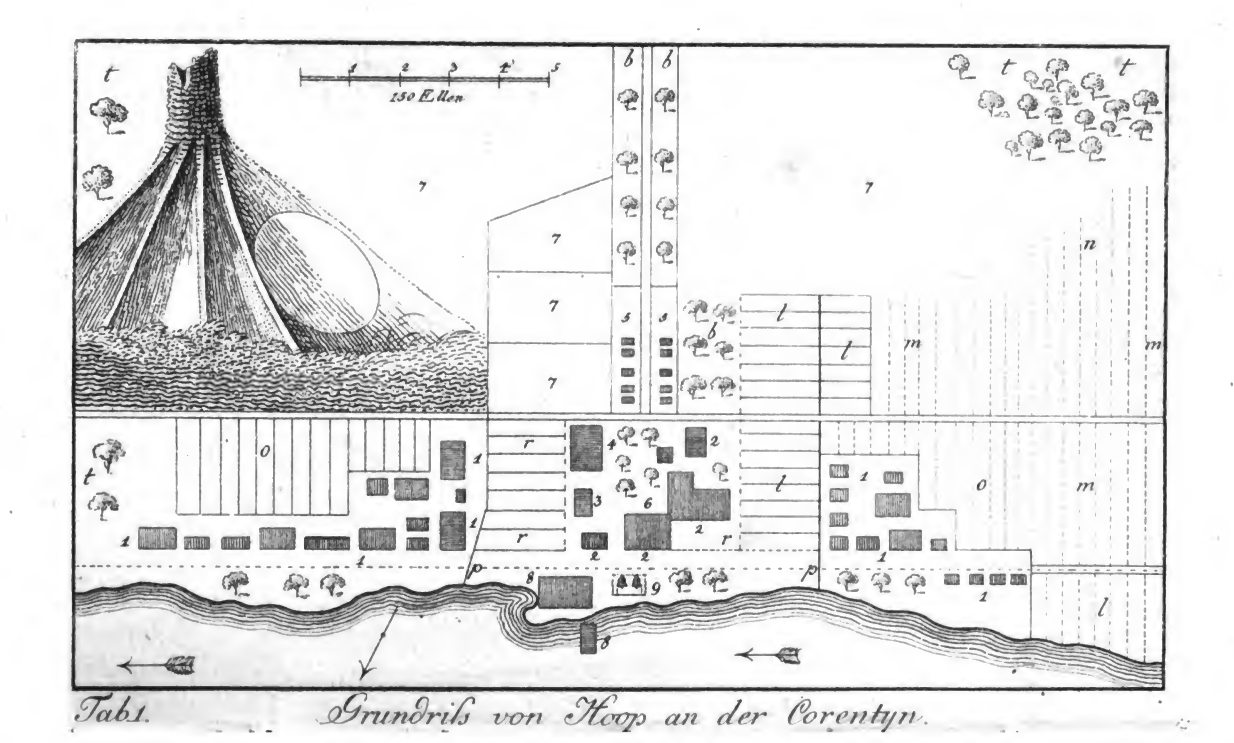
Christlieb Quandt





Christian [illegible].





Tab. 1. Grundriß von Hoop an der Corentyn.

Nachricht

von

Suriname und seinen Einwohnern

sonderlich

den Arawacken, Warauen und Karaiben,

von den nüzlichsten Gewächsen und Thieren des Landes, den Geschäften der dortigen Missionarien der Brüderunität und der Sprache der Arawacken.



Nebst einer Charte und zwey Kupfern.

Görlitz,
gedruckt bey J. G. Burghart.

Zu finden bey dem Verfasser, und in Kommission bey P. G. Kummer in Leipzig.

Vorerinnerungen.

Nach meiner Rückkunft aus Suriname ermunterten mich verschiedene meiner Freunde und Bekannten, die während meines dasigen Aufenthaltes gemachten Bemerkungen, die Nation, bey welcher ich als Missionair angestellt war, und auch das Land überhaupt betreffend, zu Papier zu bringen, und dem Druck zu überlassen.

Ersteres geschahe zwar in den ersten Jahren nach meiner Rückkunft; die weitere Ausarbeitung aber verschob ich aus

Mangel an Zeit und anderer Ursachen wegen, mit dem Gedanken, daß es eine Arbeit für mich bleiben sollte, wenn ich zu andern Geschäften nicht mehr zu brauchen wäre. Weil aber darüber nun schon mehr als 20 Jahre verstrichen sind, und ich wahrscheinlich, wenn ich zu meiner gegenwärtigen Arbeit mit der Feder nicht mehr brauchbar seyn sollte, auch nicht im Stande seyn möchte, mein Concept vollends auszuarbeiten; so habe mich endlich entschlossen, es schon jetzt allmählig zu thun, um es nach dem Gutfinden erwähnter Freunde dem Druck zu überlassen.

In den Jahren vor meiner Reise nach Suriname war es noch nicht so gewöhnlich, das Publikum mit Beschreibungen fremder Länder, und der Reisen dahin, zu beschenken; wenigstens waren mir damals noch wenige zu Gesichte gekommen, zumal meine Umstände es auch nicht erlaubten, mich mit vieler Lektüre einzulassen. Es fehlte mir daher auch der Reiz, auf meiner Reise und Aufenthalt in Suriname Bemerkungen zu sammlen, die einmal zu einer Reisebeschreibung hätten dienen können; denn wenn dieses, son-

derlich in den ersten Jahren, da einem alles Neue mehr auffällt, geschehen wäre: so würde ich von meinem beynah zwölfjährigen Aufenthalt in Suriname ein mehreres liefern können. Nun habe mich aber blos eines kurzen Tagebuchs bedienen müssen, um mir das Vergangene wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Indessen hoffe doch, daß dem Leser das Wenige, was ich von den indianischen Nationen in Suriname, und den angränzenden Ländern, ihrer Lebensart, Sprachen, dem Missionsgeschäfte unter ihnen und von der Naturgeschichte des Landes sagen kann, nicht ganz unintereßant seyn werde, weil, so viel ich weiß, durch andere Reisende dem Publiko davon noch wenig mitgetheilt worden ist.

Obwohl dieses Land an sonderbaren Gewächsen und Thieren sehr reich ist: so habe ich mich doch nur auf die nützlichsten, und die sich in unserer Nähe befanden, einschränken müssen, weil meine Beschäftigungen, wie man aus meinen Erzählungen sehen wird, mir wenig Zeit übrig liessen, Wanderungen und Reisen, blos zur Erweiterung meiner Kenntnisse

in dem Stück, vorzunehmen; und Indianer für Bezahlung auszuschicken, um dergleichen Natur-Seltenheiten aufzusuchen und uns zu bringen, erlaubten uns die eingeschränkten Vermögensumstände der Mission nicht.

Wenn ich nun auch gleich bedauren muß, daß ich manchem Leser mit meinen Nachrichten von Suriname nicht hinlängliche Genüge leisten werde: so kann doch vielleicht diese meine Arbeit dazu dienen, die gegenwärtigen Missionarien, oder diejenigen, welche sich noch in der Folge zu dem seligen Geschäfte, das Evangelium den Heiden zu verkündigen, brauchen lassen, aufzumuntern, ihre Bemerkungen sorgfältiger aufzuzeichnen, welche dann, wenn sie auch selbst keinen Gebrauch davon machen, doch andern dienen können, gründliche Nachrichten von den Nationen bekannt zu machen, bey denen unsere Brüder als Missionarien angestellt sind.

Denn es ist nicht zu leugnen, daß unsere Missionarien bisher in dem Stück etwas zu gleichgültig gewesen sind, da sie in manchen Gegenden der Welt, wohin

andere Leute nicht leicht kommen, oder nur auf kurze Zeit hinreisen, sich lang aufhalten, und oft gute Gelegenheit haben, das Land und die Einwohner kennen zu lernen.

Es würde vielleicht in der Absicht nicht ohne Nutzen seyn, wenn man diejenigen Punkte, worauf ein Missionair, das Land, Einwohner, Gewächse, Thiere u. s. w. betreffend, aufmerksam zu seyn und es beyläufig aufzuzeichnen hätte, — in einem kurzen Aufsatz denselben mitgäbe. Dieses würde ihre Aufmerksamkeit auf dergleichen Dinge mehr rege machen, und sie, unbeschadet ihres eigentlichen Berufs, manches brauchbare sammlen können.

Bey meinen Erzählungen habe ich eigentlich nur zum Objekt, meinen Aufenthalt in Suriname und die Lage und Beschäftigungen eines Missionarii dem Leser darzulegen, und kann mich daher auf eine umständliche Geschichte dieser Mission nicht einlassen, zumal in Cranzens Brüderhistorie, und Rislers Erzählungen aus der alten und neuen Geschichte der Brüder-Kirche, von dem Entstehen und Fortgang

derselben, ziemlich ausführliche Nachrichten zu finden sind und darinn nachgelesen werden können.

Weil aber doch Lesern, die erwähnte Schriften nicht besitzen, mit einer kurzen Nachricht von dieser Mission gedient seyn könnte: so will nur die Hauptumstände derselben kürzlich anführen.

Schon im Jahr 1735 reisten die ersten Brüder, mit Genehmigung der surinamschen Societät in Holland, dahin ab, um von dem Zustand des Landes, und sonderlich der dortigen Heiden, nähere Nachricht einzuziehen. 1736 wurden sie in Holland von einigen angesehenen Personen, weltlichen und geistlichen Standes, ermuntert, unter andern Orten auch nach Berbice Missionarien zu senden; es wurden daher 1738 die Brüder Johann Güttner und Ludw. Christian Dehne nach Berbice gesandt, um auf eine Mission unter den dortigen Indianern anzutragen. In der Folge wurden ihnen mehrere nachgeschickt, und sie bauten sich endlich in Pilgerhut an.

Die Brüder liessen sichs sehr angelegen seyn, die Sprache der Indianer zu erlernen, und kamen endlich so weit, daß sie einige Stücke aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu in die arawackische Sprache übersetzen konnten.

Diese lasen sie den Indianern bey ihren fleissigen Besuchen in ihren in den Büschen zerstreuten Häusern ofte vor; und es bestätigte auch hier die Erfahrung, welche unsre Brüder schon in Grönland gemacht hatten, und wovon auch neuerlich die englischen Missionarien in Ostindien, laut der Elberfeldischen Nachrichten, die erfreulichsten Beweise gehabt haben — daß nichts so kräftig auf die Herzen, auch der wildesten Menschen, wirkt, als die simple Erzählung der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu.

Unsre Brüder hatten daher die Freude, daß die Indianer ihnen von einem Hause ins andere nachfolgten, um diese Geschichte öfters zu hören, eine Erweckung unter ihnen entstund, mehrere sich endlich im Jahr 1747 entschlossen, zu ihnen nach Pilgerhut zu ziehen, sich bey ih-

nen anzubauen, und daß schon im Anfang 1748 die erste Person von ihnen getauft werden konnte.

Gegens Ende 1748 wurde Theoph. Schumann, ein ehemaliger Lehrer in Klosterbergen, aus Europa dahin gesandt. Er fand schon 40 getaufte Indianer. Er lernte bald ihre Sprache, verfertigte eine Grammatik und Wörterbuch, wodurch seinen Nachfolgern die Erlernung der Sprache sehr erleichtert wurde. In den folgenden Jahren bis zum Anfang des Jahres 1755 vermehrte sich die Zahl der bey den Brüdern wohnenden getauften und ungetauften Indianer bis auf 400 Personen.

Weil die Missionarien von Seiten der Regierung, welche verlangte, daß sie, wie andere europäische Einwohner, Waffen tragen und sich zum Exerciren mit denselben einstellen sollten, ingleichen, daß die bey ihnen wohnenden Indianer für die Kolonie fischen sollten, wobey allerley Unordnungen unter den Indianern vorkamen, mancherley Unangenehmes zu erfahren hatten: so dachten sie darauf, im surinam-

schen Gouvernement Missionsplätze anzu-
legen, und erhielten auch von der Regie-
rung in Paramaribo dazu die nöthige Er-
laubniß. Im Jahr 1757 geschahe dieses
an der Corentyn, an dem Bach Kuiwi und
an dem Flusse Saramaka. Ersterer Platz
wurde Ephraim und letzterer Saron ge-
nannt. Nach Saron zogen von Berbice
mehrere Indianer; und dieser Missions-
platz hat unter mancherley Abwechselun-
gen bis 1779 bestanden. In Pilgerhut
in der Kolonie Berbice verminderten sich
seit 1755 die Indianer merklich, denn weil
das zu Cossabipflanzungen brauchbare und
in der Nähe befindliche Land durch die
große Anzahl der Indianer alle wurde,
mußten sie es weiter suchen, und fingen
an, sich zu zerstreuen. Hierzu kam eine
in der Kolonie ausgebrochene ansteckende
Krankheit, woran viele Europäer, Neger
und Indianer starben. Dieses veranlaß-
te, daß viele Indianer von Pilgerhut
wegzogen. Endlich wurde 1763 durch die
unter den Negern entstandene allgemeine
Rebellion dieser Missionsplatz ganz zer-
stört. Denn die europäischen Brüder und
auch die Indianer mußten vor den Negern

flüchten, und diese plünderten und ver=
brannten ihre Wohnungen.

Aus Furcht vor den Negern wurde
auch der Missionsplatz Ephraim an der
Corentyn verlassen, weil die Neger von
Berbice aus sehr leicht dahin hätten kom=
men können. Nach Dämpfung der Re=
bellion aber errichtete man an der Coren=
tyn an einem bequemeren Orte einen neu=
en Missionsplatz, und nannte ihn Hoop
oder die Hoffnung. Daselbst besteht auch
noch gegenwärtig die einzige Mission un=
ter der arawackischen Nation.

Zum Leitfaden meiner Erzählungen in
Briefen an einen Freund wähle ich die
Methode eines Tagebuchs, wobey ich Ge=
legenheit haben werde, die Lebensart, Ob=
liegenheiten und Beschäftigungen eines
Missionarii den Lesern umständlicher dar=
zulegen, als es in einer Geschichte der
Mission ins Ganze geschehen kann, und
hoffe, daß man mich in der Rücksicht ent=
schuldigen wird, wenn manchmal gering=
scheinende Umstände vorkommen, die aber
dazu dienen, sich die Lage eines Missio=
narii deutlicher vorzustellen.

Um die Geschichte meines Aufenthaltes in Suriname nicht zu oft zu unterbrechen, habe dieselbe in den zehn ersten Briefen vorausgehen lassen, und was ich noch von den Produkten des Landes, den Einwohnern u. s. w. mit Zuverlässigkeit sagen kann, in den nachfolgenden Briefen zusammen zu nehmen gesucht.

Weil es einem und dem andern einfallen könnte, von dem Verfasser dieser Blätter einige Kenntniß zu haben: so will nur kürzlich hier beyfügen, daß ich in Liefland auf dem Pastorat Urbs Anno 1740 geboren worden, wo mein sel. Vater, aus Erfurt, seit 1732 als Prediger in großem Segen stand. Derselbe war schon in Jena mit der Brüdergemeine bekannt worden, und gehörte zu den 102 Studenten, welche sich im Jahr 1728 mit derselben verbanden, wie aus dem VIIten Stück der Büdingschen Sammlungen zu ersehen ist. Schon in meinem zehnten Jahre ging er aus der Zeit, und ich wurde, wie meine übrigen Geschwister, zur Erziehung in die Brüdergemeine nach Deutschland geschickt. Diese genoß ich in ihren Anstalten in der Oberlausitz und Seminario zu Barby.

Da mein sel. Vater schon in meiner zarten Jugend den Trieb, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, in mir rege gemacht, und die Anforderungen dazu, während meines vierjährigen Dienstes als Lehrer in den Erziehungsanstalten der Brüderunität, in meinem Gemüth und Herzen sich oft erneuerten: so erbot ich mich zu diesem Dienste, und erhielt im Jahr 1768 den Antrag, als Missionair nach Suriname zu gehen.

Nun habe nur noch diese meine Arbeit der geneigten Aufnahme und Unterstützung des Publikums zu empfehlen.

Herrnhut, den 21. July 1807.

C. Quandt.

Inhalt der Briefe.

Erster Brief.

Werthester Freund!

Die Erfüllung Ihres Wunsches, daß ich den Entwurf von der Geschichte meiner Reise nach Suriname und Aufenthaltes daselbst vollends ausarbeiten und dem Druck überlassen möchte, ist zwar aus den in den Vorerinnerungen bereits angeführten Ursachen lange unterblieben; indeß hoffe, daß Sie dieselbe auch noch jetzt gerne in einigen Briefen lesen werden. Meine Landreise war ich zwar Willens zu übergehen, weil Sie aber die Begebenheiten dieser meiner, so zu sagen, ersten Ausflucht der Mittheilung nicht unwerth achteten: so werde dieselbe in diesem ersten Briefe so kurz als sichs thun läßt abfassen. Sollten diese Blätter einem und dem andern noch lebenden Freunde, der mich auf dieser Reise liebreich aufgenommen und un-

terstützt hat, in die Hände kommen: so mögen sie zum Beweise dienen, daß ich seine Wohlthat noch in dankbarem Andenken habe.

Ich war Schulhalter in einer Knaben-Anstalt zu Neudietendorf, als im Jahr 1768 von der Unitäts-Direktion, welche sich damals in Zeyst bey Utrecht aufhielt, der Antrag an mich kam, als Missionär nach Süd-Amerika zu der dasigen Arawackischen Nation in der Kolonie Suriname zu gehen; und zwar vors erste bey der in Saron an dem Fluß Saramaka aus dieser Nation gesammleten Gemeine zu wohnen, und die Sprache zu erlernen.

Verschiedene mir bekannte Umstände anderer vormals zum Dienst dieser Mission dahin gegangener Brüder veranlaßten bey mir eine gründliche Überlegung, ob ich auch meinem Heiland in diesem Dienste so ergeben seyn würde, daß ich nicht, die Umstände möchten seyn, wie sie wollten, unverrichteter Sache denselben verliesse und zurück käme. Bey dieser Überlegung bekam ich in meiner Seele die tröstliche Versicherung, daß der Herr, der mich berufen, auch im Stande sey, mich vor Allem, was mir und Ihm zur Schmach gereichte, zu bewahren, und Kraft zu geben, in diesem, wenn gleich beschwerlichen Dienste auszudauren.

Weil auch die Jahre her mehrere dahin gesandte Missionarien nach einem kurzen Aufenthalt dort ihren Lauf vollendet hatten: so trug ich in meinem Gebet unserm Herrn und Heilande auch die Bitte vor, daß, weil bey meiner Sendung die Absicht sey, daß ich den Heiden das Evangelium verkündigen sollte, Er mir mein Leben dort wenigstens 10 Jahre erhalten wollte, damit ich auch in der Absicht nicht vergeblich hinginge. Diese meine Bitte ging reichlich in Erfüllung, denn ich brachte dort beynah 12 Jahre zu, und kam mit einer solchen Gesundheit wieder nach Europa zurück, über welche ich keine Ursach zu klagen hatte.

Mit dieser Gesinnung trat ich im Juny, in Gesellschaft zweyer andern Missionarien, meine Reise an. Dieselben waren Gottfried Bezold, der auch, so wie ich, einen Ruf zum Dienst der Mission unter den Arawacken bey dem zweiten aus dieser Nation gesammleten Gemeinlein in Hoop an dem Fluß Corentyn erhalten, und Jacob Till, welcher bestimmt war, in Westindien bey der Mission unter den Negern auf St. Thomas zu dienen. Sie hatten von Herrnhut ihren Weg über Neudietendorf genommen, um mich, wenn ich zur Reise fertig wäre, mit zu nehmen.

Bey ihrer Ankunft hatte ich mich auf die Reise noch gar nicht angeschickt, und weil sie eilen sollten, und mir nicht mehr als einen Tag Zeit liessen: so hatte ich mich über dem Einpacken meiner Sachen und mit dem Abschiednehmen in dasiger Gemeine, die an meiner Bestimmung liebreichen Antheil nahm, zu sehr erhitzt, und wurde schon in Gotha unpäßlich. Es wurde mir äusserst schwer, mit meiner Gesellschaft bis Cassel zu kommen, denn wir machten unsre Reise, so wie sie es schon von Herrnhut aus gethan hatten, zu Fuße. In Cassel mußte mich aber von meiner Gesellschaft trennen, weil ich gar nicht mehr fort konnte, und sie sich nicht aufhalten wollten.

Weil ich nicht wußte, wo einige mir bekannte Freunde der Brüder wohnten und mein Reisegeld nicht weit gelangt haben würde, wenn meine Krankheit ernstlich geworden und ich genöthiget gewesen wäre, im Wirthshause zu bleiben: so ging ich mit einigem Kummer in der Gasse vor dem Wirthshause ein wenig hin und her mit dem Seufzer zu unserm lieben Herrn, mir in dieser Verlegenheit zu Hülfe zu kommen, und wie sehr wurde ich überrascht, als der damalige Unterofficier Georgi, gegenwärtig Gastwirth in der Gemeine zu Gnadau bey Barby, den ich in Neudietendorf hatte kennen ler-

nen, mir begegnete und mich brüderlich grüßte. Als ich ihn von meiner Lage unterrichtete, erzählte er mir, daß er von der Parade käme und beym Eingang in diese Gasse, welche er sonst niemals passirte, eine Anforderung bey sich gewahr worden wäre, durch dieselbe nach Hause zu gehen; weil er aber um des Umwegs willen in seine Caserne, auf die Anforderung nicht achtend, seinen gewöhnlichen Weg fortsetzte, habe sich die Anforderung in seinem Gemüth stärker erneuert, so daß er sich entschloß, umzukehren und der Anforderung zu folgen. Er brachte uns zu einem in Cassel wohnenden Bruder, bey welchem ich mich mit meiner Gesellschaft verabschiedete und Paderborn und Münster zu unsrer Wiedervereinigung vestsetzte, wenn ich bald im Stande seyn sollte, ihnen nach zu reisen. Ich ging mit meinem Freunde Georgi in seine Caserne, und als ich mich mit ihm und einem andern seiner Bekannten von meinem Vorhaben, als Missionär unter die Heiden zu gehen, unterhielt, sank ich vom Stuhl ohne Bewußtseyn in ihre Arme, und konnte mich nicht genug wundern, als ich etwa nach einer Stunde wieder zu mir kam, mich auf der Ruhebank meines Freundes liegen zu sehen. Er verschafte mir bey einem andern Freunde, Namens Weidling, einem Becker, ein gutes Nachtquartier,

und diese Ruhe, nebst einer den andern Morgen früh veranstalteten Aderlässe, that so gute Wirkung, daß ich es wagen konnte, nachdem ich mich noch etwas in der Stadt umgesehen, mit der zu Mittag abgehenden Post meiner Reisegesellschaft nach zu eilen.

Allein wie es bey dergleichen Verabredungen auf Reisen oft geschieht, daß sie selten pünktlich erfüllt werden, so ging es auch das mal. In Paderborn kamen sie eher an, und warteten mich nicht ab, und in Münster, als ich nach langem Warten nicht anders denken konnte, als daß sie einen andern Weg genommen haben müßten, weil ich doch nur ein paar Stationen auf der Post gefahren und den übrigen Weg zu Fuß gemacht hatte, ging ich vor ihnen aus der Stadt. Ausserhalb der Stadt kam ich mit einigen beurlaubten Soldaten zusammen, und setzte den Tag mit ihnen meinen Weg bis gegen Abend fort.

Meine Reisegefährten, die endlich bald nach mir in Münster ankamen, und fanden, daß ich mit Soldaten gegangen wäre, waren voll Kummer, daß ich Werbern in die Hände gerathen seyn möchte, zumal sie bald nichts mehr von dem Wege, den ich genommen hätte, erfahren konnten. Erst in Zeyst hatten wir die Freude, einander wohlbehalten wieder zu finden.

Die mich begleitenden fünf katholischen Soldaten fingen mit mir Religionsgespräche an; ich bemerkte aber bald, daß es gefährlich ist, sich mit ihnen in solche Unterredungen einzulassen, und suchte sie auf den Hauptpunkt unsers Glaubens zu führen, und sagte zu ihnen, daß sie mit mir darin gewiß eines Sinnes seyn würden, Jesum Christum, den Sohn Mariä, als unsern alleinigen Heiland und Seligmacher anzusehen, Ihn zu lieben und zu ehren. Hierdurch wurden sie besänftiget, und als ich in einem Dorfe für sie das Mittagsessen bezahlte, schieden wir gegen Abend freundschaftlich von einander.

Hierauf setzte ich meinen Weg in dem wüsten Westphalen alleine fort. In dem ersten Nachtquartier an der holländischen Gränze, wo ich sehr ermüdet ankam, nahm man mich sehr freundschaftlich auf, und es that mir sehr wohl, daß man sich nun mit den Leuten vertraulich unterreden konnte. Früh morgens überredete mich der Wirth, weil ich doch ermüdet wäre, mich seines Fuhrwerks mit einem Pferde bis Dödeken zu bedienen. Dieses kostete mich einen Laubthaler, und verursachte mir für einen so kurzen Weg eine zu starke Abnahme meines Reisegeldes.

In Dödeken konnte ich mich, da ich ins Wirthshaus trat, gleich mit dem Wirth zu Ti-

sche setzen, und weil ich nichts apartes verlang-te, sondern gern mit dem, was sie eben hatten, vergnügt war, durfte ich nur wenig bezahlen, da man sonst in Holland nicht so leicht davon kommt.

Von da ging ich durch Duisburg nach Arnheim. Unterwegs legte ich mich ermüdet auf eine Wiese am Wege, und stärkte mich durch einen halbstündigen Schlaf. Auf meinem weitern Wege traf ich mit einem sogenannten Seelenverkäufer zusammen, der mich für Ostindien anwerben wollte, und mir die dabey zu erlangenden Vortheile sehr glänzend abmahlte. Allein ich war durch Erzehlungen mit dergleichen betrüglichen Anträgen und Geschichten schon hinlänglich bekannt, und daher sehr auf meiner Huth, mich nicht von ihm irgend wohin locken zu lassen, welches sie gern mit Versprechungen von guter Bewirthung und dergl. zu thun pflegen. Als wir endlich in einen Gasthof einkehrten, um unsern Durst bey dem warmen Wetter zu stillen, und er sahe, daß ich mich nicht leicht zu etwas, wobey er mich in seine Gewalt bekommen könnte, würde bereden lassen, zeigte er mir seine von den General-Staaten erhaltene Vollmacht, Leute anwerben zu dürfen, und versicherte mich, daß ich nicht mit einem Betrüger zu thun hätte, dergleichen viele herum

gingen, und die Angeworbenen wieder an Andere für ein Stück Geld verkauften; wollte ich mich aber von ihm anwerben lassen: so wolle er einen mit mir zu machenden billigen Akkord richtig halten. Auf die ihm sodann ertheilte Nachricht, daß ich in Zeyst schon mein Unterkommen habe, schieden wir freundschaftlich aus einander.

In Arnheim, wo ich Abends ankam, wurde ich wieder etwas krank, und entschloß mich daher, auf Zureden des freundschaftlichen Wirthes, mit der früh nach Utrecht abgehenden Post meine Reise nach Zeyst fortzusetzen, kam auch daselbst Abends um 5 Uhr, sehr dankbar für so manche auf dieser meiner einsamen Reise von meinem lieben Herrn erfahrene Bewahrung und Durchhülfe, wohlbehalten an; denn da ich sonst noch keine Reise allein gemacht hatte: so war ich oft nicht ohne Sorge, ob ich so alleine auch das Ziel meiner Reise glücklich erreichen würde.

Hätte mich dieser letzte Tag im Holländischen nicht einen Dukaten gekostet: so würde mein Reisegeld, bestehend in 10 Thalern, gerade zugelangt haben, ohnerachtet Anfangs die mir zugestoßene Unpäßlichkeit mich nöthigte, mich ein paarmal der Post zu bedienen. Denn wenn es damals nicht dringende Umstände erforderten, machten die Missionarien ihre Rei-

sen zu Fuße, welches der Missions-Diakonie die Reisekosten beträchtlich erleichterte. Hierauf war also auch mein Reisegeld, bey den damaligen wohlfeilen Zeiten, berechnet; heute zu Tage aber würde es selbst bey der äussersten Sparsamkeit nicht möglich seyn, damit eine so weite Reise zu unternehmen. Dieses macht also gegenwärtig die Reisen der Missionarien viel kostbarer und schwerer.

Weil die Abfahrt des Schiffes, mit welchem wir von Amsterdam nach Suriname reisen sollten, sich verzögerte: so hatten wir noch das Vergnügen, die Rückkunft der Unitäts-Direktion, welche vor ein paar Monaten zum Besuch der Brüder-Gemeinen in England, dahin gereist war, in Zeyst abzuwarten und von derselben an die für uns bestimmten Orte abgefertiget zu werden.

In Zeyst bekam ich ausser dem Br. Bezold noch zu Reisegefährten nach Suriname den Br. Schemes, welcher ehedem als Missionär in Jamaika gewesen, und Bruder Krohn, einen Schneider, welcher der Mission schon vorher in Suriname mit seiner Profession gedient hatte, zum Besuch nach Europa gekommen war und nun gern wieder dahin zurück ging.

In Amsterdam, wohin wir uns auf Verlangen unsers Schiffkapitains am 7. Oktbr. be-

gaben, verzögerte sich unsre Abreise noch bis zum 14ten, und weil die Gemeine in Zeyst am 13ten das heilige Abendmahl begehen sollte: so veranstaltete die Unitätsdirektion, daß wir vor unserer Abreise in Amsterdam auch noch unsern Antheil daran erhielten.

Wir genossen dasselbe daher am 12ten in Beyseyn einiger in Amsterdam wohnhaften Brüder zur Stärkung unsers Glaubens und Bevestigung in der Bruderliebe und Gemeinschaft mit ihnen, die wir mehrentheils mit dem Gedanken verliessen, daß wir sie nicht eher als dereinst in der Ewigkeit bey unserm lieben Herrn wieder sehen würden.

Weil sich hiermit die Begebenheiten meiner Landreise schliessen: so werde in meinem nächsten Briefe Ihnen die Vorkommenheiten meiner Seereise, welche, obgleich viel weiter, doch weit weniger Stoff zu Erzehlungen darbieten wird, mittheilen, und bleibe 2c.

Zweyter Brief.

Um an unser Schiff, Hollandia, welches im Texel lag, und dort noch einen Theil seiner Ladung von Amsterdam erwartete, zu kommen, gingen wir am 14. Oktober, mit den besten Ge-

genswünschen der Brüder begleitet, in einem Lichter dahin ab. Lichter sind plattbodige Fahrzeuge, welche nicht tief im Wasser gehen, und dazu gebraucht werden, um den tief gehenden Schiffen, die bey Amsterdam kaum ihre halbe Ladung einnehmen können, weil sie mit voller Ladung über die seichten Stellen in der Suydersee, zwischen Amsterdam und dem Texel, nicht kommen können, — die völlige Ladung zuzuführen. Eben so dienen sie auch, die ankommenden Schiffe im Texel halb auszuladen, damit sie hernach etwa mit der halben Ladung selbst nach Amsterdam gehen können.

Weil dieses der letzte Lichter war, der Kapitain Gerbrands selbst mit demselben ans Schiff ging und die kleine Kajüte innen hatte: so mußten wir Passagiers uns sehr schlecht behelfen, und bekamen beym Koch in seiner sehr kleinen Küche, in welcher wir vier Personen mit genauer Noth liegen konnten, für gute Bezahlung in den zwey Nächten, die wir auf dem Lichter zubrachten, ein Lager auf dem bloßen Fußboden; denn unsre Betten waren unter den übrigen Sachen im Lichter verpackt. Den ersten Tag gingen wir Abends bey der Insel Wieringen vor Anker.

Den 15ten war bis Mittag gänzliche Windstille und Nachmittags wehete er sehr schwach.

Weil wir daher spät in die Nähe unsers Schiffs kamen und nicht mehr ausladen konnten, mußten wir nochmals vor Anker liegen bleiben, bis es den andern Tag in aller früh geschehen konnte.

Unser Schiff war eine neue dreymastige Fregatte, die 35 Kanonen führen konnte. Mit dem Kapitain und noch einem Passagier hatten wir die schöne geräumige Kajüte inne; weil aber der Kapitain einem jeden von uns eine Bettstelle in derselben aufschlagen ließ: so wurde sie dadurch ziemlich enge. Am 19ten hätten wir mit einem schönen Südost-Winde aus dem Texel auslaufen können, allein der Kapitain wollte erst sehen, ob er auch Bestand haben würde, und wartete bis zum 21ten, an welchem der Wind ganz Ost und so stark wurde, daß man die Anker nicht aus dem Grunde kriegen und die Boote, welche seine Frau und Kinder vom Schiff abholen sollten, von der Texelinsel nicht abfahren konnten, worüber auch dieser Tag verstrich, und Abends sich der Wind nach Süden wandte. Erst am 23ten bekamen wir wieder Ostwind, lichteten früh den Anker und fuhren voll Freuden aus dem Texel, denn auch für die Matrosen ist es sehr erwünscht, wenn sie bald aus dem Texel kommen können, weil von da an ihr Lohn berechnet wird, wenn sie

auch widrigen Windes willen wieder umkehren und in den Texel einlaufen müßten.

Diese Freude wäre aber beynah in ein allgemeines Trauren verwandelt worden, weil der Lots bey einer der letzten Tonnen, die zur Bezeichnung der seichten Stellen mit einem Anker im Grunde bevestiget sind — das Schiff so nahe an dieselbe angehen ließ, daß wir, statt auf der rechten, auf der linken Seite der Tonne über eine Sandbank gehen mußten, über welcher bey hoher Fluth nur 18 Fuß Wasser steht, da doch unser Schiff 17½ Fuß tief ging. Alles erschrack, wurde blaß und bleich, und der Kapitain, welcher, seine letzten Briefe zu schreiben, in der Kajüte war, und, wie gewöhnlich, dem Lots das Kommando allein überlassen hatte — rung bey dem Anblick die Hände und hielt sein Schiff für verlohren.

Nächst der Hülfe Gottes hatten wir die Erhaltung des Schiffes der Aufmerksamkeit des Steuermanns zu danken. Dieser ließ gleich die Segel gegen einander stellen, und weil zugleich beynah eine Windstille einfiel, und die Ebbe (oder wie sie sagen, das Fallwasser) eintrat: so trieb das Schiff ganz stille über die Sandbank weg, ohne den Grund zu berühren.

Als die Sache so gut ablief, berühmte sich der Lots noch damit, daß er das Schiff auf der

linken Seite der Tonne über die Sandbank geführt habe; sein Sohn aber, der in einiger Entfernung vom Schiffe im Lotsboote fuhr, um seinen Vater abzuholen, wenn er seinen Dienst geleistet hätte, bezeugte, daß, als er dieses gesehen, er sich schon fertig gemacht habe, um bey dem höchst wahrscheinlichen Scheitern des Schiffes sich sogleich ins Wasser zu stürzen, weil sein Vater und er bey dem guten Wetter und Winde nichts zu seiner Entschuldigung hätten anführen können.

Der Kapitain äusserte, auf befragen: was bey erfolgtem Unglück dem Lots wiederfahren wäre? daß, wenn er den Schaden nicht bezahlen könnte, wie es bey diesem der Fall war, er das Leben hätte einbüßen können; setzte aber hinzu, daß man nicht mehr Nutzen davon gehabt haben würde, als wenn man eine Laus todtdrückte.

Die Unachtsamkeit des alten Lots wurde durch den vielen Branntwein, den er bey den Matrosen bekommen hatte, veranlaßt, denn diese waren bey der Freude, bald aus dem Texel zu kommen, damit sehr freygebig.

Wir benutzten nun auch die Abfahrt des Lots, um unsern Brüdern in Zeyst von unsrer Abfahrt aus dem Texel Nachricht zu ertheilen.

Den 24ten ging der Wind wieder nach Süden, wir mußten den Tag in den Wind segeln und rückten wenig fort. Abends waren wir doch so weit, daß wir das Feuer bey Dower sahen und nun in den Kanal einlaufen wollten; weil wir aber, nach der irrigen Meinung des Kapitains, schon zu nahe waren, wandten wir, wider Willen des Steuermanns, um, mußten hernach wegen kontrairen und heftigen Windes in der Nordsee herum kreuzen, und konnten erst den 29ten in den Kanal einlaufen.

Die Ursach, daß der Kapitain bey Dower wieder umkehrte, war, daß er nur ein Feuer auf dem Leucht-Thurme sah, in welchem Fall man schon in großer Gefahr ist, zu stranden; allein es war nur erst das eine Feuer angezündet worden, und daher sein Irrthum entstanden.

Im Kanal hatten wir vielen und heftigen West- und Nordwestwind, und mußten in dem engen Raum beständig laviren, um keiner Küste zu nahe zu kommen. Weil derselbe sehr voll anderer Schiffe war, kamen wir in einer Nacht zweymal in Gefahr, an andere Schiffe zu stoßen. Einmal berührten schon die Segelstangen eines großen englischen Schiffes die unsrigen, und weil auf unserm Schiff darüber eine große Bestürzung entstand, und der Kapitain

vor Schrecken sich auch nicht gegenwärtig war, so rief der Englische ihm zu, was er zu thun habe, wodurch wir glücklich wieder aus einander kamen. In einer Nacht war der Sturm so heftig, daß der Kapitain befürchtete, er würde die Masten kappen müssen. Das Schiff wurde so gewaltig hin und her geworfen, daß alles, ob man gleich die Sachen und Bettstellen auf den Fall gut bevestiget hatte, losriß, und wir Mühe hatten, uns in unsern Bettstellen zu erhalten. Endlich, nachdem wir 14 Tage im Kanal zugebracht, verliessen wir denselben am 12. November mit einem schönen Ostwinde. Mit abwechselnden günstigen und kontrairen Winden, auch vielem Calom, erreichten wir am 1. Dec. die Insel Madera und den 3. Dec. die Canarischen Inseln, segelten zwischen zweyen durch und passirten am 9ten den Tropicum. Von den hier gewöhnlichen Lustbarkeiten des Schiffsvolks mit dem Taufen und Naßmachen kauften wir uns jede Person mit 2 Gulden und ein paar Flaschen Branntwein los, durften uns aber doch nicht auf dem Verdeck sehen lassen, wenn wir nicht mit Seewasser begossen werden wollten.

Den 10ten sahen wir die ersten fliegenden Fische und in den folgenden Tagen auch die sie

verfolgenden Delphins, von welchen die Matrosen einige fingen, und uns zu einer erquickenden Kost dienten, weil wir nichts als Salzfleisch hatten.

Den 15ten, nach einer Stille von etlichen Tagen, bekamen wir heute einen schönen Ostwind, der bis zum 25ten anhielt, mit welchem wir täglich 30—40 Meilen fortrückten.

Den 24ten und 25ten erinnerten wir uns mit dankvollem Herzen der Menschwerdung Gottes, unsers Heilandes, dessen Bekanntmachung auch bey den unwissenden Heiden die Absicht dieser unsrer Reise war. Obgleich wir am 24ten den sechsten Grad Norderbreite erreicht hatten, sahen wir doch noch kein Land. Den 27ten fing das Wasser an sich zu verändern, und wurde grünlich; wir fanden aber beym Lotsen noch keinen Grund.

Um die Kraft des Wassers in der Tiefe zu zeigen, machte der Steuermann folgendes Experiment. Er band eine mit einem Gorkstöpsel vest zugemachte gläserne Flasche an das Lotbley, und ließ sie mit demselben 130 Klafter tief sinken. Als die Flasche wieder heraus kam, war der Stöpsel heraus und die Flasche voll Wasser. Das zweyte mal machten wir die Flasche mit einem noch bessern Stöpsel zu, und

klopften denselben so viel möglich hinein. Ohnerachtet nun noch ein gutes Stück des Stöpsels aus der Mündung der Flasche hervorragte, und nicht hatte hinein gebracht werden können: so war er dennoch von der Gewalt des Wassers hinein gedrückt worden, und die Flasche kam mit demselben und mit Wasser angefüllt wieder heraus. Vermuthlich hatte sich das Wässer beym ersten Versuch, wegen seiner mehrern Kraft, durch eine sehr feine Öffnung neben dem Stöpsel in die Flasche hinein gedrängt, und die dadurch zusammen gedrückte Luft den Stöpsel heraus getrieben; beym zweiten Versuch mag aber das Wasser neben dem Stöpsel keinen Weg in die Flasche gefunden, und daher durch seine Kraft denselben hinein getrieben haben.

Dieses Experiment scheint mir darum eine Erwähnung zu verdienen, weil man gemeiniglich glaubt, daß das Wasser keine Zusammendrückung, wie die Luft, leide, und in der Tiefe nicht elastischer als auf der Oberfläche desselben sey.

Mehrere Versuche konnten wir nicht machen, weil der Steuermann die Matrosen, obgleich wir sie dafür mit ein paar Flaschen Branntwein bezahlten, mit dem Heraufziehen der 130 Klafter langen Leine nicht mehr bemühen wollte.

Vielleicht würde man etwas anderes gefunden haben, wenn man den Stöpsel mit einer Blase oder einem Stück Leder gut verbunden hätte, welches vielleicht von andern Reisenden versucht werden kann.

Am 2ten Januar 1769 bekamen wir das Land zu Gesicht, fuhren an der Küste hin, passirten zwischen den sogenannten Constabels — zwey aus der See hervorragende Klippen — durch, wo das Schiff meist im Moder ging, und kamen den 4ten Januar in Paramaribo an. An der Küste gingen wir des Nachts allemal vor Anker, um nicht bey der Suriname, die an der Mündung kein besonderes Zeichen hat, durch den starken Strom längst der Küste vorbey getrieben zu werden. Es war ungemein angenehm, das Land nicht weit von sich und die Bäume mit den schönen zinnoberrothen Vögeln angefüllt zu sehen. Bald sahen wir auch, als wir bey Bramspünt, wo eine Soldatenpost ist, welcher der Kolonie die Ankunft eines Schiffes durch einen Kanonenschuß anzeigt, zum letzten male vor Anker gingen, die rothgefärbten Indianer in ihren kleinen Fahrzeugen Fische fangen, und freuten uns, balde bey ihnen zu seyn.

Von hier ging der Steuermann mit unsern Pässen ans Fortreß Neu-Amsterdam, und

brachte, nebst zwey Soldaten, etwas von den Landesfrüchten mit. Die Soldaten blieben die Nacht auf dem Schiffe, bis wir den andern Tag bey dem Fortreß vorbey kamen, um zu verhindern, daß keine Waaren heimlich, ohne die gewöhnlichen Abgaben zu entrichten, in die Kolonie gebracht würden. Das Fortreß Neu-Amsterdam, so wie auch das alte bey Paramaribo, wurden jedes mit 9 Kanonen begrüßt, und erhielten eben so viel zum Gegengruß. So wurden auch, als wir mit dem Kapitain vom Bord des Schiffs abfuhren, 9 Kanonen gelöst.

Der Empfang bey unsern Brüdern in Paramaribo war auf beyden Seiten sehr liebreich. Den andern Tag begaben wir uns zum Kommandeur oder Obersten des sämmtlichen dortigen Militärs, welcher in Abwesenheit des Gouverneurs den ankommenden Passagiers den Eid der Treue abnimmt. Weil die Brüder in der Kolonie von Ablegung eines Eides befreit sind: so wurde von uns statt dessen der Handschlag angenommen. Hiermit schliesse die Begebenheiten meiner Seereise, und bin rc.

Dritter Brief.

Paramaribo ist eine volkreiche Stadt, der Sitz der Regierung der Kolonie Suriname, und zugleich der Hafen, wo alle ankommende Schiffe einlaufen, ihre Ladungen abgeben und Rückfrachten einnehmen, weil alle Produkte des Landes, die ausgeführt werden können, dahin gebracht werden müssen. Damals war man der Meinung, daß jährlich etwa 100 Schiffe ankämen und Ladung erhielten. Ausser den holländischen Schiffen waren die nordamerikanischen die einzigen, welche dahin kommen durften, weil sie Lebensmittel, und die zu den Zuckermühlen nöthigen Maulesel und Pferde brachten. Sie durften aber eigentlich nur Syrup als Rückfracht einnehmen, weil Kaffee, Zucker und Baumwolle nirgends anders als nach Holland auszuführen erlaubt war.

Als mehrere Missionen in den Kolonien Berbice und Suriname errichtet wurden, sahe man die Nothwendigkeit ein, in Paramaribo, wohin die Schifffahrt von Holland am häufigsten war, einen vesten Platz zu haben, damit die ankommenden Missionarien dort aufgenommen und an die ihnen bestimmten Plätze abgefertigt, ihnen auch ihre Bedürfnisse, die sie nicht

zu jederzeit aus Holland erhalten konnten, besorgt werden könnten. Zu dem Ende war in Paramaribo ein eignes Haus von der Missionsdiakonie erkauft und in demselben eine Schneiderey durch einige Brüder errichtet worden. Diese hatten nebst dem Auftrag, den dort befindlichen heidnischen Negern das Evangelium zu verkündigen, auch den, sich der ankommenden und bey ihnen zuweilen besuchenden Missionarien anzunehmen, sie zu bewirthen und ihnen ihre Bedürfnisse zu besorgen, welches sie auch jederzeit mit vieler Angelegenheit und Vergnügen thaten; auch endlich, nach langem Warten, bey den Negern in Paramaribo mit dem Evangelio Eingang fanden, so daß im Jahr 1776 der erste Neger von ihnen getauft werden konnte; ja, daß endlich im Jahr 1785 die Regierung, welche der Sache Beyfall gab, den Brüdern ein derselben an der Cummeweine zugehöriges Stück Land, wo vorzeiten ein kleines Fort, Sammelsdyk genannt, gestanden hatte, einräumte, damit sie auch von dort aus den Negern auf den Plantagen das Evangelium verkündigen könnten.

In dem den Brüdern in Paramaribo gehörigen Hause, wohnte auch der Bruder, welchem die Direktion aller in den Kolonien errichteten Missionen aufgetragen war.

Bald nach unserer Ankunft allhier fand sich eine Gelegenheit für meinen Reisegefährten, Gottfried Bezold, auf seinen Posten an der Corentyn abzureisen. Dort ist er schon im zweyten Jahre aus der Zeit gegangen, und ich bedauerte seinen Verlust gar sehr, weil er ein brauchbarer Bruder war, und es allen Anschein hatte, daß er die Arawackische Sprache gut erlernen würde.

Am 24. Jan. bekam auch ich Gelegenheit, zu meinem eigentlichen Beruf bey der Indianer-Gemeine in Saron an dem Fluß Saramaka abzureisen, indem ein getaufter Indianer, Namens Ignatius, mit einem ungetauften von Saron nach Paramaribo kam, um sich ein und das andere einzukaufen.

Von Paramaribo bis an die Wanika, einem beträchtlichen Bache, der in die Saramaka fällt, mußte ich zu Fuße gehen. Es war gerade die kleine Regenzeit, daher stand der größte Theil des Busches, durch den unser Weg ging, unter Wasser, und ich mußte beynah 4 Stunden beständig, und oft über den halben Leib, im Wasser gehen. Mit dergleichen Wanderungen, und der Gegend ganz unbekannt, fiel mir dieser erste Marsch sehr schwer, und ich mußte mich in dem ganz überschwemmten Busche, wo ich die Indianer oft aus den Augen

verlohr, nur nach dem von ihnen trüb gemachten Wasser richten; bekam aber auch die Hände oft voll von den spitzigen Stacheln, wenn ich ausgleitete und geschwind einen Baum ergriff; denn in den niedrigen Orten giebt es eine Art Palmbäume, deren Stämme mit lauter großen Stacheln wie mit Nadeln umgeben sind. Weil die Spitzen derselben so fein wie Nadelspitzen sind und gleich in der Haut abbrechen, sind sie nicht gut wieder herauszubringen, sondern müssen mehrentheils aus den Händen herausschwären. Als wir endlich nach einem Marsch von 6 Stunden an die Wanika kamen, fand ich ein sehr kleines Corjar, in welchem ich sehr still sitzen mußte, damit das Wasser auf den Seiten, wo es etwa nur 2 Zoll über demselben erhaben war, nicht hineinliefe. Nach einer Fahrt von 3—4 Stunden in diesem Bach erreichten wir die Saramaka, und am 27ten früh kamen wir in Saron an. Ich fand die Wohnungen unsrer Brüder weit besser, als ich sie mir im Busche erwartet hatte. Allein in meiner Wohnung fand ich weiter nichts als eine Bettstelle und einen Stuhl. Einen Tisch mußte ich mir selbst machen, indem ich 4 Pfähle in den Boden, der nur Lehm war, schlug, und ein paar alte Breter darauf nagelte, um doch schreiben zu können. In Saron fand ich vor mir den

Br. Elias Hollaz als Missionarium, und als seine Gehülfen ein Paar Verheirathete, Namens Försters, mit einem Kinde, welche die Haushaltung besorgten, und einen Unverheiratheten, Gottfried Reimann. Von ihnen allen wurde ich mit brüderlicher Liebe und mit Freuden über die neue Verstärkung aus Europa aufgenommen. Auch die Indianer waren über meine Ankunft sehr erfreut, und kamen, mich zu bewillkommen.

Weil ich früh ankam, hatte ich gleich das Vergnügen, der Frühversammlung der Indianer beyzuwohnen, welche Br. Hollaz in ihrer Sprache hielt. Es war für mich ein lieblicher Anblick, ein Häuflein gläubiger Indianer beysammen zu sehen, ihren Heiland mit dem Gesang arawackischer Verse loben zu hören, und des Wohlgefallens und der Gegenwart Gottes, die mein Herz dabey inne wurde, versichert zu seyn.

Es war nun meine erste Sorge, die Sprache der Indianer sobald als möglich zu erlernen; denn ausser dem Br. Hollaz, welcher damals auch noch keine sonderliche Fertigkeit in derselben erlangt hatte, weil er erst seit einem halben Jahre, nothgedrungen, Vorträge zu thun angefangen hatte, indem sein Vorgänger, Namens Schirmer, aus der Zeit ging — waren

die Brüder Förster und Reimann, beyde Tischler, nicht im Stande, Vorträge zu thun, hatten sich auch nicht sehr gemüht, darinn weiter zu kommen, sonderlich, weil sie in anderer häuslichen Arbeit vollauf zu thun fanden. Bey Erlernung der Sprache kam es mir sehr zu statten, daß der sel. Br. Schuhmann in Berbice eine Grammatik, ein Wörterbuch und einige Übersetzungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte unsers Heilandes hinterlassen hatte. Ich las daher fleissig, schrieb mir die Worte auf, lernte sie auswendig, und suchte dieselben bey meinen Besuchen in den Indianer-Häusern anzubringen, um den rechten Accent in der Aussprache von ihnen zu hören, und mehrere dazu zu lernen. Den Indianern war dieses überaus angenehm, und sie gaben sich alle Mühe, mir zur baldigen Erlernung ihrer Sprache behülflich zu seyn, sonderlich einer, Namens Levi, ein verständiger Indianer, der von Jugend auf bey den Brüdern gewesen war, und daher auch etwas Deutsch gelernt hatte.

Auf die Weise kam ich so weit, daß ich es schon im May wagen konnte, eine kurze zu Papier gebrachte Rede an die Indianer zu halten, oder vielmehr abzulesen; weil Br. Hollaz für gut fand, die ehemals in Berbice getauften und nach der Zerstörung unsrer dortigen Mission

nach der Moratcke gezogenen Indianer zu besuchen. Als ich noch einmal so meine Rede vom Papier ablas, ermunterten mich die Indianer, mit ihnen zu reden, ohne es aufzuschreiben, weil sie die vorkommenden Fehler schon erklären und meinen Sinn gut fassen könnten. Durchs Abschreiben der vorhandenen Übersetzungen, des Wörterbuchs und den Umgang mit den Indianern kam ich denn in der Sprache immer weiter, und war dem Heiland herzlich dankbar, daß Er seinen Segen dazu gab, daß ich den Zweck meines Hicherkommens, den Indianern das Heil bringende Evangelium verkündigen zu können, immer mehr erreichte.

Ausserdem fand ich zu anderweitiger Beschäftigung Arbeit genug; denn weil das Gras dort sehr üppig wächst: so hatten wir genug zu thun, die Wege in der Nähe unserer Häuser und um die Häuser herum vom Grase rein zu halten, damit sie nicht ganz von Gras und Ranken-Gewächsen überzogen würden, und das Ungeziefer, sonderlich Schlangen, in der Nähe nicht zu sehr überhand nehmen möchte, wie auch, daß man, sonderlich des morgens, sobald man nur aus dem Hause ging, von dem vom Thaue triefenden oder vom Regen noch nassen Grase nicht ganz durchnäßt würde. Ausserdem hatten wir in der Nähe unserer Häuser einige

Pflanzungen von Pisang oder Bananen, Teier und Pataters, ingleichen von Kaffee- und Cacao-Bäumen angelegt, welche es ebenfalls nöthig machten, daß sie des Jahres zwey bis dreymal umgehackt würden, damit sie nicht im Grase erstickten. Weil nun alle diese und mehrere andere Arbeit durch uns drey unverheirathete Brüder verrichtet werden mußte, denn der Br. Förster hatte mit der Haushaltung vollauf zu thun, und die Indianer zu der Arbeit mit der Hacke, welche bey ihnen nur die Weibsleute thun, auch nicht vor Bezahlung zu haben waren: so richtete ich mich so ein, daß ich mich früh mit dem Sprachlernen, und von 8 bis 10 Uhr mit dem Reinmachen der Wege und der Gewächse in unsern Kostgründen beschäftigte. Alsdann war das Hemde vom Schweiß, bey der dortigen großen Hitze, zum auswinden naß. Ehe man an eine andere Arbeit geht, wobey man nicht mehr in solcher Bewegung bleibt, ist es sehr nöthig, daß man ein trockenes Hemde anziehe, und daß man sich dieses zur Erhaltung der Gesundheit nicht verdrüßen lasse, so oft man schwitzig geworden ist. Dieses habe ich in Suriname jederzeit mit großem Nutzen beobachtet.

Bis Mittag wandte ich dann meine Zeit zum Schreiben an, und so auch Nachmittags,

wenn das Wetter es nicht erlaubte, die Indianer in ihren Häusern zu besuchen.

Als ich bey dieser Eintheilung meiner Zeit in Erlernung der Sprache gute Fortschritte machte, bekam Br. Reimann, mit dem ich zusammen wohnte, auch mehr Lust dazu, und ich suchte ihn möglichst darinn zu unterstützen; sahe aber bey der Gelegenheit, wie schwer es ist, eine Sprache ordentlich zu erlernen, wenn man in der Jugend nichts von der Grammatik gelernt hat, daher ich es nicht genug empfehlen kann, es bey unsern jungen Leuten darauf anzutragen, daß sie wenigstens eine Idee von grammatikalischer Erlernung einer Sprache bekommen.

Am 5ten Febr. hatte schon das Vergnügen, der Taufe meines Reisegefährten von Paramaribo beyzuwohnen. Das Gefühl der bey dieser Verhandlung waltenden Gnade und Gegenwart Gottes war meinem Herzen sehr wohlthuend, und machte mir meinen Beruf noch schätzbarer. Ich bin auch versichert, daß ein jeder Christ, der einer solchen Verhandlung beywohnt, nicht ohne Rührung bleiben würde, wie mir dieses auch in der Folge von mehreren Officiers, die uns manchmal von einem in unserer Nähe gelegenen Soldatenposten besuchten und

den Taufhandlungen beywohnten, bezeugt worden ist.

Den 11. März kam der Br. Cleve, welcher als Missionär bey den Indianern in Hoop an der Corentyn, dem zweyten Missionsplatze unter dieser Nation, wohnte, zum Besuch bey uns an, um, vermöge eines Auftrags vom Br. Lawatsch in Paramaribo, welcher damals die Missionen in Suriname überhaupt zu berathen hatte, eine Visitation in Saron zu halten.

Um zu erfahren, wie weit unsere getauften Indianer in ihrer Erkenntniß und christlichem Wandel gekommen wären, sprach er mit ihnen einzeln, und auch hernach mit den europäischen Brüdern. Er ließ sichs angelegen seyn, mit uns, in Absicht unsrer Haushaltung und der Beschäftigung eines jeden, eine solche Einrichtung zu verabreden, wodurch den Mißverständnissen, die in gemeinschaftlichen Haushaltungen, wie sie auf Missionsplätzen eingeführt sind, leicht entstehen können, zumal wenn man sich, wie es damals bey uns der Fall war, in der Kost sehr einschränken muß — vorgebeugt werden konnte, damit die höchstnöthige Harmonie, Liebe und Vertrauen zu einander nicht gestört würde.

Da wir an einem fischreichen Fluß und mitten in einem vom Wilde angefüllten Busche wohnten: so hätten wir von den Indianern

überflüssig mit dergleichen Lebensmitteln versorgt werden können, wenn damals nicht die irrige Idee unter uns geherrscht hätte, daß es besser sey, unser Bestehen durch Feldarbeit und Pflanzungen, als durch den Handel mit den Indianern, zu suchen, da doch Europäer in einem so heissen Klima, wie Suriname, das im 5ten und 6ten Grade nordlicher Breite liegt, ohne Sklaven nicht vom Feldbau leben können, und die Indianer sich, wie schon erwähnt worden, zu solcher Arbeit nicht brauchen lassen. Die Indianer trugen daher das, was sie mit der Jagd und Fischerey erwarben, auf die benachbarten Plantagen und nach Paramaribo, weil sie sich dafür das, was sie brauchten, und bey uns nicht immer bekamen, anschaffen konnten. Eben so machten sie es mit der von ihnen gesponnenen Baumwolle und dem aus Rohr geflochtenen Hausrath.

Dieses hatte auch noch die üble Folge, daß die Indianer oftmals, statt nützlicher Bezahlung, sich Branntwein geben ließen, und mit zu Hause brachten, welches zu mancherley Unordnungen Anlaß gab, und uns bisweilen Unannehmlichkeiten mit ihnen zuzog, weil wir nicht anders konnten, als sie genau zu nehmen, wenn sie sich etwa betrunken hatten.

Um uns jedoch mit Wildpret und Fischen zu besorgen, hielten wir zwey Jäger. Denen gaben wir Flinten, Pulver und Bley, und noch eine jährliche Bezahlung, bestehend in so viel Messern und Salz, als sie brauchten, nebst 4 Ellen blauen ostindischen Kattun, Salpuris genannt. Dafür waren sie verbunden, uns von dem, was sie erjagten, die Hälfte zu geben. Sie gingen aber gemeiniglich nur auf die Jagd, wenn sie es selbst nöthig hatten, oder wenn sie etwas auf die Plantagen tragen wollten, und so hatten wir das Nachsehen.

Jene irrige Idee, welche wahrscheinlich ihren Grund in den ersten Anfängen der Mission hatte, als die Missionarien noch keine, oder nur wenige Indianer um sich hatten, machte der Missionsdiakonie die Besorgung der Missionarien auch kostbarer, denn man verschrieb jährlich, wie es auf den Plantagen zu geschehen pflegt, Salzfleisch aus Europa, ohnerachtet es in einem so heissen Lande nicht so gesund wie frisches Fleisch, und auch unangenehm zu essen ist.

Als wir daher nach ein paar Jahren von dieser Idee ab- und freyere Hand bekamen, fielen manche, wegen unsers Durchkommens gehabte Schwierigkeiten weg, und wir konnten,

zur Erleichterung der Missionsdiakonie, noch etwas verdienen.

Unsre Handlungswaaren bestunden in Matrosenmessern, deren die Indianer sehr viele brauchen, und immer eines in ihrem Gurte stecken haben, Fischangeln, Äxten, Hauern, einer Art kurzer Schwerter, welche sie zum Fällen des schwachen Holzes brauchen, wenn sie zu einem Cossabifelde den Busch fällen wollen, Hacken, Scheeren, Spiegeln, Corallen für die Weiber zu ihrem Staate, Pulver und Bley und ostindischen blauen Kattun rc. letzteres vorzüglich, um die Indianer für größere Dienste, die sie uns bey nöthigen Reisen und beym Holzfällen leisteten, zu bezahlen.

Nächstens ein mehreres. Leben Sie indeß wohl rc.

Vierter Brief.

Nachdem ich Ihnen in meinem letzten Briefe von meiner Einrichtung in Saron Nachricht ertheilt, so fahre nun nach meinem Tagebuch in meiner Erzehlung fort.

Br. Hollazens Besuch an der Marotake, bey den von Berbice dahin geflüchteten getauf-

ten Indianern, war nicht ohne Nutzen, denn es kamen mit ihm einige Familien, die er dort dazu ermuntert hatte, zu uns zum bleiben, und bauten sich bey uns an.

In unserer Haushaltung war das Mehl schon geraume Zeit alle worden; Br. Förster mußte daher zu Anfang August eine Reise mit einigen Indianern über Wanika nach Paramaribo machen, um etwas zu kaufen. Weil die Indianer das Mehl auf dem Rücken von Paramaribo bis zum Landeplatz an dem Wanikabach, 6 Stunden weit, tragen mußten, konnte es nicht viel seyn, und war nur blos zum Gebrauch in der Küche bestimmt; denn ans Brodbacken, ausser etwa zu einer Festfreude und Delikatesse, durften wir damals noch nicht denken.

Unser gewöhnliches Brod bestand in frischgebackenem Cossabi, dessen Zubereitung ich weiterhin beschreiben werde.

Bisher hatte ich eine gute Gesundheit genossen, bekam aber in diesem Monat ein kaltes Fieber. Obwohl man dieselben in Suriname nicht viel achtet und für einen Ankömmling gar für zuträglich hält, weil dadurch, nach ihrer Meinung, die Natur gestärkt und zum Ausdauren in der Hitze geschickter gemacht würde: so belehrte mich doch die Erfahrung eines an-

dern; denn ich wurde durch das Fieber sehr schwach und matt, und mußte mich daher zu einer Luftveränderung durch einen Besuch in Paramaribo entschliessen, weil zu Ende dieses Monats einige unserer Indianer in ihren eigenen Angelegenheiten eine Reise dahin machen wollten. Diese Reise hatte auch die gute Wirkung, daß ich schon unterwegens mein Fieber verlohr, und in 8 Tagen, denn so viel Zeit brauchte man zur Hin- und Herreise, gesund und gestärkt wieder nach Hause kam.

Die ungesundeste Zeit in Suriname ist, wenn im Monat July und August die große Regenzeit aufhört, und der Wind aus den Gegenden, wo Überschwemmungen gewesen sind, die ungesunden Ausdünstungen des Erdbodens und stehen gebliebenen Wassers den Wohnungen zuführt. Dieses war der Fall in Saron, und um so schlimmer, weil hinter unsern Häusern gegen Westen eine mit Busch bewachsene Anhöhe war, welche die von Osten kommende ungesunde Luft aufhielt; denn in Suriname weht beständig der Ostwind, geht bisweilen nur wenig nach Süden und noch seltener nach Norden. Dieser Ursache schreibe ich es daher zu, daß so viele unserer Brüder in Saron aus der Zeit gegangen sind, zumal ihre mehresten Heimgänge zu Ende July und im August vorfielen.

Selbst auch die Indianer hatten um die Zeit an Krankheiten zu leiden.

Wenn man sich daher in Suriname anbaut: so thut man sehr wohl, darauf zu sehen, daß man, wo möglich, gegen Osten etwa einen Busch zum Schutz gegen den Wind stehen lasse, gegen Westen aber den Busch wegschaffe, damit der Wind die ungesunden Dünste wegwehe und sich nicht bey den Häusern aufhalten könne.

Denn eben dieses war vermuthlich bey der Mission unter den Freynegern auch die Ursache des Todes so vieler unserer Brüder. Denn ihr Haus war am Fuß einer Anhöhe, die ihnen gegen Westen lag, gebaut. Endlich kamen die Neger, denen es nahe ging, daß sie ihre Lehrer so bald und oft einbüßten, auf den Gedanken, daß die Wohnung Schuld daran seyn könne, brachen das Haus ab, und setzten es auf die Anhöhe, worauf sie weit gesünder waren.

Unsre nächsten europäischen Nachbarn war eine Soldatenpost an der Saramaka, eine Stunde über uns, welche Siebenprovinzen genannt wurde. Die Officiers von dieser Post hielten mit uns gute Freundschaft, besuchten uns vor ordinair alle Sonntage und speisten mit uns.

Obgleich ihre oftmaligen Besuche uns mancherley Unbequemlichkeiten verursachten: so wa-

ren sie uns doch in so fern nützlich, daß sie in Paramaribo beym Gouverneur von uns und unserer Arbeit zur Bekehrung der Heiden gute Zeugnisse ablegten, und uns das Gouvernement geneigt erhielten.

Dieser Soldatenposten war etwa 20 bis 24 Mann stark, und war dort um der Freyneger willen angelegt worden, weil dieselben unter ihrem Kapitain Massinga vor einiger Zeit eine an dem Bach Corropine gelegene Plantage überfallen und die Sklaven weggeführet hatten.

Zuerst war diese Post ganz dichte bey Saron angelegt worden, und unsre Brüder hatten davon mancherley Beschwerden; man fand aber bald, daß die Freyneger demohngeachtet oberhalb Saron durch den Busch zu den Plantagen gingen und mehrere Sklaven zum Weglaufen reizten. Die Regierung entschloß sich daher, einen schon vor mehrern Jahren von der Plantage Rama an der Suriname bis an die Saramaka angelegten Weg, wo diese beyden Flüsse nicht mehr als 6 Stunden von einander entfernt waren, wieder aufhauen und reinigen zu lassen. An diesem Wege, den man das Oranienpad, d. i. Oranienweg, nannte, waren alle halbe Stunden Soldatenposten von 6 bis 10 Mann angelegt, und auf Siebenprovinzen und

Rama waren die Hauptposten. Diese Soldatenposten sollten verhindern, daß die Neger nicht durch den Busch auf die Plantagen kommen könnten, denn oberhalb diesem Wege waren keine Plantagen.

Die nämliche Absicht hatte man schon vor mehreren Jahren mit Anlegung dieses Weges gehabt, als man einer beträchtlichen Anzahl Schweizer, die ins Land gekommen waren, und sich in demselben etabliren wollten, längst diesem Wege Land anwies, und ihnen Vorschüsse that, um sich anbauen zu können. Allein diese Kolonien gingen bald ein. Denn die Breter und Pfosten, die sie mit ihren wenigen Negern — denn jede Familie soll 2 Sklaven von der Regierung bekommen haben — hätten machen können, konnten sie doch nicht auf die Plantagen oder nach Paramaribo bringen, weil die Bäche zu klein zum Beschiffen und nicht aufgereimt waren; überdem starben die mehresten von ihnen, und die übrigen verliessen ihre Wohnungen wieder, nachdem sie ihre Vorschüsse verzehrt hatten.

Als ich einstmals diesen erneuerten Weg bereiste, um nach Rama zu kommen, sahe ich die noch einzig übriggebliebene, nicht weit von Rama gelegene Kolonie der Schweizer, Carolinenburg genannt, welche eine Stadt werden

sollte, und zu dem Ende alle Stadtgerechtigkeiten, einen Rath und Bürgermeister erhalten hatte. Es hatten sich auch daselbst mehrere Bürger angebaut. Allein durch schlechtes Leben, Streit- und Proceßsucht wurden sie bald zu Grunde gerichtet, und ich fand dort nur noch eine Holzplantage, nebst einigen Überbleibseln der Bürger-Wohnungen.

Obgleich man oben erwähnten Weg von der Suriname bis an die Saramaka mit vielen Kosten erneuert und mit Soldatenposten besetzt hatte, so ist er doch nach einigen Jahren wieder verlassen worden, weil die Soldaten auf ihren vom Busch umgebenen Posten, und wegen der vielen Strapazen, die sie mit Wachen, täglichen Patrollen und den von den Hauptposten zu holenden Proviant auszustehen hatten, krank wurden und starben, zumal sie dort selten frische Kost haben konnten, sondern von Salzfleisch, Zwieback und Graupen leben mußten; denn sich selbst mit Anpflanzung von Bananen u. s. w. zu bemühen, waren sie zu träge.

Überdem hatte man bemerkt, daß diese Soldatenposten wenig Nutzen brachten, weil die Freyneger auf der andern Seite der Saramaka durch den Busch, und in dunkeln Nächten auf dem Flusse selbst mit ihren Corjaren vor der Post vorbey und doch auf die unterhalb

dem Soldatenposten an den Bächen gelegenen Plantagen gingen.

Als die Regierung sich daher entschloß, diese so beschwerliche und wegen des hinzuschaffenden Proviants so kostbare Postenkette aufzuheben, wurde wieder in Saron ein Sergantenposten errichtet, der zwar Anfangs nur mit wenigen Mann besetzt war, in der Folge aber, als die Freyneger aufs neue unruhig zu werden anfingen, bis auf 50 Mann mit einem Officier vermehrt wurde.

Dieses war nicht nur für die Mission sehr beschwerlich, sondern wurde auch mit Ursach, daß die Indianer den Ort verliessen, und diese Mission ganz aufgehoben werden mußte, wie im neunten Briefe erzehlt werden wird.

Im October bekamen wir einen Besuch von einigen Rathsherren und dem Obersten der Surinamschen Truppen von Paramaribo, nebst einigen Pflanzern der nächsten Plantagen, welche den oben beschriebenen und nun kürzlich fertig gewordenen Weg von der Suriname bis an die Saramaka besichtigten, und auch unser Etablissement bey der Gelegenheit gern sehen wollten. Sie waren überaus freundschaftlich, lobten das Unternehmen, die Indianer zum Christenthum zu bringen, und versprachen uns allen

Schutz und Unterstützung, wenn wir dessen benöthiget wären.

Herr Burius, ein Hannoveraner, der in ihrer Gesellschaft, und Besitzer einer Holzplantage, Berlin genannt, war, ermunterte uns, einen Weg über die Savonnen, — so nennt man die Gegenden, die nur mit Gras und kleinem Gesträuch bewachsen sind, — und durch die Wälder zu seiner Plantage, die oben an dem Fluß Para lag, zu suchen. Er versprach uns, daß wir auf derselben gute Aufnahme und ein Fahrzeug finden sollten, so oft wir nach Paramaribo reisen wollten. Denn in der Kolonie Suriname, in welcher die Plantagen alle nur an den Flüssen und großen Bächen angelegt sind, geschehen alle Reisen zu Wasser.

Weil wir nun oft nach Paramaribo zu reisen hatten, um ein und das andere Bedürfniß von dort zu holen: so war uns dieses freundschaftliche Anerbieten sehr willkommen, und ich machte mich bald mit dem Br. Reimann und einigen Indianern auf, diesen Weg zu suchen.

Wir suchten nach dem Kompaß, auf die uns nach Osten zu gelegene Plantage durch Büsche und dazwischen gelegene Savonnen zu kommen, mußten uns aber durch viele Büsche durchhauen und viele starke Bäche durchwaden. Nachdem wir so den ganzen Tag gegangen und

Abends um 5 Uhr an den letzten Busch kamen, wie wir nachher fanden, entfiel den Indianern der Muth, dem Kompaß zu folgen, und meinten, derselbe belüge uns, wie sie sagten. Wir waren unsrer Sache nicht gewiß, und mußten ihnen also folgen, weil sie sich in den Wildnissen doch allemal eher als ein Europäer zurecht zu finden wissen.

Wir gingen also mit ihnen lange Zeit längst dem Busche hin, und fanden endlich einen Weg, der aus demselben heraus kam, gingen demselben nach, und kamen an die zunächst an Berlin gelegene Plantage, Eintracht genannt. Hier erhielten wir einen Neger zum Wegweiser, und erreichten endlich, sehr ermüdet, Abends nach 7 Uhr die gesuchte Plantage.

Hier wurden wir von dem Direkteur derselben, Herrn Wittig, einen Erfurther, der sich wunderte, daß wir durch den wilden Busch den Weg zu ihm gefunden hätten, sehr freundschaftlich aufgenommen, und ruheten bey ihm einen Tag von unsern gehabten Strapazen aus. Die Indianer, welche den Tag zur Jagd benutzten, suchten zugleich den nächsten Rückweg, und fanden, daß, wenn wir an der Stelle, wo wir von unserm Kurs nach dem Kompaß abgingen, uns nur noch etwa 100 Schritte durch den Busch durchgehauen hätten, wir auf einen be-

tretenen Weg gekommen wären, auf welchem die Neger die beschlagenen Balken nach der Plantage zu schleppen pflegten, und welche Wege allemal in gerader Linie nach den Plantagen angelegt werden.

Auf diesem Wege kehrten wir nach Saron zurück, und fanden, daß wir ins ganze nur 6 Stunden dazu brauchten. In der Folge benutzten wir diesen Weg zu unsern Reisen nach Paramaribo ofte, weil wir auf den Plantagen, längst dem Fluß Para, wo, wie überhaupt in Suriname, die Gastfreyheit eingeführt ist, von den Direkteurs auch deswegen besonders freundschaftlich aufgenommen wurden, weil viele Leute es schätzten, daß wir uns im Lande aufhielten, um die Indianer zum Christenthum zu bringen.

Am 27ten Oktober verschied eine verheirathete Indianerin, Mariane. Ihre letzten erbaulichen Äusserungen und der liebliche Blick ihrer Leiche zeigten, daß sie mit Freuden und im Glauben an ihren Erlöser aus der Zeit gegangen sey.

Der 6te Januar 1770, als das erste Heidenfest, welches ich unter einer Zahl gläubig gewordener Heiden beging, war mir ein überaus festlicher Tag, weil an demselben drey Personen, ein Ehepaar, Philippus und seine Frau,

Philippine, ingleichen Lea, Conrads Frau, durch die Taufe zur Gemeine hinzugethan wurden.

Den 28ten Januar gingen einige, weit oberhalb Saron wohnende Freyneger, deren Kapitain Massinga war, in 4 Corjaren vor unserm Ort vorbey, den Fluß hinunter, um 12 gefangene Neger nach Paramaribo zu liefern. Es waren dieses einige von den Negern, welche besagte Freyneger vor ein paar Jahren verleitet hatten, von ihren Eigenthümern zu entlaufen, und die sie nun alle, vermöge des mit ihnen gemachten Friedens, wieder ausliefern sollten. Sie lieferten aber nur die untauglichen aus, und hatten die besten zurück behalten.

Diese Freyneger brachten auch einen Indianer, Namens Gottfried, mit, welchen sie im Jahr 1761 geraubt hatten, als sie Saron überfielen, 8 Personen auf dem Platz tödteten, die Häuser abbrannten, und 11 Personen, nämlich einige Weiber und Kinder, mit fortschleppten. Er war der einzige Sohn unsers Indianers Ignatius, der noch mit seiner Frau bey uns lebte, und ihn wieder einmal zu sehen, oft verlangt hatte. Er war nun erwachsen, und hatte schon bey den Negern geheirathet.

Der Vater wünschte sehr, seinen Sohn wieder zu bekommen, und die Neger machten ihm

Hoffnung, ihn für eine gute Bezahlung wieder los zu geben. Er ging daher mit den Negern, in Begleitung des Bruder Reimanns, um sein Gesuch bey der Regierung zu unterstützen, nach Paramaribo. Die Herren im Rathe und der Gouverneur waren sehr geneigt, ihn los zu machen, liessen seinen Sohn vor sich kommen, und boten ihm an, ihn los zu machen, wenn er es verlangte. Er sagte aber, er wolle lieber bey den Negern bleiben, weil er schon geheirathet hätte. Heimlich hatte er aber zu einem Indianer gesagt, er dürfe nicht sagen, daß er gern bey seinem Vater bleiben möchte, weil ihm die Neger gedroht hätten, daß sie ihn alsdann gleich umbringen würden. Sie hatten ihn auch beständig im Auge, aus Furcht, daß er ihnen davon laufen und etwas von ihren Geheimnissen verrathen möchte. Der Vater kam also unverrichteter Sache wieder zu Hause, doch mit der ihm von den Negern gemachten Hoffnung, daß sie ihm ihren Sohn, wenn sie wieder nach Hause gingen, auf einige Zeit überlassen wollten. Allein als sie ein paar Wochen nachher wieder zurück kamen, brachten sie ihm denselben meist in den letzten Zügen ins Haus, woselbst er auch bald aus der Zeit ging, nicht ohne Verdacht, daß ihm die Neger Gift beygebracht hätten; denn sie besorgten, daß er sich endlich

doch einmal frey machen, und dann gelegentlich den Europäern als Wegweiser zu ihren Dörfern dienen möchte. Wir begruben ihn als einen unserer Getauften auf unserm Gottesacker. Bey der Gelegenheit erfuhren wir auch, daß die Indianer-Weiber, welche die Neger mit den Kindern geraubt hatten, unterwegens fleissig mit einander gesungen und gebetet hätten, so daß die Neger ganz unruhig darüber wurden, und es ihnen verboten, aus Furcht, daß der Gott der Indianer sie für den Raub bestrafen möchte.

Ich bleibe rc.

Fünfter Brief.

Der durch Bekanntmachung der heilsamen Wirkung des Quassiabaums berühmt gewordene Neger Quassi hatte an dem Pirika-Bache, in der Kolonie Suriname, eine Plantage angelegt, und einige Karaiben bewogen, sie ihm zu bearbeiten. Um nun mehrere an sich zu ziehen, hatte er unter ihnen ausgesprengt: daß die Europäer die Indianer umbringen, ferner, daß die Erde untergehen, und wo jetzt Land ist, Wasser, wo aber Wasser wäre, Land seyn, und am Ende die Welt verbrennen, seine Planta-

ge aber allein nicht untergehen würde, und deswegen sollten alle Karaiben zu ihm kommen. Wir hörten, daß diese Sage sich auch schon an der Kupanane, einem großen Fluß, der an der Mündung der Saramaka mit letzterer zusammen in die See fällt, ausgebreitet habe, und daß sich schon verschiedene Indianer von dort nach Pirika retirirt, andere aber da geblieben, und sich hohe, auf Pfählen stehende Häuser gebaut hätten, damit sie nicht ersaufen möchten.

Der Kapitain der in unsrer Nachbarschaft wohnenden Karaiben hatte seinen Leuten gesagt, daß wir das große Buch — die Bibel — hätten, worinn alle dergleichen Sachen stünden, und sie also bey uns die Wahrheit würden hören können. Sie kamen also und befragten uns über die Wahrheit dieser Sage. Wir versicherten sie, daß das erste Unwahrheit, das zweyte nach unserm großen Buch schon vorlängst geschehen sey, das dritte aber noch geschehen solle; vorher müßten aber sie und die übrigen Indianer erst ihren Schöpfer und Heiland kennen lernen. Weil es nun ungewiß sey, wie bald dieser letzte Untergang der Welt durch Feuer vor sich gehen würde, möchten sie ihre Bekehrung nicht anstehen lassen. Über dieses, wie sie wohl merkten, noch nicht so bald zu erwartendes Ereigniß, machten sie sich wenig Kum-

mer, und gingen getrost wieder nach Hause. Wir hörten bald nachher, daß die Karaiben, welche sich zu dem Neger Quassi geflüchtet, ihn wieder verlassen hätten.

Im Januar dieses Jahres 1770 hatte einer unserer Indianer, Namens Timotheus, auf der Jagd die Wohnung eines weggelaufenen Negers im Busche, etwa 4 bis 5 Stunden von Saron, mit einem Kostgrunde gefunden.

Es gingen daher einige unserer Indianer mit ihm dahin, nahmen ihn gefangen, banden ihn aus Mitleiden nur leichte und versprachen ihm dabey, ihn nicht an die Europäer auszuliefern, sondern ihn in ihrer Wohnung bey sich zu behalten.

Weil es schon spät war, blieben sie in seinem Häusgen, legten sich um ihn herum und schliefen ruhig. Der Neger hatte ihnen bezeugt, daß er ihren Worten nicht trauen könne, weil sie ihn gebunden hätten. Es fiel ihm auch nicht schwer, sich in der Nacht von seinen Banden los und davon zu machen; war aber doch so billig, den schlafenden Indianern, die ihre Flinten neben sich an die Wand gelehnt hatten, keine, sondern nur einen Hauer zu nehmen, und ihnen kein Leids zu thun. Die Indianer kamen also unverrichteter Sache wieder

zurück. Nach einiger Zeit, da sie glaubten, daß der Neger wieder sicher geworden sey, gingen sie aufs neue hin, fanden ihn in demselben Hause und beredeten ihn, ungebunden mit ihnen zu gehen. Es waren ihrer nur 3 Indianer, von denen nur einer eine Flinte hatte. Sie liessen ihn in ihrer Mitte gehen; da aber der Neger, der ein starker Mensch war, gewahr wurde, daß der Indianer mit der Flinte etwas zurück blieb, sahe er sich die Zeit aus, zog einem Indianer das Messer von seiner Seite, und wollte ihn damit erstechen. Auf das Geschrey eilte der Indianer mit der Flinte, die nur mit groben Schrot geladen war, herbey, und gab auf ihn, da der Neger sich mit dem Messer nun gegen ihn wandte, Feuer. Der Neger stürzte zu Boden, war aber doch, weil der Indianer nicht die Absicht hatte, ihn wirklich zu tödten und deswegen die Flinte nur niedrig anlegte, nicht todt. Allein einer von ihnen, der erst kürzlich zu uns gekommen und noch nicht getauft war, machte sich über ihn her und tödtete ihn vollends.

Der Indianer mit der Flinte, ein sehr hübscher und sanfter Indianer, war darüber äusserst verlegen, daß er durch den Schuß Gelegenheit zu dem Tode des Negers gegeben, da derselbe

ihm mit dem Messer doch nichts hätte anhaben können; gab uns von dieser traurigen und uns sehr schmerzenden Geschichte, die bis dato bey unsern getauften Indianern ohne Beyspiel war, gleich Nachricht. Wir verwiesen ihnen ihr hartherziges Betragen in dieser Sache, daß sie es geduldet, daß der ungetaufte Indianer den Neger, der vielleicht doch noch am Leben hätte erhalten werden können, vollends todt geschlagen habe. Da aber in der Sache weiter nichts zu thun war, so schickten wir sie den folgenden Tag hinaus, den Neger zu begraben, baten sie aber, ihm nicht die rechte Hand abzuhauen, und lieber die 25 Gulden, die sie für dieselbe bekommen konnten, fahren zu lassen, weil sie doch nicht recht mit dem Neger umgegangen wären, worinn sie uns auch folgten.

Es sind nämlich in Suriname alle weggelaufene Neger, die noch nicht für Freyneger erklärt sind, vogelfrey, und die Regierung bezahlt für eine jede rechte Hand eines solchen getödteten Negers 25 Gulden; bringt man ihn aber lebendig, so erhält man 50 Gulden.

Unsern getauften Indianern hatten wir empfohlen, die von ihnen gefundenen weggelaufenen Neger so viel möglich lebendig zu fangen.

Dieses hatten wir auch bisher von ihnen erhalten. Allein die Karaiben schlagen die Ne-

ger, auch wenn sie sich ihnen freywillig überge-
ben, gemeiniglich todt; denn oftmals übergeben
sich weggelaufene, sonderlich neue Neger, frey-
willig, wenn sie sich im Busch verirrt haben,
Hunger leiden und von den Indianern auf der
Jagd gefunden werden, oder zu einem India-
nerdorf kommen.

Weil nun den Karaiben bisweilen die ge-
fangenen Neger, ehe sie dieselben nach Parama-
ribo bringen können, wieder entliefen: so zogen
sie den geringern dem ungewissern größern Ge-
winnst lieber vor, und entledigten sich durch den
Tod des Negers der Mühe, ihn zu bewachen
und nach Paramaribo zu bringen.

Weil einige schlechte Dinge unter unsern
Indianern vorgekommen waren, indem manche
von ihnen sich von denen in unserer Nachbar-
schaft wohnenden Karaiben hatten verleiten las-
sen, einer von ihnen angestellten Sauferey und
Tanze beyzuwohnen, und die Geschichte mit dem
erschlagenen Neger auch erst kürzlich vorgekom-
men war: so setzten wir, nach einer Erklärung
an die Indianer-Gemeine, daß die mehresten
nicht geschickt wären, sich zum Tische des Herrn
zu nahen, das heil. Abendmahl im Monat März
aus; begingen dasselbe aber wieder mit ihnen
am Grünendonnerstag mit besonderm Segen
für ihre Herzen. Zu einer Zubereitung dazu

diente die Feyer der Passionswoche, in welcher ihnen, wie jährlich zu geschehen pflegte, die Leidensgeschichte Jesu vorgelesen wurde, wobey sie, sonderlich am Charfreytage, sehr angethan waren. Überhaupt muß ich von der ganzen Zeit, die ich bey den Indianern zugebracht habe, anmerken, daß, obgleich die Leidensgeschichte Jesu ihnen alle Jahre einmal ganz, und in der Zwischenzeit oftmals einzelne Stücke daraus vorgelesen wurden, sie sich in der Charwoche doch allemal sehr fleissig zu Anhörung derselben einstellten, und man, ihrer übrigen Gleichgültigkeit ohngeachtet, doch häufig nasse Augen bey ihnen bemerkte. Auch beym einzelnen Sprechen äusserten sie sich vielmals recht erbaulich über den Segen, den sie bey Anhörung dieser Geschichte für ihre Herzen gehabt, und daß sie dadurch aufs neue aufgefordert worden wären, ihren Heiland, der so viel für sie ausgestanden, wieder zu lieben und nach seinem Wohlgefallen in dieser Welt zu leben.

Wenn daher bisweilen ein Bruder, der noch nicht zu Vorträgen gebraucht werden konnte, den wir aber doch auch gern eine Versammlung wollten besorgen lassen, etwas von der Leidensgeschichte nicht deutlich vorgelesen hatte, so wurde ich oftmals von den Indianern ersucht, es ihnen nochmals vorzulesen.

Weil ich einige Geschäfte in Paramaribo hatte, nahm ich ein paar von den bey uns vorbeyreisenden Freynegern gekaufte Povice, deren Beschreibung weiterhin vorkommen wird, mit, und weil sie in Paramaribo sehr gesucht wurden, erhielt ich für sie 80 Gulden, ohngeachtet sie uns nur 40 Gulden gekostet hatten, welches unsrer Haushaltung gut zu statten kam.

Nicht weit von der Wanika legten wir den andern Tag zu Mittag an, um die Fluth, die uns entgegen kam, abzuwarten. Zwey von unsern Indianern gingen auf die Jagd, um einige Fische bey einer ihnen bekannten Bach zu fangen, bemerkten aber, daß sich daselbst viele Neger, die man gar nicht in der Gegend erwarten konnte, aufhielten, und also weggelaufene Neger seyn mußten, die sich in der Gegend angebaut hätten. Sie kamen bald wieder zurück, nahmen die übrigen Indianer mit und liessen mich bey einem in Saron gefangenen Neger, den sie nach Paramaribo liefern wollten, allein. Weil der Neger bemerkte, daß ich von den Indianern einen Hauer verlangte, um mich nöthigen Falls gegen ihn vertheidigen zu können, kam er und brachte mir ihn selbst. Nach ein paar Stunden kamen die Indianischen Weiber zu mir zurück, und in der Dämmerung hörten wir einen Schuß, welches uns wegen der abwesenden we-

nigen Indianer sehr besorgt machte, indem wir denken mußten, daß es zwischen ihnen und den Negern zum Handgemenge gekommen seyn müsse. Etwa in einer Stunde nach dem gefallenen Schuß kamen die Indianer mit einiger gemachten Beute wieder zu uns zurück.

Wir vernahmen sodann, daß sie über 60 — 70 Neger, Männer, Weiber und Kinder, gefunden hatten. Einer unserer Indianer, deren nur 3 waren und sich in einiger Entfernung von einander hinter Bäume gestellt und ihnen zugesehen hatten, redete einen Neger, der ihm, ohne den Indianer zu sehen, nahe gekommen war, mit dem gewöhnlichen Gruß haudi perari an. Dieser Neger rief mit lauter Stimme aus: Perari dai! d. i. es sind Indianer da; worauf alle Neger in der größten Eile in den Busch rannten, und alles, was sie hatten, stehen liessen. Um das Schrecken der Neger zu vermehren, thaten die Indianer einen Schuß hinter ihnen drein. Sie fanden eine Menge Berbekutten,*) die voller Fische lagen, einige Krüge voll Fett, welches sie von den gekochten

*) Berbekutten nennen die Indianer eine Sorte Roste, die sie von Stöcken machen, darauf ihr Fleisch oder Fische zu legen, um sie zu braten und auf die Weise länger verwahren zu können.

Fischen abgeschöpft hatten, Schildkröten, ein paar Spiesse und eine Tabackspfeife, und nahmen in der Geschwindigkeit mit, was sie konnten. Als sie wieder zu uns kamen, machten wir uns in aller Eile auf, und fuhren auf die andere Seite des Flusses, aus Besorgniß, die Neger möchten, wenn sie sich von ihrem Schrecken erholt, wieder kommen und uns aufsuchen. Ich konnte bey der Gelegenheit recht sehen, was die Furcht thut; denn jedes Geräusch im Busche, ehe wir abfahren konnten, machte die Indianer glauben, die Neger seyen schon im Anzug. Den andern Tag setzten die Indianer wieder über den Fluß, liessen mich mit dem gefangenen Neger und einer Indianerfrau allein, und gingen auf einem andern Wege wieder an erwähnten Ort. Sie fanden alles, wie sie es den Tag vorher gelassen hatten, und nahmen von den Fischen so viel sie tragen konnten mit, um sie in Paramaribo zu verkaufen. Von den Fischen, welche die Indianer dort fanden, ist noch anzumerken, daß es eine Art wohlschmeckender und fetter Fische, von der Größe eines großen Heerings, nur dicker und fleischiger, ist, die man Warapper nennt, welche in der trocknen Jahreszeit, wenn das ausgetretene Wasser in die Flüsse zurück geht, in den Tümpeln bleiben. Man salzt ihn auch, sonderlich in Ber-

bice, als Heeringe ein, und braucht sie zur Kost für die Plantage-Neger, weswegen auch unsre Indianer in Berbice, wo sie zu einigen Diensten für die Kolonie, wenn es verlangt wird, verpflichtet sind, diese Fische für die Regierung fangen und einsalzen mußten.

Wenn die Indianer einen Tümpel finden, worinn dergleichen Fische sind: so machen sie etwa in der Mitte oder an einem hineingefallenen Baum einen kleinen Damm, und schöpfen mit ihren Gefäßen das Wasser aus einem Theil des Tümpels oder Sumpfes in den andern über den Damm, und fangen alsdann die in dem wenigen Wässer zurück gebliebenen Fische mit den Händen. Als ich in Hoop an der Corentyn wohnte, war ich ein paarmal bey einer solchen Fischerey, mußte aber bis an den Unterleib in dem Moder herumsteigen, und sahe, daß es keine Arbeit für einen Europäer ist, der doch einige Kleidung anhaben muß.

Oben erwähntes Negerdorf, das so nahe bey der Kolonie war, wurde durch diesen Umstand bekannt, und erregte Aufmerksamkeit. Auch mochten die über uns wohnenden Freyneger von unsern Indianern Nachricht davon erhalten haben. Da sie nun erst kürzlich mit den Europäern Friede gemacht hatten, offerirte sich Massinga, ihr Kapitain, für Bezahlung diese

Neger gefangen zu nehmen und der Regierung auszuliefern, betrog sie aber und lieferte kaum die Hälfte von ihnen aus.

Um die Sache auszuführen, ging Massinga mit einigen seiner Freyneger zu ihnen, stellte ihnen vor, daß sie dort nicht würden bleiben können, weil sie den Europäern zu nahe wären und ihr Aufenthalt ihnen auch durch die Indianer bekannt geworden. Sie würden also am besten thun, mit ihm in sein Land zu ziehen, wo sie als freye Leute leben und an den Präsenten, die sie von den Europäern erhielten, Theil nehmen könnten. Als er ihnen, einen nach Neger-Manier schweren Eid abgelegt, daß er sie nicht an die Europäer ausliefern wolle, folgten sie ihm, und er führte den Theil von ihnen, den er an die Europäer ausliefern wollte, welches mehrentheils schlechte und solche Neger waren, denen er nicht viel gutes zutrauen durfte — durch den Busch bis zu dem Soldatenposten, die sieben Provinzen, wo sie von den Soldaten abgeredetermaaßen angehalten und gebunden wurden. Die übrigen, und sonderlich die Weiber und Kinder, führte er auf Corjaren in der Nacht vor den Soldatenposten vorbey in seine Wohnungen. Sie bezahlten ihn aber in der Folge für seine Untreue dadurch, daß sie vorgaben, sie müßten ihre Götter, die

sie mitgebracht, und die mit der Veränderung ihrer Wohnung nicht zufrieden wären, erst durch ein Opfer und Tanz versöhnen, bey welchem kein anderer Neger gegenwärtig seyn dürfe.

Während der Zeit aber, da die alten Einwohner dachten, daß sie mit dem Opfer und Tanze beschäftiget wären, machten sie sich alle heimlich davon, nahmen ihnen viele Gewehre und Pulver, welches sie von der Regierung als Präsente für den geleisteten Dienst erhalten hatten, mit, und ihre Wohnung konnte von den Negern, wie sie sagten, in den unendlichen Waldungen nicht ausgefunden werden.

Auf eben dieser Reise begegnete uns Tags vorher noch ein anderer Umstand, der uns in Verlegenheit setzte. Einer unserer Indianer ging auf die Jagd, weil aber Regenwetter einfiel und er die Sonne nicht sehen konnte, verirrte er sich im Busch. Er war daher genöthiget, die ganze Nacht im Busche allein zu bleiben, weil er Anfangs unsere und wir seine Schüsse nicht hören, und er am Ende des Regens wegen nicht mehr schiessen konnte. Er machte sich daher von einigen großen Blättern eine Hütte, setzte sich darunter und legte einen geschossenen Hasen und einen Povice-Vogel aussen vor dieselbe, welches vermuthlich seine Rettung war. Denn in der Nacht kam ein

Tiger, begnügte sich aber mit dem Hasen, den er halb verzehrte, und tastete ihn nicht an. Den andern Morgen schickte ich die andern Indianer aus, ihn zu suchen, und sie fanden ihn zu unserer aller Freude gesund wieder.

Wenn die Indianer einander in den Büschen suchen, so schlagen sie mit Äxten an die, wie Breter gewachsenen, Wurzeln gewisser Bäume, welches sehr weit in den Busch schallt. Diese Wurzeln der Bäume sind ohngefähr so gestaltet, wie eine kleine Zeichnung auf Tab. I. zeigt.

Ich habe Tischblätter gesehen, an denen 6 bis 8 Personen speisen konnten, die aus solchen Wurzeln heraus geschnitten waren. Wenn man einen solchen Baum fällen will, muß man ein hohes Gerüste bauen, um an seinen Stamm kommen zu können.

Als ich in Paramaribo ankam, fand ich die zu unserm und der übrigen Missionsplätze bestimmte Verstärkung, welche uns aus Europa zugesendet worden war, vor mir. Es waren zwey Verheirathete, Meerboths und Peners, nebst vier unverheiratheten Schwestern. Von denselben kamen in der Folge Meerboths zu uns, um die Haushaltung zu übernehmen, weil Försters, welche sie bisher besorgt hatten, in dem nächsten Jahre mit ihren zwey Kindern nach

Europa reisen wollten, und von den Schwestern wurden zwey mit den auch in Saron befindlichen Brüdern, Hollaz und Reimann, verheirathet.

Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Durch den in meinem letzten Briefe erwähnten Zuwachs an Gehülfen, war unsere Anzahl nun von 5 Erwachsenen und 2 Kindern auf 9 Erwachsene und 2 Kinder gestiegen. Es fehlte uns daher an den nöthigen Wohnungen und auch an den nöthigen Lebensmitteln. Letzteres nur darum, weil wir nach dem schon erwähnten irrigen Grundsatz, uns lieber mit unserer Hände Arbeit, als durch einen Handel mit den Indianern zu ernähren, anhingen. Doch sahen wir in der Folge den Schaden davon ein, kauften den Indianern ihren von Rohr geflochtenen Hausrath und andere ihrer gangbaren Waaren, ingleichen was sie von ihrer Jagd und Fischerey übrig hätten und vorher auf die benachbarten Plantagen trugen, für allerley ihnen nützliche Dinge ab, und hatten hernach niemals mehr Mangel an dergleichen Lebensmitteln, sondern oft mehr, als wir brauchten.

Ich war nun der einzige unverheirathete Bruder in Saron. Br. Lawatsch hätte zwar gerne gesehen, wenn ich an den zweyten Missionsplatz unter den Indianern an der Corentyn, wo sich zwey unverheirathete Brüder, Vögtle und Mente, befanden, gegangen wäre, damit in Saron lauter verheirathete Missionarien seyn möchten. Allein dieses wollte sich nicht wohl thun lassen, weil sie just damals von dort eine aparte Reise nach Saron hätten anstellen müssen, die nicht ohne einen Aufwand von 60 Gulden geschehen konnte; und überdem die Brüder in Saron mich nicht gern entlassen wollten, weil alsdenn Br. Hollaz der einzige gewesen wäre, der die Indianische Sprache gehörig sprechen und Vorträge an die Indianer thun konnte. Bey der bald erfolgten Abnahme unserer Anzahl war man froh, daß diese meine Versetzung nicht zu Stande gekommen war. Indeß hatte ich von der Vermehrung der Familien in Saron den Nutzen, daß dieselben das Waschen meiner Wäsche auch übernahmen; denn so beschwerlich mir und den beyden Brüdern, Hollaz und Reimann, eine so ungewohnte Arbeit auch war, konnten wir es doch der Schwester Försterin, so lang sie die Wirthschaft allein zu besorgen und für ihren Mann und zwey Kinder

vollauf zu waschen hatte, nicht zumuthen, es auch für uns zu thun.

Um für die angekommenen neuen Gehülfen die nöthigen Wohnungen zu erhalten, bauten wir einige bisher zu Schuppen gebrauchte Häuser besser aus, und setzten an ein anderes ein Stück an.

Der selige Br. Meerboth, der in der Gemeine das Maurerhandwerk gelernt hatte, — denn eigentlich war er ein Tuchmacher, — suchte sich zuerst eine bessere Wohnung zu verschaffen.

Bisher bestunden unsre Haus- und Stubenwände nur aus angebundenen Latten von der Mannikolpalme, und gewährten allem Ungeziefer freyen Durchgang, weil sie nicht dicht gemacht werden konnten. Statt solcher Latten-Wände machte er sie von dünnem Flechtholz und bewarf sie auswendig und inwendig mit Lehm, den wir am Ufer des Flusses fanden, ihm den Berg hinauf tragen und treten halfen, und Br. Förster, der ein Tischler war, machte die nöthigen Thüren und Fenster. Dem Exempel des Br. Meerboths folgte Br. Reimann, und endlich beklebten wir auch so unsern Hünerstall, weil wir bisher durch die Fledermäuse, die ihnen in der Nacht oft das Blut aussaugten, viele derselben eingebüßt hatten.

Eine zweyte Verbesserung unserer Wohnungen war es auch, daß wir unsern Fußboden mit Lehm belegten und einer Tenne ähnlicher machten, denn bisher war er nur der gewöhnliche, etwas geebnete Erdboden gewesen.

Zu Anfang April 1771 reisten Geschwister Försters mit ihren zwey Söhnen von uns nach Europa ab. Dadurch wurde unsere Anzahl um 4 Personen verringert, und bald nahm unsere Gesellschaft sehr an der Zahl ab. Denn zu Ende Juny bekam die Schwester Hollaz ein hitziges Fieber, und verschied am 1ten July. Nachdem wir sie begraben, mußte ich mich an eben der Krankheit legen, und man zweifelte gleich an meinem Aufkommen, so daß Br. Hollaz, der zu seiner Zerstreuung und Erholung nach dem Verlust seiner Frau eine Reise nach Paramaribo machte, aufs nicht Wiedersehen von mir Abschied nahm. Durch eine zweymalige Aderlässe aber brach sich meine Krankheit, denn ausser Aderlassen und Abführen durch Aloe, als unsrer einzigen Medicin, hatten und wußten wir damals, weil wir Tissots Anleitung fürs Landvolk, welche uns in der Folge viele Dienste leistete, noch nicht hatten, keine andern Mittel.

Nachdem mir der sel. Meerboth zum zweiten mal zur Ader gelassen hatte, mußte er sich

selbst legen, und verschied schon am dritten Tage den 13. July zu unserm größten Leidwesen. Ich war noch äusserst schwach, und Br. Reimann nebst seiner Frau hatten auch, wiewohl nur kalte, Fieber. Es wurde uns daher sehr sauer, die Leiche am folgenden Tage — denn länger hält sich dort keine Leiche — zur Erde zu bestatten.

Mit vieler Mühe konnte Br. Reimann die zu einem Sarge nöthigen Breter zusammen bringen, weil wir damals noch nicht angefangen hatten, den Indianern das Bretersägen zu lernen, sondern wenn welche gebraucht wurden, spalteten sie einen Baum und behackten die 2 Stücke so lang, bis sie nur so dick wie ein Bret waren.

Durch den Weg auf unsern Gottesacker, obwohl er nicht weit entfernt war, und durch das Leichenbegängniß sehr ermüdet, suchte jedes, so bald wir wieder zu Hause waren, sein Bette; denn die Wittwe des sel. Meerboths, meine nachmalige Frau, welche ihre äussersten Kräfte angewendet hatte, um sich nur so lang auf den Beinen zu erhalten, bis sie ihren seligen Mann zur Ruhe gebracht hatte, mußte sich gleichfalls an einem heftigen hitzigen Fieber legen, so daß man auch ihren Heimgang erwartete, jedoch

dadurch noch erhalten wurde, daß sich ihre Krankheit in ein kaltes Wechselfieber verwandelte, womit sie aber ein ganzes Jahr zubrachte.

Meine Krankheit war indeß doch gebrochen, und ich fing an, Appetit zu bekommen; weil aber alles zu Bette lag, kümmerte sich niemand ums Essen. Denn ein indianisches Ehepaar, das uns im Hauswesen zur Hand gehen sollte, besorgte nur das Cossabibrod, Holz und Wasser, wusch das Geschirr auf, und kam nur, wenns Essenszeit war, um davon seinen Antheil zu erhalten. Ich suchte mir daher zwey Eyer, schlug sie in eine Pfanne und machte mir zwey sogenannte Ochsenaugen, weil dieses am wenigsten Mühe machte. Allein der Genuß derselben verursachte mir in der Nacht eine so heftige Kolik, daß ich mich nicht zu lassen wußte.

Weil mir bekannt war, daß Br. Reimann noch zwey Heidingerische, oder sogenannte Gesundheitspillen hatte, bat ich ihn, mir eine davon zukommen zu lassen, und erhielt durch dieselbe in kurzer Zeit Hülfe. Weil durch erwähnte Umstände unsere Anzahl nun von 11 auf 5 Personen geschmolzen war, vermißten wir in der Lage, worinn wir uns nun in Saron befanden, den zu seiner Erholung nach Para-

maribo verreisten Br. Hollaz gar sehr, und waren erfreut, ihn nach einigen Tagen wieder bey uns zu sehen.

Bey seiner Ankunft wunderte er sich nicht wenig, den Platz so leer zu finden, und noch mehr, da er in die Küche kam, und mich, den er schon unter den Todten suchte, statt des sel. Br. Meerboths daselbst beschäftiget zu finden. Denn weil ich jetzt der stärkste war, mußte ich mich der Küche annehmen, und das, was die Indianer brachten, zu konserviren suchen, damit wir, wenn der Appetit wieder käme, doch etwas zu essen hätten. Er brachte uns die Nachricht, daß unsere aus Europa verschriebene Provision 2c. daselbst angekommen sey.

Diese von dort abzuholen, mußten wir unsere große Canu zurechte machen, weil die Sachen nicht übers Land getragen, sondern über die See transportirt werden mußten. Mit vieler Mühe kam Br. Reimann mit Ausrüstung dieses Fahrzeugs so weit zu Stande, daß ich nach vier Wochen die Reise dahin antreten konnte. Weil ich aber nach dem hitzigen Fieber ein schleichendes kaltes Fieber bekam, wurde die Reise mir sehr sauer, sonderlich der Weg von dem Wanika zu Lande nach Paramaribo; denn weil die Reise über See gegen Wind und Strom

sehr langweilig war, entschloß ich mich, mit ein paar Indianern den Landweg zu machen. Statt 6 brauchte ich aber 10 Stunden, und mußte, wenn ich an einen queer über den Weg gefallenen Baum kam, mich erst darauf setzen, um ein Bein nach dem andern darüber zu heben. So kam ich Abends sehr spät und äusserst ermüdet bey unsern Brüdern mit der traurigen Nachricht von dem Heimgang des Br. Meerboths an. Die Reise und mein zehntägiger Aufenthalt allhier diente mir zur Wiedererlangung meiner Gesundheit, mußte aber auch hier den Schmerz erleben, daß der Br. Penner auch viel zu früh seinen Lauf beschloß, so daß nun von den acht Brüdern und Schwestern, die im Herbst in Paramaribo angekommen waren, nach einem halben Jahre schon drey verschieden waren. — Dieses war die schwerste Zeit, die ich in Suriname überstanden habe.

Im Oktober desselben Jahres verschied auch in Paramaribo der Br. Lawatsch, welcher den Missionen in Suriname ins Ganze vorstund, und weil er auch das Rechnungswesen dasiger Schneiderey besorgte: so mußte ich zu Anfang des Jahres 1772 dahin reisen, um dieses Geschäft zu thun. Während meines etlichwöchi-

gen Aufenthalts daselbst erhielt ich aus Europa von der Unitäts-Direktion eine schriftliche Ordination zum Diakono, weil es an ordinirten Brüdern fehlte. Da dieses der Fall in Paramaribo war, mußte ich oder Br. Hollaz nun alle 8 Wochen eine Reise dahin thun, um dasigen Brüdern das Abendmahl zu halten, bis aus Europa der Br. Wohn zur Leitung der Missionen in Suriname an des sel. Br. Lawatsch Stelle in Paramaribo ankam.

Br. Cleve bediente die Mission unter den Indianern an dem Fluß Corentyn, und war im Begriff, seine 8jährige Tochter in eine Erziehungsanstalt in unsern Nordamerikanischen Gemeinen zu bringen, und zugleich mit seiner Frau zu ihrer Erholung einen Besuch daselbst zu machen. Zu dem Zwecke kam er zu uns nach Saron, um bey uns eine bequeme Gelegenheit mit einem Nordamerikanischen Schiffe abzuwarten, und den Br. Hollaz, welcher an seine Stelle nach Corentyn gehen sollte, abzulösen. Allein während seines halbjährigen Aufenthaltes bey uns ging seine Tochter aus der Zeit, und er entschloß sich, an seinen vorigen Posten zurück zu gehen, zumal Br. Hollaz sich sehnte, nach Europa zurück zu kehren, und dazu auch die gesuchte Erlaubniß erhalten hatte.

Ich erhielt nun den Auftrag, die Indianische Gemeine in Saron zu bedienen, und dasige Haushaltung zu besorgen. Dieses machte meine Heirath nöthig, und ich wurde mit dem Rath unserer Brüder in Europa, nach der bey uns gewöhnlichen Weise, mit der verwittweten Schwester Meerboth, deren Gesundheit in Paramaribo vollkommen wieder hergestellt war, im Merz 1773 getraut.

Wir waren aber nun mit dem verwittweten Bruder Reimann, dessen Frau etwa vor einem halben Jahre auch heimgegangen war, in Saron ganz allein. Wir fanden daselbst viel zu thun, und sehnten uns nach baldiger Verstärkung, zumal da ich wegen des so frühzeitig erfolgten Heimgangs des Br. Wohns wieder alle 8 Wochen, zu oben erwähntem Zweck, nach Paramaribo reisen mußte. Während einer solchen Abwesenheit in Paramaribo ereignete sich in den Kostgründen unserer Indianer, etwa eine Stunde von Saron, der betrübte Umstand, daß ein paar Neger zu einigen sich dort aufhaltenden Indianern kamen. Diese hielten die Neger für gewöhnliche von den Plantagen entlaufene Neger, gaben ihnen zu essen, und hoften, sie etwa in der Nacht vestnehmen, und dann an die

Regierung ausliefern zu können. Allein diese Neger, welche vermuthlich von einem nicht gar weit entlegenen neuen, noch unbekannten Negerdorfe her seyn mochten, sahen sich die Zeit aus, erschlugen einen von den Indianern, verwundeten einen andern, der sich aber noch in den nahen Busch rettete, und suchten eine junge ledige Indianerin mit fort zu schleppen, welche sich aber auch noch glücklich ihren Händen entwand.

Nachdem die Neger die in den Häusern der Indianer gefundenen zwey Flinten und andere Sachen geraubt, machten sie sich eilig davon, und ihre Spur, welche andere Indianer suchten, verlohr sich bald in dem unendlichen Busch.

Bey meiner Rückkunft traf ich sämmtliche Indianer voll Furcht und Schrecken an, weil man aus dem Betragen der Neger deutlich abnehmen konnte, daß sie keine gewöhnlichen weggelaufenen Neger waren, welche gemeiniglich furchtsam sind, und sich solcher Handelweisen nicht leicht schuldig machen, wenn man sie nicht zu fangen sucht.

Weil die Indianer befürchteten, daß sich in der Gegend ein Negerdorf angesetzt haben möchte, welche Gewehre und Weiber zu bekommen

suchten, und von denen man einen Überfall zu besorgen hätte: so ermunterte ich alle Mannsleute, um den Ort von der Furcht zu befreyen, einige Tage alle Büsche, so weit sie kommen könnten, zu durchsuchen, ob sie nicht irgendwo ein solches Dorf finden könnten.

Dieses thaten sie, fanden aber während eines Zuges von vier Tagen keine Spur von einem Negerdorfe, so daß der Aufenthaltsort dieser Neger schon in einer ziemlichen Entfernung von Saron seyn mußte, und die Indianer sich deswegen wieder beruhigten.

Weil die Indianer gewissermaaßen einen Kriegszug vornahmen: so hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, wie sie sich in dergleichen Fällen ausrüsten; denn diejenigen, welche keine Flinten hatten, machten sich dazu besondere Pfeile mit vielen Widerhaken, und die jungen Leute bemahlten sich mit rother und andern Farben, und bestreuten das klebriggemachte Gesicht, Kopf und übrigen Leib mit einer Sorte weisser Flaunfedern, damit sie recht kriegerisch aussehen möchten, und hatten auch ihre Gewehre nach indianischer Art bemahlt.

Anmerklich war es mir, daß bey der Gelegenheit gerade der Indianer, welcher aber seit-

dem gekauft worden war, getödtet wurde, der, wie ich in meinem fünften Briefe erzehlt habe, einen von den Indianern gefangenen und verwundeten Neger so gleichgültig vollends todt geschlagen hatte.

In dieser Lage war es mir, wegen unserer geringen Anzahl in Saron sehr erfreulich, daß wir um diese Zeit an den zwey Brüdern, Heller und Horn, eine Verstärkung aus Europa erhielten.

Nun konnte auch der verwittwete Br. Reimann nach seiner mit dem sel. Br. Wohn genommenen Abrede seine Reise nach Europa antreten.

Mit den Brüdern Heller und Horn lebten wir sehr vergnügt in Saron, und weil wir harmonisch mit einander waren, ging im Äussern und Innern alles gut von statten.

Da wir aber von den Indianern in unserm Hauswesen zu wenig Hülfe und Unterstützung hatten, und meiner Frau die Last der häuslichen Geschäfte mit Kochen, Waschen, Kehren rc. zu schwer wurde, ersuchte ich die Missions-Diakonie, uns zu erlauben, ein Negermädchen für unsre Haushaltung zu kaufen. Da ich hoffen konnte, daß keine abschlägliche Antwort auf

meine Bitte erfolgen würde, und ich bey einem Besuch in Paramaribo eine hübsche Anzahl neu angekommener Neger fand, wagte ich es, ein Mädchen von etwa 14 bis 15 Jahren zu kaufen. Meine dabey zu meinem Heiland gerichtete Bitte, meine Wahl so zu lenken, daß sie auf eine für unsere Umstände passende Negerin, und die auch einmal an Ihn gläubig würde, fallen möchte, ging reichlich in Erfüllung, denn sie paßte gut ein, war uns in unserer Haushaltung sehr nützlich, und nach meiner Rückkehr nach Europa hatte ich auch die Freude, zu hören, daß sie sich gründlich bekehrt habe, getauft worden, und einige Zeit darauf im Glauben an Jesum selig verschieden sey.

Die Brüder Heller und Horn, ersterer von Profession ein Segelmacher, und letzterer ein Tischler, waren sehr fleissig, ein größeres Fahrzeug zu bauen, womit wir, wenn wir unsere Provision von Paramaribo abholen mußten, auch etwas dahin zum Verkauf bringen könnten, um der Missions-Diakonie unsern Unterhalt erleichtern zu helfen; denn wir hatten nun durch den Handel mit den Indianern mancherley in Paramaribo gangbare Waaren angeschaft, und trugen auch darauf an, durch unsere Indianer, und durch die bey uns vorbeyrei-

senden Neger, die sich oft lange bey uns auf-hielten, Breter sägen zu lassen, um sie mit erwähntem Fahrzeug nach Paramaribo zum Verkauf zu bringen; denn dazu war das alte Fahrzeug zu klein, und konnte auch nicht zum Segeln auf der See gebraucht werden.

Die erste Reise mit dem neuen Fahrzeug über die See machte ich mit meiner Frau. Wir hatten es ziemlich stark mit Bretern und andern Indianischen Waaren beladen. Als wir aber an die See kamen, fanden wir, daß dasselbe sehr schlecht segelte, und sonderlich bey dem oft vorkommenden Laviren nicht gut zu wenden war, welches machte, daß wir wegen des starken Stroms längst der Küste immer wieder viel zurückgetrieben wurden, und daher zu den 11 Meilen vom Munde der Saramaka bis an den Mund der Suriname 9 Tage auf der See brauchten. Wir hatten auch ein Corjar mitgenommen, um es zugleich zu unsern Reisen über Berlin durch die Para dahin zu bringen. Die Indianer, welche in demselben fuhren, waren zurückgeblieben, um noch etwas zu jagen, und hatten bey der Gelegenheit einen weggelaufenen Neger gefangen. Als sie uns auf der See einholten, lagen wir eben bey dem schönsten Wetter vor Anker. Als ich den Neger von fern bemerkte, fragte ich meine Indianer,

ob sie nicht auch einen Neger auf dem Fahrzeuge sähen, und bestärkte dadurch unwissend einen Aberglauben der Indianer, welche, wenn sie auf der See sind, zu gewissen Sachen ganz andere Namen haben, weil sie, nach ihrer Meinung, auf der See einen Sturm kriegen, wenn sie die Dinge mit den auf dem Lande gewöhnlichen Namen nennen, auch haben sie, wenn sie auf der Jagd sind, andere Namen für das Wild, und glauben, daß, wenn sie die gewöhnlichen Namen brauchen, sie das Wild verscheuchen. Ich bemerkte an ihnen bald, daß ich einen Sprachfehler gemacht hätte, weil sie ganz bestürzt wurden und mir nicht antworteten.

Der Neger war kaum bey uns an Bord gestiegen, als sich sogleich ein heftiges Gewitter mit Sturm und Regen erhob. Es hatte allen Anschein, daß wir mit unserm sehr schwer beladenen Fahrzeug zu Grunde gehen würden, denn wegen der darinn geladenen Breter von dem dortigen schwerem Holze zu Fußböden, hatten wir keinen bequemen Platz zum Ausschöpfen des Wassers lassen können, und mußten uns blos auf eine von Br. Heller gemachte sehr mangelhafte Plumpe verlassen, die aber doch gute Dienste leistete.

Unser Glück bey diesem Sturm war der erstaunt heftige Regen, welcher die Wellen nie-

derschlug, so daß dieselben nicht sehr ins Fahrzeug schlagen konnten, und wir also nicht viel anderes Wasser, als was durch den heftigen Regen hineinkam, auszuplumpen hatten. Wir waren mit den Indianern herzlich dankbar, daß uns der Heiland aus dieser augenscheinlichen Lebensgefahr errettet hatte, und gingen sogleich, als das Gewitter vorüber war, näher ans Land, denn wir lagen ziemlich weit in der See vom Lande ab.

Weil diese Reise so langwierig war, ging ich nach vollbrachten Geschäften in dem mitgebrachten Corjar durch die Para bis zur Plantage Eintracht, und dann zu Lande nach Saron. Allein auf dem Landwege bekamen wir einen sehr heftigen Regen bey einem starken Gewitter, so daß kein Faden an uns trocken blieb; und weil wir erst zu Mittag von der Plantage abgehen konnten, erreichten wir mit vieler Mühe nur die im Busch, etwa nur 2 Stunden von Saron, gelegenen Indianerhütten, in denen wir übernachten mußten, aber kein Auge zuthun konnten, weil wir in den Büschen voll Pataterläuse und Holzböcke, deren Bisse ein unausstehliches Jucken verursachen, geworden waren, und uns in der Dunkelheit nicht davon reinigen konnten. Denn mit diesem Ungeziefer sind alle niedrigen Gesträuche angefüllt,

und fallen auf die Menschen und Thiere, die sie berühren, welches man, sonderlich wenn es dunkel ist, nicht vermeiden kann.

Sehr froh waren wir, daß dieser so übel ausgefallene Rückweg ohne Nachtheil für unsere Gesundheit war; indem die Indianer mit dem großen Fahrzeug eben so bald als wir in Saron ankamen, und eine bequeme Reise gehabt hatten. Denn so langweilig und schwer oft die Reise über die See von der Saramaka in die Suriname ist, weil man in der See gegen den Wind und Strom laviren muß, so leicht und geschwind geht diese Reise von der Suriname nach der Saramaka, weil man den Ostwind und Strom, der nach dem Mexikanischen Meerbusen geht, mit sich hat. Die Indianer brauchten daher zu den 11 Meilen, mit denen wir auf dem Hinwege 9 Tage zugebracht hatten, weniger als einen Tag, und bedauerten sehr, daß wir nicht bey ihnen geblieben wären, weil wir alsdann alles erlittenen Ungemachs überhoben gewesen wären.

Im Anfang des Jahres 1774 kam Bruder Frommelt aus Nordamerika zur Leitung der Missionsanstalt in Suriname zu uns. Um ihn mit der hinterlassenen Wittwe des sel. Bruder Wohn zu trauen, ersuchte er mich, nach Paramaribo zu kommen. Auf dem Rückwege that

meine Frau, die im dritten Monat schwanger war, und bey der Gelegenheit noch gern einen Besuch in Paramaribo hatte machen wollen, in einem Sumpf, den wir durchwaden mußten, einen Fehltritt und schweren Fall, der für sie bey den Umständen von üblen Folgen und die Gelegenheit zu ihrer nachmaligen Kränklichkeit war, zumal wir noch 3 Stunden in der größten Hitze zu gehen hatten, und bey unsrer Ankunft in Saron mit der Nachricht empfangen wurden, daß der Br. Horn, den wir mit Br. Heller krank zurück gelassen, verschieden und schon begraben sey.

Etwa ein Vierteljahr nachher kam Bruder Reimann, der in Europa wieder geheirathet hatte, zu uns zurück, und wurde durch Bruder Frommelt und seiner Frau, welche gern in Saron besuchen wollten, begleitet. Br. Frommelt, der ein starker Mann und noch niemals krank gewesen war, bekam wegen des vielen Schwitzens in dem heissen Lande den sogenannten rothen Hund, der zwar sehr beschwerlich aber nicht gefährlich ist; indeß hatte er sich auf seiner Reise nach Saron bey einem Gewitter mit einem starken Regenguß und Winde erkältet, und der rothe Hund war zurückgetreten. Seine gute Natur trieb aber die Krankheits-Materie, wie in Suriname oft geschieht, nach den

Füssen zu. Nach unserer Erfahrung riethen wir ihm, auf die Geschwulst und sich ansetzenden Geschwüre die Blätter von dem dort wachsenden Wunderbaum (Calapat) zu legen. Hierdurch zog sich die Materie noch mehr dahin, und er hätte wahrscheinlich mit einem kranken Bein noch manches Jahr leben können. Allein er war zu ungeduldig, weil er besorgte, daß er wegen des nun noch kränkern Beins länger, als seine Absicht war, in Saron möchte aufgehalten werden, und ließ sich ein vertheilendes Pflaster auf das Bein legen. Dieses hatte die üble Folge, daß das Bein in einer Nacht heil wurde, er aber dagegen ein sehr heftiges bösartiges Fieber bekam, und nach 3 Tagen verschied. Wegen Heftigkeit der Krankheit, ging auch die Verwesung seiner Leiche so schnell vor sich, daß wir es bey dem Begräbniß am andern Tage — wegen des Geruches — kaum aushalten konnten, und ich, da ich viel um ihn seyn mußte und er in meiner Stube krank lag, mich an derselben Krankheit auch bald legen mußte. Durch des Heilands Hülfe, und die nach Tissot, den wir seit einiger Zeit bekommen hatten, schleunig angewandten Hülfsmittel, indem wir die Krankheit nun als ein bösartiges Fieber kannten, wurde ich bald wieder hergestellt. Die nun schon zum zweitenmal zur Wittwe gewor-

dene Schwester Frommelt begab sich mit ihrem Töchterlein von ihrem ersten Manne, welches sie mit nach Saron gebracht hatte, wieder nach Paramaribo zurück, und den Br. Heller, mit dem wir in der besten Harmonie und Liebe gelebt, und der uns in unserer vorherigen Einsamkeit zur großen Unterstützung im Innern und Äussern gewesen war, hatten wir nach des sel. Br. Frommelts Anweisung zur Hülfe der Mission in Hoop an der Corentyn, woselbst der Br. Cleve heimgegangen war, abgeben müssen.

Wir waren also nunmehro in Saron mit Geschw. Reimanns alleine, und bedienten diese Mission mit ihnen gemeinschaftlich.

Weil aber die Umstände sowohl dieser Mission als der in Hoop erforderten, daß eine Veränderung mit denen bey denselben angestellten Missionarien gemacht würde, verabredete Br. Kersten, welcher bisher die Mission unter den Freynegern bedient und nun nach dem Heimgang des Br. Frommelts von der Unitäts-Direktion den Auftrag erhalten hatte, die Berathung sämmtlicher Missionen in Suriname zu übernehmen, mit uns, daß ich mit meiner Frau nach Hoop ginge, und Geschwister Vögtle an unsre Stelle nach Saron kämen.

So schwer es uns auch wurde, das Indianer-Gemeinlein in Saron, bey welchem ich meist 7 Jahre zugebracht hatte, und welches damals in einem blühenden Zustande war, mich liebte und mit ihrer Folgsamkeit erfreute, zu verlassen: so konnte dem Drang der Umstände doch nicht widerstehen, und ließ mir den Wechsel, den auch Geschw. Vögtle gern annahmen, gefallen.

Wir schickten uns daher zu dieser Reise an, welche Geschwister Kerstens, die auch gern das Indianer-Gemeinlein in Hoop besuchen wollten, mit uns machten.

Ich bleibe rc.

Siebenter Brief.

Unsere Reise nach Hoop machten wir in unserm neuen Fahrzeug, welches wir die Wohlfahrt genannt hatten, und kamen, begleitet mit den besten Segenswünschen der zurückbleibenden Indianer, die uns ihre Liebe und Anhänglichkeit vielfältig bezeugten und mit Thränen Abschied nahmen, in einigen Tagen an den Mund der Saramaka, denn den Fluß hinunter waren wir blos mit der Ebbe und nur wenigem Ru-

dern der Indianer gefahren. Von da an legten wir aber in einem oder vielmehr nur einem halben Tage — denn Vormittags hatten wir meist Windstille — einen Weg von etwa 15 Meilen längst der Küste zurück, und gingen in der Nacht am Munde der Neuker vor Anker.

Unser Segel, blos von Osnabrückischer Leinewand, war zwar sehr dünne, allein weil gegen Abend der Wind sehr heftig wurde, segelten wir überaus geschwind. Wir wären zwar gern auf einer von den an der Küste befindlichen Moderbänken, auf welchen die See so ruhig ist, wie in dem stillesten Fluß, vor Anker gegangen, weil dem Br. Kersten und seiner Frau wegen der Heftigkeit des Windes bange wurde; allein unser Schiff flog so schnell über dieselben hin, daß wir das Segel nicht so geschwind hätten einziehen und den Anker auswerfen können.

Den andern Morgen, als wir am Munde der Neuker etwas aussteigen wollten, erhob sich ein heftiger Wind mit Regen. Wir lichteten sogleich den Anker, fuhren mit diesem günstigen Winde noch das übrige kleine Stück über die See in den Mund der Corentyn, legten mit demselben noch ein großes Stück Weges den Fluß hinauf zurück, und weil just Fluth war, rückten wir mit derselben so gut fort, daß wir bey eintretender Ebbe Abends unserm Wohn=

platze Hoop ziemlich nahe kamen, und mit der darauf folgenden Fluth den andern Tag früh, froh und dankbar über die so geschwind zurückgelegte Reise, unsern künftigen Wohnort erreichten.

Nachdem mich Br. Vögtle mit der Lage dieser Mission bekannt gemacht und mir die Hauswirthschaft übergeben hatte, reiste er mit Geschw. Kerstens, die wieder nach Paramaribo zurück gingen, nach Saron ab.

Ausser mir und meiner Frau wohnten noch in Hoop die Brüder Heller und Mente, ein Schuhmacher, zur Bedienung dasiger Mission. Wir lebten vergnügt mit einander und verrichteten unsre Geschäfte gemeinschaftlich mit Freuden. Br. Mente war zwar alt und hatte seine eigne Art, war uns aber, so lang er gerne bey uns blieb, schätzbar; denn wenn wir, der Geschäfte wegen, abwesend seyn mußten, konnte er die besuchenden Indianer bedeuten, und ihnen geben, was sie suchten. Allein nach zwey Jahren sehnte er sich nach Europa zurück, weil er nicht im Stande war, die indianische Sprache so zu lernen, daß er auch zu Vorträgen an sie gebraucht werden konnte, und reiste nach erhaltener Erlaubniß dahin zurück.

Ich hatte hier ein weit größeres Feld, unter den Indianern zu arbeiten, weil die Ara-

wacken von den in der Nähe befindlichen Flüssen, Wojombe, Neuker und Marotake an, bis an die Oranoke, eigentlich wohnhaft und zahlreicher sind, wiewohl auch Warauen und Karaiben unter ihnen wohnen; denn an die Saramaka waren die Arawacken nur um der Brüder willen gezogen, und sagten oft, daß sie dort eigentlich nicht wohnen sollten, weil es nicht ihr Land sey.

Mein Beruf, den Arawacken das Evangelium zu verkündigen, erneuerte sich daher lebhaft in meiner Seele. Ich gab mich fleissig mit ihnen ab, und erlangte ihr Vertrauen und Liebe. Es fanden sich auch viele von den alten, ehedem in Berbice getauften, wie mehrere ganz neue Leute zu uns, bauten sich bey uns an, und wurden durch die Taufe der hier errichteten Indianergemeine einverleibt, so daß dieselbe merklich zunahm.

Vor gewöhnlich wohnten die Indianer nicht bey uns, sondern 2 bis 3, auch mehrere Stunden von uns bey ihren Kostgründen, hauptsächlich an dem Bach Mepenna und andern solchen Bächen, wo sie Sandland hatten, welches in unserer Nähe fehlte. Sie versammleten sich aber gewöhnlich alle vier Wochen, und blieben dann acht oder mehrere Tage bey uns, so lang das mitgebrachte Cossabibrod dauerte,

einige Familien ausgenommen, die beständig bey uns wohnten, weil ihre Kostgründe näher waren.

Um also die Indianer länger und öfter um uns zu haben, sie gehörig unterweisen und pflegen zu können, und sie immer mehr von ihrer Neigung zum Herumreisen abzubringen, weil sie hier noch weiter entlegene Orte dazu wählten, als in Saron, trug ichs auch hier darauf an, ihnen allerley Beschäftigung bey uns zu geben, womit sie sich zugleich das, was sie in der Ferne suchten, verdienen konnten, und kaufte ihnen ihre Handlungswaaren, die in Paramaribo und auf Plantagen wieder verkauft werden konnten, und deren schon in meinem dritten Briefe Erwähnung geschehen, ab, so wie auch, was sie von ihrer Jagd und Fischerey übrig hatten.

Damit sie sich auch Dinge von größerem Werthe, z. B. eiserne Cossabiplatten, Flinten und ganze Stücke von dem blaugefärbten ostindischen Kattun, den sie sehr lieben, bey uns verdienen könnten, liessen wir auch hier einige, die es verstunden, Breter sägen, und Pfosten von dem in unserer Nähe befindlichem harten Holze, Buroe genannt, beschlagen, weil man dieses Holz seiner Dauerhaftigkeit wegen gern zum bauen braucht.

Hierdurch hatten wir auch Gelegenheit, die schon in Saron dabey gehabte Absicht, zur Erleichterung der von der Missionsdiakonie auf diese Mission jährlich zu verwendenden Kosten etwas zu verdienen, noch mehr zu erreichen, weil hier mehrere Indianer als in Saron waren, und sich immer einige zu dergleichen Arbeiten willig fanden. Br. Heller gab sich ganz zur Beförderung dieser Sache her, weil er einsahe, daß auch er die Sprache nicht gehörig erlernen, und also doch auf die Weise der Mission nützlich seyn könne.

Weil nun die von Saron mitgenommene Canu ein offenes Fahrzeug war, und man also auf den Reisen von hier über die See mit schweren Frachten noch mehr Gefahr als von Saron ausgesetzt war, indem man einen doppelt so weiten Weg als von letzterem Orte über die See zu machen hatte: so entschloß er sich, da er in Copenhagen auf den Schiffwerften einige Idee vom Schiffbau bekommen hatte, eine kleine Barke mit einer Decke zu bauen, mit welcher wir öfter und sicherer nach Paramaribo reisen, unsre Breter, Pfosten u. s. w. dahin bringen, und zugleich die Reiselust unserer Indianer befriedigen könnten.

Alle zu diesem Fahrzeuge erforderlichen Breter liessen wir durch die Indianer für Bezah-

lung sägen. Zu den Knien des Fahrzeugs suchte sich Br. Heller mit einigen Indianern an den Ufern des Flusses das harte und dauerhafte Moraholz von umgefallenen Bäumen zu verschaffen, und hatte damit unsägliche Arbeit.

Die erforderlichen Nägel, anderes Eisenwerk, Taue und Leinwand zu Segeln konnten wir uns in Paramaribo kaufen, ohne der Missionsdiakonie dadurch mehrere Unkosten zu machen; ja wir kamen endlich so weit, daß wir derselben auf unsere Verschreibungen zu unserm Unterhalt, die sich bisher gemeiniglich auf 6 bis 700 Gulden holländisch belaufen hatten, einige Hundert wieder gut thun konnten, welches uns eine wahre Freude war.

Vorzüglich fehlte es uns bey dieser Arbeit an einer Schmiede, weil wir keinen großen Blasebalg zustande bringen konnten, um manches Eisenwerk, und sonderlich recht große Nägel, wenn sie just gebraucht wurden, und auch so nicht von Paramaribo zu bekommen waren, selbst zu machen.

Br. Heller bediente sich daher statt der großen starken Nägel alter unbrauchbarer Flintenläufe, deren wir einige vorräthig hatten, und auch von den Indianern für etwas weniges erhalten konnten.

Einmal fehlte es uns während der Arbeit an ordinairen Nägeln, und wir hatten keine Gelegenheit, sie von Paramaribo kommen zu lassen. Dieses gab mir Gelegenheit, eine Reise zu Lande in die näher gelegene Kolonie Berbice zu machen, um sie von dort zu holen.

Weil unsre Brüder in Europa oft gewünscht hatten, daß man den alten Br. Grimm, der vor einigen Jahren sich von den Brüdern getrennt und die Mission verlassen hatte, wieder aufsuchen und liebreich anfassen möchte: so bediente ich mich dieser Reise, auch diesen Zweck zu erreichen.

Er war nämlich von Hoop zu dem in unserer Nähe befindlichen Posthalter Hoger, und mit ihm auf seine in Berbice angelegte Plantage gezogen, hatte aber in der Folge selbst die Direktion einer Baumwollplantage an dem Fluß Canjen bekommen. Bey meiner Ankunft auf seiner Plantage freute er sich wie ein Kind, wieder einen Bruder zu sehen, bedauerte mit vielen Thränen, daß er seinen Posten und die Gemeine verlassen habe, und wäre gern wieder zu uns gezogen. Weil sich dieses aber nicht thun ließ, indem er sich mit einer Indianerin verbunden hatte, die ihn bis an seinen Tod nicht verlassen wollte: so redete ich ihm zu, ruhig an seinem Orte zu verbleiben, sich aber doch über

seine gegenwärtig geänderte Herzensstellung in einem Schreiben an einen unserer Brüder in Europa zu erklären. Dieses that er, erhielt eine ihm sehr tröstliche Antwort, blieb hierauf mit uns in einem freundschaftlichen Briefwechsel, und ging einige Jahre nachher vergnügt aus dieser Zeit.

Er war in Berbice bey seinen Nachbarn als ein ehrlicher und dienstfertiger Mann beliebt, und sein Patron schätzte ihn sehr, weil er seine Baumwollplantage, die sehr in Verfall gerathen war, wieder in gute Ordnung gebracht, und durch sein leutseliges Wesen auch die Liebe der Sklaven erworben hatte. Er hielt sich zur dasigen Kirche und ging mit den europäischen Einwohnern zum Abendmahl. Denn in Berbice reist der reformirte Prediger zu gewissen Zeiten auf die Plantagen, bestimmt einen Ort, wo er predigen, und denen, die es verlangen, das Abendmahl reichen will, und admittirt dazu ohne Schwierigkeit jeden, der es verlangt.

Auf dieser Reise wurde ich auf den Plantagen, wo ich einkehrte, mit meinen Indianern sehr freundlich aufgenommen. — Die ehemalige Denkweise, da man die Brüder nicht gern sahe und ihnen mit dem Waffentragen viele Noth gemacht hatte, schien sich jetzt ganz geändert zu haben. Viele Europäer, sowohl auf

den Plantagen als am Fort Nassau, wünschten, daß die Brüder wieder ins Land kommen und sich der Bekehrung der Indianer aufs neue unterziehen möchten, versicherten auch, daß man ihnen nichts in den Weg legen, noch sie zum Waffentragen nöthigen würde. Ich konnte mich aber, da ich in der Sache ganz ohne Auftrag war, in nichts einlassen. Überdem war ich überzeugt, daß die Indianer, denen es in der dasigen Gegend etwa darum zu thun wäre, das Evangelium zu hören, von unserm Aufenthalt in Corentyn hinlängliche Nachricht hätten, und wenn sie wollten, zu uns ziehen, und bey uns oder in unserer Nähe bey den andern getauften Indianern wohnen könnten; ferner, daß, wenn die Brüder auch nicht mit dem Waffentragen und Exerziren belästiget würden, man doch wegen der Indianer, die in Berbice zu gewissen Zeiten für die Kompagnie fischen müssen, wobey es gemeiniglich sehr wild und schlecht zugeht, und die dabey gegenwärtigen Europäer sie reichlich mit Branntwein besorgen, allerley Unannehmlichkeiten haben würde.

Indeß hörte ich, daß sich noch verschiedene von den getauften Indianern der ehemals so blühenden Mission in Pilgerhuth in dasiger Gegend unter den andern Indianern befänden, in deren Nachbarschaft ein Europäer des Handels

wegen, wovon er sein Bestehen hat, wohne. Meine Zeit erlaubte mir aber nicht, einen Besuch bey ihnen zu machen, weil dazu wenigstens 4 Tage erforderlich gewesen wären. Von den Wohnungen und Pflanzungen unserer Brüder, sagte man, wäre nichts mehr übrig, als die Oranien- und Zitronenbäume, denn ausserdem, daß die Neger bey der Rebellion die Wohnungen verbrannt hatten, waren ihre Kaffee- und Cacaobäume von wilden Sträuchern und Gras überwachsen und getödtet worden, wie es in jenen Ländern gemeiniglich geschieht, wenn eine Plantage einige Jahre verlassen ist.

Besonders freundschaftlich wurde ich auf einer Plantage am Fluß Canjen aufgenommen, von wo man 6 Stunden zu Lande nach dem Fort Nassau zu Fuß gehen muß, denn der Fluß Canjen, an welchem viele Plantagen sind, läuft in keiner großen Entfernung neben der Berbice her, und fällt beym Munde der letztern mit ihr in die See. Der Procureur dieser Cacaoplantage, Herr Volkers, der mehrere dergl. Plantagen für ihre in Holland abwesende Besitzer in Aufsicht hatte, und darinn von den Direkteurs oder Verwaltern unterschieden ist, daß diese blos von ihm abhängen, und ein- und abgesetzt werden können, hätte mich gerne zum Unterricht seiner zwey Söhne, ein paar artiger

Kinder, bey sich behalten. Ich lernte von ihnen das Netz stricken, welches ich bey meiner Rückkunft benutzte, uns selbst ein großes Netz zu stricken, womit wir nachher viele Fische fingen.

In der Kolonie Berbice ist eine von der in Suriname ganz verschiedne Denkweise. Denn in letzterer nimmt man keine verheirathete Leute zu Direkteurs der Plantagen, weil man besorgt, daß die Frauen zu viel wegschleppen möchten; in Berbice hingegen hat man gern verheirathete Direkteurs, weil man glaubt, daß ihre Frauen sich der Haushaltung besser annehmen, und die Verbindungen der Direkteurs mit den Negerinnen den Plantagen nicht so schädlich werden können. Man findet daher auf den Plantagen dieser Kolonie verschiedene artige Familien. Dieses macht auch, daß in dieser Kolonie die Direkteurs nicht so oft verwechselt werden und viele Eigenthümer selbst auf ihren Plantagen wohnen, da sie hingegen in Suriname mehrentheils in Paramaribo wohnen.

Das Fort Nassau an der Berbice ist von weniger Bedeutung. Sie waren damals beschäftiget, ein Fortreß von Stein aufzuführen, hauptsächlich, im Fall einer neuen Neger-Rebellion einen haltbarern Ort zu haben, als bey der vormaligen. Es gab daselbst wenig Häu-

ser, wenige Handelsleute und Professionisten. Der Gouverneur, Viscal und die Rathsherren wohnten auf ihren Plantagen und kamen nur zu gewissen vestgesetzten Zeiten, und wenn es die Geschäfte erforderten, am Fort Nassau zusammen. Seitdem soll aber am Munde der Berbice eine Stadt angelegt worden seyn.

Es giebt in Suriname vielerley und schön gefleckte Tiger, deren Felle in Europa von großem Werthe seyn würden. Allein wegen der feuchten Luft und vielen Motten sind sie schwer zu erhalten, und weil sie von den Handelsleuten nicht gesucht werden, gehen die Indianer auch nicht auf sie aus, sondern schiessen sie nur, wenn sie ihnen in den Weg kommen, oder sie etwas von ihnen zu befürchten haben, weshalb die Tiger auch nicht furchtsam sind und einem Menschen nicht leicht aus dem Wege gehen. Es giebt ihrer mehrere, kleinere und größere Sorten, welche die Indianer nach dem Wilde, worauf diese Thiere Jagd machen, benennen, z. B. Katzen-, Hasen-, Schwein- und Hirsch-Tiger. Die erstern sind oft nicht größer als die Hauskatzen. Letztere aber so groß, daß sie sich bisweilen auf den Plantagen ans Rindvieh wagen. Doch hört man selten, daß dieses vorkomme, weil die Tiger in den Wäl-

dern Wild genug finden, um sich von demselben zu nähren.

Die Tiger sind auch in Suriname das einzige große reissende wilde Thier, denn ausser ihnen kennt man dort nur eine Art kleiner wilder Hunde und Füchse.

Die wilden Hunde sollen manchmal in Gesellschaften auf großes Wild ausgehen, und die Füchse halten sich ans Federvieh.

Auf meiner Reise nach Berbice erlegten wir einen Hasentiger, der etwa so hoch wie ein gewöhnlicher Spitzhund, nur nach Art der Tiger länger war. Er saß ganz ruhig auf einem Baume, der über die Bach, auf welcher wir fuhren, herüberhing, und sahe unserm Herbeykommen gelassen zu. Als wir ihm so nahe waren, daß wir ihn mit der Flinte bequem erreichen konnten, schoß ihn einer meiner Indianer herunter. Für das überaus schöne bunte Fell — denn das Fleisch wird dort weder von Indianern noch Negern gegessen — konnten sie aber in Berbice nichts bedeutendes erhalten, sondern mußten es für eine Kleinigkeit weggeben.

Wegen der vielen Arbeit, welche die Indianer bey Gelegenheit des Baues der kleinen Barke bey uns fanden, hielten sie sich viel bey uns auf, um Bretklötze in den Büschen zu su-

chen, sie ins Wasser und auf dem Strome mit der Ebbe oder Fluth zu unsern Häusern zu bringen, und sie bey uns zu sägen, weil wir damals noch nicht darauf eingerichtet waren, sie, wie es auf den Holzplantagen geschieht, im Busche sägen zu lassen.

Br. Heller und ich hatten hierbey vollauf zu thun, und sehnten uns nach mehrerer Hülfe. Es war uns daher sehr lieb, daß um die Zeit der Br. Knebel, ein Tischler, aus Europa zu uns kam, und dem Br. Heller bey seiner vielen Arbeit helfen konnte.

In dieser Zeit konnten wir die täglich gewöhnlichen Früh- und Abendversammlungen mit den Indianern fleissig halten, weil immer eine ziemliche Anzahl von ihnen bey uns wohnte, und die Versammlungen fleissig besuchte.

Die Einrichtung unsers Gottesdienstes war folgende:

Wenn einige Indianer-Familien bey uns wohnten — denn zu gewissen Zeiten, sonderlich wenn sie ihre Arbeit in ihren Kostgründen hatten, war manche Woche kaum eine Familie bey uns — hatten wir um halb 6 Uhr, wenn das Wetter nicht zu schlecht war, mit ihnen einen Morgen-Segen mit einer Rede über einen beliebigen Text, oder einen zum Eingang gesungenen Vers, auch wohl einem aus der in

ihre Sprache übersetzten Harmonie der vier Evangelisten ihnen vorgelesenen Stücke, und Abends um 7 Uhr war eine Singstunde.

Sonntags war Vormittag Predigt und Abends wieder eine Rede über einen beliebigen Text.

Alle 4 Wochen versammleten sich die Indianer, die sich zu uns hielten, schon am Donnerstage bey uns. Die Kommunikanten wurden dann einzeln gesprochen, so wie auch die Getauften und Tauf-Kandidaten. Es wurde dann überlegt, ob jemand von ihnen zum Abendmahl admittirt oder getauft werden könnte.

Das Abendmahl wurde allemal am Sonnabend, und die Taufe, wenn eine seyn konnte, am Sonntag darauf gehalten. War die zu taufende Person etwa dasmal nicht gegenwärtig: so wurde die Taufe um 4 Wochen verschoben, da man denn Zeit hatte, sie mit mehr Bequemlichkeit noch specieller zu unterrichten, oder den ehedem genossenen Unterricht zu wiederholen. Montags reisten dann die mehrsten wieder an ihre Wohnplätze zurück, weil alsdann gemeiniglich ihr mitgebrachtes Cossabibrod und Trank alle war. Denn sie blos darum zu unterstützen, daß sie bey uns blieben, dazu waren wir nicht im Stande, durften es auch nicht oft

thun, weil sie gar zu geneigt waren, sich auf die faule Seite zu legen, und sich auf unsere Hülfe zu verlassen. Wir nahmen daher auch von ihnen niemals etwas umsonst, und suchten es ihnen begreiflich zu machen, daß, so wie wir ihnen alles bezahlten, sie auch das, was sie von uns verlangten, zu bezahlen hätten.

Die Anzahl der Indianer, die zu unserer Gemeine gehörten, betrug etwa 180 Personen, groß und klein, unter denen 40 Kommunikanten waren.

Weil es manchem angenehm seyn könnte, von unserm Wohnorte Hoop an der Corentyn einen Grundriß zu sehen, so füge hier einen bey:

1. Wohnungen der Indianer, welche meist nur aus starken Pfosten und darauf ruhenden Dächern bestehen.
2. Wohnungen und Wirthschafts-Gebäude der Europäer.
3. Schulhaus.
4. Die Kirche.
5. Der Gottesacker.
6. Alleen von Obstbäumen.
7. Viehweiden; denn sie hatten sich in der Folge etwas Rindvieh angeschaft.
8. Die Boothäuser.
9. Zwey Kirchglocken.

l. Kaffeepflanzungen.
m. Baumwollpflanzungen.
n. Pisang= oder Bananenpflanzungen.
o. Pflanzungen der Indianer.
p. Abzugs=Gräben in der Regenzeit.
r. Gemüße=Gärten.
t. Der benachbarte Busch.

Ich bleibe :c.

Achter Brief.

Wegen der Kränklichkeit meiner Frau, welche schon in Saron ihren Anfang genommen hatte, war ich genöthigt, mit ihr eine Reise nach Paramaribo zu machen, um dort einen erfahrnen Arzt zu suchen. Diesen fanden wir an dem Herrn D. Nicenius, der mit 500 Mann holländischer Truppen ins Land gesandt worden war, indem diese die Kolonie bey Bekriegung einer Parthie weggelaufener Neger, die sich in den Wäldern an dem Fluß Kottika vestgesetzt hatten, und von da aus die Plantagen beunruhigten und manche zerstörten, unterstützen sollten. Von den Expeditionen dieser Truppen hat Herr Steding in seiner Schrift von seinem Aufenthalt in Suriname ausführliche Nachricht gegeben.

Durch die vom Herrn D. Nicenius meiner Frau angerathene Mittel bekam ich Hoffnung, daß sie durch deren Gebrauch allmählig wieder ihre Gesundheit erlangen könnte, und entschloß mich, mit ihr auf meinen Posten an der Corentyn, wo unserer geringen Anzahl wegen, und weil damals dort keiner der arawackischen Sprache so mächtig war, daß er die Bedienung der Mission hätte übernehmen können, zurück zu kehren.

Bey der Gelegenheit kaufte ich auch einen Neger für unsere Haushaltung und unsere mannbar gewordene Negerin, weil wir bemerkten, daß die Indianer ihr nachgingen und wir dergleichen Unordnungen gern vorbeugen wollten.

Diese Reise machten wir durch die Flüsse, indem es um die Zeit zu gefährlich war, dieselbe in einem indianischen Fahrzeuge über die See längst der Küste zu unternehmen.

Die Reise durch die Flüsse, zu der man gewöhnlich 11 bis 14 Tage braucht, geschieht auf folgende Weise:

In der Corentyn, einem sehr großen und breiten Flusse, der aber viele Inseln und Untiefen hat, und daher mit großen Schiffen gleich von der Mündung an nicht gut befahren werden kann, fährt man mit der Ebbe bis an den

Mund. Hierzu braucht man ein und einen halben Tag.

Trifft man am Munde der Corentyn die Fluth: so geht man mit derselben ein Stück über die See in die Neuker, von den Indianern Mikieli genannt, hinein, und braucht dazu 1½ bis 2 Stunden. Die Neuker ist nicht breit, jedoch tief und ohne Inseln, könnte ein ziemliches Stück hinaufwärts mit Barken befahren werden, und würde zur Anlegung von Plantagen sehr bequem seyn, war aber damals ganz unbewohnt. Wenn man in diesem Fluß ein paar Tage hinauf fährt, kommt man durch den sogenannten Durchschnitt in die Wojombe. An diesem Fluß ist eine Korporalspost mit 2 Mann.

Weil zwischen der Neuker und Wojombe niedriges Land und viel stehendes Wasser ist, haben die Posthalter von Corentyn und Wojombe mit wenig Kosten einen Durchschnitt oder Verbindung beyder Flüsse machen können, durch welche kleine Fahrzeuge und indianische Canus gehen können, ohne ausladen zu dürfen.

Von der Post an der Wojombe, wo man gemeiniglich bey dem damals sehr freundschaftlichen Posthalter, Herrn Wiedner, einen Tag ruhete, kommt man nach einer Fahrt von einem halben Tage in die Cupaname, einem großen

und tiefen Fluß, ohne Inseln, in welchem große Schiffe einlaufen können, und der zur Anlegung einer Kolonie sehr geschickt wäre.

Als die Engländer vor alten Zeiten noch Besitzer von Suriname und der übrigen Flüsse waren, denn sie traten dieses Land an Holland für Neuyork ab, hatten sich bereits an der Cupaname einige Kolonisten angebaut und Cacao-Plantagen angelegt, welche sie aber auf Befehl der holländischen Regierung verlassen mußten, weil der Verkauf der Produkte an andere Nationen dort nicht gehindert werden konnte. Von den auf den verlassenen und verwüsteten Plantagen noch nicht ganz erstorbenen Bäumen brachten uns die Indianer noch oftmals Cacaobohnen zu Kaufe.

Aus der Cupaname kommt man wieder in die See, und nach einer Fahrt von einer Stunde mit der Fluth in die Saramaka, einem ebenfalls beträchtlichen, zwar nicht so tiefen und breiten Flusse, wie die Cuppaname, aber doch für ziemlich große Schiffe befahrbar und zu Anlegung von Plantagen sehr geschickt.

Diese beyden Flüsse kommen eigentlich in einen Mund zusammen und werden nur durch eine Landspitze getrennt, auf welcher man zur Vertheidigung beyder Mündungen bequem ein Fortreß anlegen könnte. Nach einer Fahrt von

etwa $1\frac{1}{2}$ Tage in der Saramaka kommt man an die Mündung der Wanika, die aber nur von kleinen Fahrzeugen, z. E. indianischen Canus und Böten, befahren werden kann. Von der Mündung dieser Bach kommt man in ein paar Stunden an den Landeplatz, wo die Bach so klein ist, daß man sie nicht weiter befahren kann. Hier mußte man damals seine Fahrzeuge aufs Land ziehen, und was man nicht mit nach Paramaribo nehmen konnte oder wollte, im Busch verstecken, welches aber bisweilen von andern Reisenden, Indianern und Negern, gefunden und weggenommen, auch wohl oft von den weissen Ameisen, wovon dort alle Büsche voll sind, ganz zerfressen und verderbt wurde. Gegenwärtig soll an der Mündung der Wanika auch eine Soldatenpost und dieser Bach durch einen Kanal mit der Suriname verbunden worden seyn, so daß man wenigstens in der Regenzeit meist bis Paramaribo mit kleinen Booten fahren kann.

Von dem Landeplatz an mußte das, was man mit zu nehmen hatte, von den Indianern auf dem Rücken 6 Stunden durch den Busch getragen werden.

Vermuthlich ist zwischen der Neuker und Wojombe, die durch den Durchschnitt verbunden worden, eine Landsee mit vielen Inseln; denn

man bemerkt während der Fahrt in dieser Gegend, daß das Wasser sehr tief ist, und zwischen den Landspitzen oder Inseln weit ins Land hineingeht, weswegen man sich auch leicht, wie die Indianer sagen, in den Krümmungen verirren kann; und weil es, nach der Sage der Indianer, in diesen Gewässern viele Meerwunder, z. B. Wassermenschen, von den Indianern Lukku kujaha, d. i. wilde Menschen, genannt, geben soll: so sind sie bey der Fahrt in diesen Gegenden sehr furchtsam, und wagen sich nicht, die Gegenden weiter hin zu untersuchen.

Weil ich es noch von manchem habe bezweifeln hören, daß es Wassermenschen oder Menschen ähnliche Geschöpfe im Wasser gebe: so will, diesen Punkt betreffend, hier anführen, was ich davon gehört habe. Der Posthalter, Herr Wiedner, ein glaubwürdiger Mann, erzehlte mir auf seinem Posten an der Wojombe, als ich auf dieser Reise bey ihm war, daß, als er einmal an seinem Landeplatz, wo die Boote anlegten, stand, ein Wassermensch, an den erhabenen Brüsten sehr kenntlich, vom weiblichen Geschlecht, nahe am Ufer in die Höhe gekommen sey. Es hatte ein ordentlich menschliches Gesicht von brauner Farbe, so wie auch der übrige Theil des Leibes braun war, und auf dem Kopfe gewöhnlich langes Haar. Er ging in

sein Haus, welches ohngefähr 50 Schritte vom Ufer stand, holte eine geladene Flinte, und wollte es schiessen, wovon ihn die gegenwärtigen Indianer sehr abmahnten, weil sie großes Unglück davon befürchteten. Als er aber dennoch seine Flinte darauf anlegte, tauchte es sich wieder unters Wasser. Indeß hatte er Zeit genug gehabt, sich dieses Geschöpf anzusehen und konnte die Sage bestätigen, daß es wirklich den Menschen ganz ähnliche Thiere im Wasser gebe.

Auch erzehlte mir Br. Dehne, der ehedem als Missionär ganz allein ein Jahr lang in Ephraim, an der Bach Kuiari, welche etwa eine halbe Tagereise unterhalb Hoop in die Corentyn fällt, wohnte, daß einstmals ein Wassermensch, auch von weiblicher Gestalt, am Ufer zum Vorschein gekommen sey. Erst hatte es die Haare übers Gesicht hangen, tunkte aber den Kopf wieder unter, schlug die Haare zurück und spie Wasser gegen ihn aus. Es war auch bräunlich, hatte ein schönes Gesicht, und volle, fleischichte Brüste.

Eine auch hieher gehörige Geschichte erzehlten mir einige glaubwürdige Indianer:

In dem Fluß Berbice fischten einige Indianer mit einem großen Netze, und bekamen in demselben einen weiblichen Wassermenschen ge-

fangen. Sie legten es in ihr Corjar, die ohngefähr so groß sind, wie hier zu Lande die aus einem Baum ausgehöhlten Fischer-Kähne, um es dem Europäer, für den sie fischten, zu bringen. So oft sie es auf den Rücken legten, drehte es sich allemal um, als wenn es sich schämte, wie die Indianer sagten. Da sie aber bald an Ort und Stelle waren, that es in ihrem Corjar einen Sprung, und kam so wieder ins Wasser.

Auch meine eigene Erfahrung scheint es mir zu bestätigen, daß es im Wasser den Menschen sehr ähnliche Geschöpfe gebe. Ich machte einst in Hoop mit ein paar Brüdern und meiner Frau eine Spazierfahrt auf der Corentyn. Als wir ein ziemliches Stück den Fluß hinunter gefahren waren und sich ein starker Wind erhob, mit welchem wir zurück segeln konnten, sahen wir, als wir mit Aufsetzung des Segels beschäftiget waren, zwey menschenähnliche Köpfe aus dem Wasser herauskommen, und hörten einen dem Lachen ganz ähnlichen Laut. Indianer konnten dort und so weit im Strome nicht ohne ein Fahrzeug seyn. Das braune Gesicht und schwarzen Haare konnte ich deutlich erkennen; ob sie aber kurzes oder langes Haar hatten, konnte ich nicht unterscheiden. Denn weil der Wind stark und wir auf dem Wasser etwas

furchtsam waren, konnten wir von ihrer weitern Ähnlichkeit mit dem Menschen nichts bestimmtes sagen. Unsre Furchtsamkeit veranlaßte einige Erzehlungen der Indianer, daß dergleichen Wassermenschen Corjare mit Indianern umgeworfen, und einige von ihnen ins Wasser hinunter gezogen hätten.

Auf dem Rückwege von Paramaribo schossen die Indianer in der Neuker ein junges Kalb einer Seekuh, (Lamantin, ind. Kuimoro) welches die Mutter, so zu sagen, noch im Arme trug; denn die Seekühe haben vorn an beyden Seiten der Brust 2 große Floßfedern oder Arme, mit denen sie sich fortrudern, die Jungen mit denselben an sich halten, und zu ihrer Nahrung die Äste von den an den Ufern befindlichen Sträuchern, die sich dem Wasser nähern, herunter ziehen.

In der Neuker, welche damals wenig befahren wurde, waren diese Thiere nicht so scheu wie in andern Flüssen, und kamen auch am Tage zum Vorschein.

Als die Indianer erwähntes junge Lamantin in dem Arm einer alten gewahr wurden, banden sie in der Geschwindigkeit an einen Pfeil mit Widerhaken eine Schnur, und an das andere Ende ein leichtes Bretchen, trafen auch das Junge richtig. Weil wir nun an dem schwim-

menden Bretchen sehen konnten, wo das Alte mit dem Jungen in der Tiefe des Wassers fortging, fuhren wir demselben nach, und sobald es mit dem Jungen wieder zum Vorschein kam, denn sie müssen, um Luft zu schöpfen, nach einiger Zeit wieder an die Oberfläche des Wassers kommen, bekam es wieder einen Pfeil. Bald nach dieser zweyten Verwundung ließ das Alte ihr Junges fahren, welches sich dann unter die Sträucher der Ufers zu retten suchte. Als wir es an der Schnur in unser Fahrzeug zogen, gab es einen Laut von sich, und wir bemerkten auch an jeder Seite des Kopfes eine kleine Öffnung, welches die Ohren seyn mußten, so daß diese Thiere wie die Seehunde auch müssen hören können.

Dieses Thierchen war etwa 1½ Elle lang und mochte etwa 20 Pfund wiegen. Die Indianer meinten, es könne nicht über 8 Tage alt seyn. Das Fleisch war überaus fett und sehr wohlschmeckend.

Der Kopf ist einem Kopfe einer Kuh nicht unähnlich, der übrige Leib aber sehr unförmlich.

Wenn die Indianer darauf ausgehen, eine Seekuh zu schiessen, worinn sonderlich die Warauische Nation am geschicktesten ist: so warten sie die hohe Fluth bey dem Neumonden ab, weil diese Thiere sich alsdann den Ufern am

mehresten nähern, um das Laub an den am Ufer stehenden Bäumen desto besser erreichen zu können.

Sie bedienen sich zu dieser Jagd einer Harpun, die mit einer Schnur an einen Stock von leichtem Holze bevestiget ist. Diese Harpun werfen sie nur mit der Hand, und ist das Thier getroffen, so geht die Harpun los und der schwimmende Stock zeigt dem Indianer, wo das Thier im Wasser geht, um es weiter verfolgen zu können.

Oftmals schickt man die Indianer mit den auf etliche Tage für sie erforderlichen Lebensmitteln auf diese Jagd aus, und sie kommen mit leeren Händen zurück, weil diese Thiere sehr auf ihrer Huth sind, und sich nicht leicht so nahe kommen lassen, daß die Indianer die Harpun auf sie abwerfen können.

Einstmals bekamen wir von der in unserer Nähe gelegenen Soldatenpost, Aulеara genannt, die Hälfte einer solchen Seekuh, die unsrer Haushaltung sehr nützlich war, denn von dem Specke derselben konnten wir einen guten Theil räuchern und zum Gebrauch verwahren. Die Ribben von diesem Thier sind ausserordentlich hart und weiß, und können als Elfenbein gebraucht werden. Die Haut ist grau und hat nur hin und wieder einige Haare.

Ich bleibe ꝛc.

Neunter Brief.

Nach meiner Abreise von Saron bedienten die Brüder Vögtle und Reimann mit ihren Frauen dasige Indianergemeine gemeinschaftlich; als sie aber die zwey Brüder Pfeiffer und Ludw. Schumann, einem Sohn des ehedem in Berbice so gesegnet gewesenen Missionarii Schumann, zu Gehülfen bekamen, entschloß sich Br. Reimann mit seiner Frau, welche dort kränklich geworden war, nach Europa zurück zu gehen.

Mit der Sendung des Br. Schumann hatte man die Absicht gehabt, daß er statt des sel. Br. Milies, welcher in Saron sehr bald nach seiner Ankunft heimgegangen war, vorzüglich die Karaibische Sprache bey denen nahe bey Saron wohnenden Karaiben zu erlernen suchen sollte, damit man auch dieser Nation, nach dem schon lange gehabten Wunsch, in ihrer Sprache das Evangelium verkündigen könnte, denn selten verstunden einige Karaiben Arawackisch, und noch viel weniger redeten sie diese Sprache, weil die drey unter einander wohnenden Nationen, die Arawacken, Karaiben und Warauen, darinn einen besondern Stolz besitzen, niemals eine andere als ihre eigene Sprache zu reden, ausge-

nommen, wenn sie mit Europäern und Negern zu thun haben, in welchem Fall sie sich der Negersprache bedienen, die sie aus dem Umgang mit denselben in gewöhnlich vorkommenden Dingen leicht erlernen.

Br. Schumann merkte bald, daß er bey solchen Umständen bey den in der Nähe von Saron wohnenden Karaiben mit Erlernung ihrer Sprache nicht weit kommen werde, wenn er nicht erst die Arawackische erlernte, die ihm auch jetzt bey dem Indianer-Gemeinlein am nöthigsten war, und hernach durch ihre Hülfe mit der Zeit die Karaibische Sprache zu erlernen suchte.

Allein diese Mission erreichte schon 2 Jahr nach meiner Abreise von dort ihre Endschaft, und ich hörte schon bey meinem letzten Besuch in Paramaribo zu meinem Leidwesen, daß man auf die Aufhebung derselben würde antragen müssen, weil sich die Zahl der Indianer sehr verringere.

Die Hauptursache davon mochte wohl seyn, daß die Freyneger, welche oft bey Saron vorbey nach Paramaribo reisten, sich bisweilen zu lang bey den Indianern aufhielten.

Br. Vögtle, der niemals mit Negern zu thun gehabt und einige Furcht vor ihnen blicken ließ, war denselben nicht gewachsen, und diese

fiengen nun an, den Indianern ein und das andere weg zu nehmen, welches ich während meines Aufenthaltes in Saron von ihnen niemals geduldet, und ihnen deutlich gemacht hatte, daß sie dadurch das gute Vernehmen mit uns und den Indianern stören würden. Denn an dieser Freundschaft war ihnen sehr viel gelegen, weil sie bey uns und ihnen allerley Bedürfnisse kaufen und einen Ruheplatz haben konnten. — Es hatte auch diese Freundschaft verschiedene Jahre ununterbrochen bestanden, ohnerachtet der Händel, welche die Neger bisweilen mit der Regierung in Paramaribo gehabt hatten. Ja, der Einfall dieser Neger in Saron im Jahre 1761. und der daselbst durch sie verübte Mord so vieler Indianer war sogar ganz ins Vergessen gestellt worden.

Als aber um diese Zeit, wie sonst oft geschehen war, einige Freyneger in dem Busche unweit Saron Corjare machten, und der Officier der Soldatenpost, die von Siebenprovinzen dahin verlegt worden war, vernahm, daß bey diesen Negern einige Sklaven wären, die sie von der Corropina weggeführt, und nach dem mit ihnen gemachten Frieden hätten ausliefern sollen: so beredete er einen von den in Saron wohnenden Indianern, ihm mit seinen Soldaten den Weg zu den Negern zu zeigen.

Dieser Indianer war kurz vorher durch die Neger dadurch beleidiget worden, daß sie seinem Sohn eine Karaibische Hangematte, ein für einen Indianer bedeutendes Stück, etwa 25 Gulden an Werth, wegnahmen, und sie nicht wieder zurück geben wollten.

Die Soldaten überfielen die Neger des Morgens sehr früh, da sie noch im Schlaf waren, in ihrer Hütte, tödteten zwey von ihnen und nahmen zwey nebst ihrem Kapitain Peku gefangen, liessen aber letzteren, den sie eigentlich hätten gefangen behalten sollen, wieder los. Einer von den Gefangenen, der ein Treiber, oder Bostian, wie sie dort genannt werden, auf der Plantage und dazu behülflich gewesen war, daß die Freyneger die Plantage hatten zerstören können, nahm sich, aus Furcht vor harter Strafe, selbst das Leben, und der ganze Nutzen, den die Soldaten von diesem für Saron so nachtheiligen Unternehmen hatten, bestund jetzt nur aus einem gefangenen Neger und den drey Händen von den getödteten, welche sie der Regierung überbringen konnten. Dieselbe war damit sehr unzufrieden, daß der Officier dieses ohne Ordre gethan, und noch mehr, daß er den Kapitain Peku wieder los gelassen hatte.

Dieser Vorgang hätte zu einem neuen Negerkrieg Veranlassung geben können, wenn die Freyneger nicht von ihrem Unrecht, daß sie die Sklaven nicht ausgeliefert hätten, überzeugt gewesen wären, und der Verlust der jährlichen Präsente ihnen die Beybehaltung des Friedens nicht schätzbar gemacht hätte.

Dagegen fiel der ganze Unwille der Freyneger über diesen Vorgang auf unsere Indianer in Saron, und sie sagten gleich, die Soldaten würden sie im Busche nicht gefunden haben, wenn ihnen die Indianer nicht den Weg gewiesen hätten, weswegen sie sich auch an ihnen rächen würden.

Dieses setzte alle unsere Indianer in Furcht. Sie besorgten beständig, die Neger würden sie und die Soldatenpost überfallen. Obwohl nun die Regierung in der Folge die Soldatenpost verstärkte: so benahm ihnen dieses dennoch die Furcht nicht. Ihre Nahrung litt dabey, denn sie durften es nun nicht wagen, über die Soldatenpost den Fluß hinauf zu gehen, wo doch ihre besten Jagd= und Fischplätze waren, weil die Neger sich dorten ungehindert aufhalten und ihnen auflauren konnten.

Auch hatten diese wirklich ein Corjar der Karaiben, die oberhalb der Post auf den Fisch=

fang gegangen waren, angehalten, und sie nur auf ihre Versicherung wieder entlassen, daß die Karaiben an dem Vorgang keinen Theil genommen, und nur die saronschen Indianer den Soldaten den Weg zu ihrer Hütte gewiesen hätten.

Kurz vorher hatte sich auch der Umstand ereignet, daß einer unsrer besten Indianer, Namens Levi, aus der Zeit ging, eine Wittwe mit 2 Kindern hinterließ, ein anderer Indianer aber als nächster Anverwandter des Levi nach indianischen Gesetzen der Erbe seiner Frau wurde, und sie, aller Gegenvorstellungen ohngeachtet, zur zweyten Frau nahm.

Weil er nun deswegen von der Kommunion ausgeschlossen werden mußte, zog er aus Verdruß darüber mit seiner ganzen Familie, 11 bis 12 Personen stark, von Saron weg, und verminderte dadurch die ohnehin an Anzahl nur 50 bis 60 Personen starke Indianer-Gemeine sehr beträchtlich.

Alle diese Umstände verleideten den Indianern ihren Wohnort in Saron. — Sie liessen endlich unsre Brüder Vögtle, Schumann und Pfeiffer allein, und zogen auf die benachbarten Plantagen an der Para, weil sie sich auch in ihren etwa eine Stunde von Saron gelegenen Kostgründen vor den Negern nicht sicher hielten.

Anfangs verbargen sie es vor unsern Brüdern, und gingen noch ab und zu, bis die mehresten an einer in die Suriname fallenden Bach, wo ohnehin schon ein paar fremde Indianerfamilien von ihrer Nation wohnten, sich neue Kostgründe angelegt hatten.

Unsre Brüder litten nun, weil die Indianer ihnen fast gar nichts mehr von ihrer Jagd und Fischerey brachten, Mangel. Da nun auch ihr Wohnen in Saron keinen Zweck mehr hatte, weil sie den Indianern mit dem Evangelio dort nicht mehr dienen konnten, und es sich nicht wollte thun lassen, ihnen an die Suriname nach zu ziehen, zumal sich nur ein Theil von ihnen dahin gewendet hatte: so wurde in Paramaribo resolvirt, diesen Missionsplatz aufzugeben, und sich blos auf die in Corentyn bestehende Mission unter den Arawacken einzuschränken.

Um diese Zeit war unsre kleine Barke in Hoop fertig geworden, und es war ein eigenes Fest für uns, als wir sie ins Wasser lassen und mit der nöthigen Takelage und Segeln versehen, vor unserm Hause schwimmen sehen konnten. Nach dem Urtheil der Kenner konnte man sie in Suriname auf 2000 Gulden schätzen, sonderlich da Br. Heller sie in der Folge statt einem, mit 2 Masten und bessern Segeln versa-

he, und sie nun zum Laviren an der Küste noch geschickter wurde. Als aber nach meiner Abreise von Corentyn auch endlich Bruder Heller Kränklichkeit wegen nach Europa zurück reiste, und die an seine Stelle gekommenen Brüder Schwierigkeit fanden, dieses Fahrzeug im Stande zu erhalten, liessen sie sich von dem ehemaligen Posthalter in Corentyn, der nun in Berbice wohnte, und ein solches Fahrzeug suchte, um damit die Küste befahren zu können, überreden, es ihm für 900 Gulden zu verkaufen, welches sie aber nachher bereuen mußten, weil sie bey den vorkommenden Reisen über See mit den offnen Fahrzeugen vieler Gefahr ausgesetzt waren und Schaden litten. Mit diesem Fahrzeug, welches wir mit Pfosten, Bretern und andern indianischen Waaren, sonderlich einer starken Quantität Nüsse, welche die Indianer Hora nennen, beladen hatten, machte nun Br. Heller die erste Reise nach Paramaribo, um die daselbst für uns aus Europa angekommenen Bedürfnisse abzuholen. Auf dem Rückwege lief er abgeredetermaaßen in die Saramaka ein, fuhr bis Saron hinauf, nahm alle daselbst befindlichen Sachen, die noch von einigem Nutzen seyn konnten, nebst dem Br. Pfeiffer und noch einer sehr alten Indianerin, welche die weggezogenen Indianer zurück gelassen hatten, weil sie ganz un-

vermögend und ihnen zur Last war, mit nach Hoop. Die Brüder Vögtle und Schumann gingen einstweilen nach Paramaribo, bis sie wieder wo anders gebraucht werden könnten, weil wir für die Zeit in Hoop hinlänglich mit Gehülfen zur Bedienung dasiger Mission versehen waren.

Hiermit erreichte also die Mission in Saron, oder eigentlich die Indianergemeine, welche daselbst seit dem Jahre 1757 bestanden hatte, ihre Endschaft.

Man hatte bey derselben auch die in der Nähe wohnenden Karaiben im Auge gehabt, allein diese weit wildere Nation zeigt noch bis jetzt eine starke Abneigung gegen das Christenthum, und weil noch, wie bereits erwähnt worden, Niemand von unsern Brüdern ihre Sprache verstund, konnte man mit der Verkündigung des Evangeliums auch keine Versuche bey ihnen machen.

Obwohl nun die Errichtung und Unterhaltung dieses Missionsplatzes der Brüder-Unität vieles Geld und viele Brüder und Schwestern, die dort begraben worden, gekostet hat: so kann man doch nicht sagen, daß dieselbe keinen Nutzen gehabt hätte.

Denn, daß die Indianer von ihren heidnischen Anverwandten in Saron abgesondert und

beständig bey den Brüdern wohnten, trug viel dazu bey, daß sie sorgfältiger gepflegt und zu einem christlichen Wandel angeführt werden konnten. Wie ich denn mit Wahrheit bezeugen kann, daß ich in den 7 Jahren, die ich unter ihnen verlebt habe, — einige Schwachheiten abgerechnet, die man Menschen, welche vorher wie das Wild im Busche gelebt haben, zu gute halten muß, — durch ihren christlichen Wandel, und Äusserung ihrer Liebe zum Heiland und unter einander, gar ofte erbaut worden. Ingleichen, daß das gnädige Bekenntniß Gottes unsers Heilandes zu diesem kleinen Häuflein seiner Gläubigen, sonderlich wenn sie zur Begehung des heil. Abendmahls, bey Taufhandlungen und in der Passionswoche zur Anhörung der Leidensgeschichte Jesu beysammen waren, unverkennbar zu spüren war; welches auch von Besuchenden, die nicht zu uns gehörten, und manchmal Taufhandlungen beywohnten, bezeugt worden ist.

Ich habe daher die Ursachen, warum diese Mission aufgegeben werden mußte, etwas umständlicher angeführt, um zu zeigen, daß man dieselbe gewiß nicht aufgegeben haben würde, wenn die Indianer nicht durch die angeführten Umstände, und ihre Furcht, von den Freynegern zum zweytenmal überfallen und gemordet zu

werden, veranlaßt worden wären, diesen ihren Wohnort und dadurch auch die Brüder zu verlassen.

Daß gar keine von den ehemaligen Einwohnern mit den Brüdern nach Corentyn gezogen, obwohl sie von ihnen dazu aufgefordert wurden, hatte hauptsächlich folgende Ursachen:

1.) hatten unsere Indianer in den in ihrer Nähe gelegenen Plantagen den Vortheil, daß, wenn sie etwa versäumt hatten, zu gehöriger Zeit ihre Kostgründe anzulegen und deswegen Mangel litten, sie auf denselben für Fische, Wildpret und allerley von Rohr geflochtenen Hausrath Cossabiwurzeln oder Bananen zu ihrem Unterhalt, so viel sie wollten, leicht bekommen konnten.

2.) war die Reise von Corentyn nach Paramaribo weit länger und beschwerlicher, als von Saron und ihrem neuen Wohnorte, und sie konnten für die erwähnten Waaren oder dem auf den Plantagen dafür erhaltenen Gelde ihre anderweitigen Bedürfnisse in Paramaribo weit leichter und wohlfeiler erhalten, als in Corentyn, bey uns und auf der Soldatenpost, um derentwillen wir auch höhere Preisse machen mußten.

Diese Bequemlichkeiten bestimmten sie daher, sich lieber an einem andern, den Planta-

gen an der Suriname noch näher gelegenen Orte anzubauen, zumal sie von einigen schon vorher dort wohnhaft gewesenen Indianern dazu eingeladen wurden, — als zu uns nach Corentyn zu ziehen.

Indeß sind in der Folge noch einige wenige von ihnen zu uns gezogen, die mehresten aber, wie ich nachher gehört habe, an ihrem neuen Wohnorte aus der Zeit gegangen.

Auch für das Land war die nothgedrungene Aufhebung dieser Mission in mancher Absicht ein Schade. Denn im Anfang wohnten die Brüder mit den Indianern an der Saramaka ganz allein, und dienten dem Lande gewissermaaßen statt einer Soldatenpost, weil sich die Freyneger ihrenthalben doch in Acht nehmen mußten, auf die benachbarten Plantagen zu gehen und die Sklaven zu Empörungen und zum Entlaufen zu reizen. Überdem verhinderten die Indianer dadurch, daß sie die benachbarten Büsche auf ihren Jagden durchstreiften, die weggelaufenen Neger, sich in der Gegend anzubauen, und den Plantagen schädlich zu werden, fingen auch mehrere derselben und lieferten sie an die Regierung aus, wie beydes schon vorher erwähnt worden.

Als endlich die Regierung es für nöthig fand, auf dem Oranienwege einen Kordon von

Soldatenposten anzulegen, und zu deren Verproviantirung auf der an der Saramaka gelegenen Post Siebenprovinzen ein Magazin zu errichten, diente der Brüder in Saron ihre große Canu dazu, den Proviant aus den Barken, welche der Untiefen wegen nicht so weit herauf kommen konnten, abzuholen und auf besagte Post zu bringen, weil man auf derselben kein so großes Fahrzeug halten konnte und wollte, damit die Soldaten sich dessen nicht etwa zur Desertion bedienen möchten.

Saron lag auf der rechten Seite der Saramaka, 5 Grad und etliche Minuten nördlicher Breite, dicht am Flusse. Hinter sich hatten sie eine Savonne, auf welcher die Indianer nahe bey ihnen wohnten. Eine schöne und starke Quelle hatten sie in der Nähe ihrer Häuser. Diese formirte daselbst eine kleine Bach, die eine Mühle hätte treiben können, und umschloß ihre Pflanzungen, daß die rothen Ameisen, wenn die Ufer rein gehalten wurden, nicht drüber gehen und ihnen keinen Schaden thun konnten.

Ihr Gottesacker war in den ersten Jahren mit den schönsten Aloe-Gewächsen, die dort im Sande wuchsen, umgeben. Ich fand nur noch einige von ihnen; indem vermuthlich die mehresten darum eingegangen waren, weil die Indianer das auf der Savonne üppig wachsende

Gras in der trockenen Zeit jährlich anzünden.

Die sich weit ins Land hinein erstreckenden Savonnen wechselten bis an die beträchtlichen Bäche Corropina und Para mit Waldungen ab, die das schönste Erdreich zu Cossabifeldern darboten.

Obgleich die Savonne nahe bey Saron und auch weiterhin aus bloßem weissen Sande bestund, war sie doch nicht unfruchtbar, sondern mit schönem nahrhaften Grase bewachsen, so daß man dort eine vortrefliche und einträgliche Viehzucht hätte haben können, zumal die Indianer alle Jahre das alte und trockene Gras anzündeten, und dann das Vieh wieder schöne Weide erhielt.

Unsre ersten Brüder hatten es auch im Anfang auf eine Viehzucht angetragen, welche sehr gut gedieh und sich vermehrte.

Als die Neger im Jahr 1761 den Ort zerstörten, blieb das Vieh zwar leben, weil es eben im Busche war; allein als die Brüder ihre Häuser wieder aufbauten, konnten sie sich wegen ihrer geringen Anzahl mit der Wartung desselben, zumal es etwas verwildert war, nicht abgeben, und mußten das vorhandene verkaufen, denn einen Neger dazu zu halten, waren sie nicht im

Stande, und man scheute die daran zu verwendende Ausgabe. Das für das Etablissement in Saron von der Regierung bewilligte Land, bestund in 4000 Ackern, und hatte den schönsten Busch, worinn sehr brauchbares Holz zu Bretern und Balken im Überfluß zu finden war. Wenn man, wie ich angefangen hatte, Breter und Balken über die See nach Paramaribo zu bringen, damit hätte fortfahren können: so würde die Mission dadurch allein ihr Bestehen haben erwerben können. Als aber der Ort verlassen wurde, ging auch dieses Land verlohren; denn wenn in Suriname der Eigenthümer ein Jahr lang Niemanden auf seinem Lande wohnen läßt, verfällt dasselbe wieder an die Regierung.

Nachdem die Häuser von unsern Brüdern verlassen worden, zogen die Soldaten von der Post in dieselben, weil sie bequemer waren, als die ihrigen.

Ich bleibe rc.

Zehnter Brief.

Die meiner Frau vom Herrn D. Nicenius in Paramaribo angerathene Mittel schienen nicht ohne gute Wirkung für ihre Gesundheit zu seyn, und ich konnte meine Geschäfte in Bedienung des Indianergemeinleins vergnügter wahrnehmen; auch hatten wir die Freude, an den zwey Brüdern Burckhardt, einem Beutler, und Wiesner, einem Schuhmacher, neue Gehülfen aus Europa zu bekommen, welche uns um so nöthiger waren, da der Br. Knebel nach Europa zurück zu kehren wünschte, und vors Erste nach Paramaribo ging, um dort eine Schiffsgelegenheit abzuwarten.

Wir lebten mit diesen Brüdern vergnügt, und waren auch in unsern äussern Geschäften fleissig. Daneben suchte ich den zwey neuangekommenen Brüdern in Erlernung der arawackischen Sprache möglichst behülflich zu seyn, hatte auch die Freude, zu sehen, daß der Br. Burckhardt darinn gute Fortschritte machte, und endlich so weit kam, daß er nach meiner Abreise nach Europa die Bedienung des Indianergemeinleins in Hoop übernehmen konnte. Indeß näherte

sich die Mission in Saron ihrem Ende, und wir bekamen nach Aufhebung derselben die zwey Brüder Pfeiffer und Schumann auch noch zu uns. Letzterer hauptsächlich, um bey uns, wo sich jetzt die schönste Gelegenheit dazu fand, die karaibische Sprache zu erlernen, weil sich damals auf der Soldatenpost Auleara ein Indianer befand, der die arawackische und karaibische Sprache vollkommen verstand und redete. Dieser war ihm behülflich, letztere Sprache zu erlernen und zu Papier zu bringen.

Obwohl wir nun in der Folge den Bruder Wiesner zum Dienst der Mission unter den Freynegern nach Bambay abgaben, so waren wir jetzt doch 7 Personen stark, konnten die Indianer an ihren entlegenen Wohnplätzen fleissiger besuchen, und sie zur Annahme des Evangeliums einladen. Etwa eine Tagereise von uns wohnte auch ein Theil der warauischen Nation, nahe bey Arawacken. Wir entschlossen uns daher, nun auch bey ihnen einen Versuch zu machen, ob sie nicht geneigt wären, das Evangelium anzunehmen, denn bisher hatten wir uns blos auf die Arawacken eingeschränkt.

Bey einem Besuche, den ich bey unsern an der Bach Mepenna wohnenden Indianern machte, ging ich mit einigen getauften Arawacken in ihr etwa 2 Stunden von da entlegenes Dorf.

Weil schon die mehresten in ihre Kostgründe an die Arbeit gegangen waren, ließ ich ihnen von einigen, die ich zu Hause fand, von meiner Ankunft, und daß ich ihnen etwas zu sagen hatte, Nachricht ertheilen. Ihr Kapitain, Namens Alimalle, ein alter ehrwürdiger Mann, stellte sich bald bey uns ein, versammelte alle seine Leute in ihrem großen Hause, in welchem sie gewöhnlich ihre Tänze und Lustbarkeiten anstellten, und bezeugte mir seine innige Freude darüber, daß ich zu ihnen gekommen wäre, indem sie gerne hören würden, was ich ihnen zu sagen hätte.

Ich sang nebst meinen mitgebrachten Arawacken erst einige Verse, und sagte sodann in arawackischer Sprache, welche die mehresten Warauen verstehen, hauptsächlich folgendes: Daß sie wohl wüßten, daß die Menschen nicht so wären, wie sie nach der Absicht ihres Schöpfers seyn sollten, daß sie durch den Ungehorsam der ersten Menschen in großes Verderben und Elend gerathen wären, und anstatt nach dem Willen ihres Schöpfers Gutes zu thun, auch noch gegenwärtig viel Böses thäten, welches Er dereinst bestrafen müßte.

Weil nun die Menschen sich aus diesem Elende nicht selbst heraushelfen könnten: so sey ihr Schöpfer aus Liebe zu den Menschen selbst

ein Mensch geworden, und habe die Strafe des Todes, welchen die Menschen durch ihren fortgesetzten Ungehorsam verdient hätten, auf sich genommen, sey für sie eines schmählichen Todes gestorben, und habe sein Blut vergossen zur Vergebung ihres Ungehorsams und aller bösen Thaten, die sie begangen hätten. Wenn sie nun diese ihnen bekannt gemachte fröhliche Botschaft, und Ihn als ihren Erlöser annehmen wollten: so würde er auch ihnen ihre bösen Thaten und die derentwegen zu erwartende Strafe erlassen und ihnen dagegen ein freudenvolles ewiges Leben schenken.

Da nun ihre Landsleute, die Arawacken, ihnen in der Annahme dieser guten Botschaft, welche auch ihnen zu verkündigen, wir ins Land gekommen, vorangegangen wären, und sich dabey so wohl befänden, so möchten sie nicht versäumen, ihrem Exempel bald nachzufolgen.

Die mit mir gekommenen getauften Indianer legten ihnen das, von mir gesagte, nach ihrer Fassungskraft noch deutlicher aus, und bestätigten aus eigener Erfahrung, wie wohlthätig es für sie seyn würde, wenn auch sie diese gute Botschaft annähmen und gläubig würden.

Ihre bey der ganzen Verhandlung bewiesene Stille und Aufmerksamkeit war mir sehr erfreulich, und sie nahmen meine Einladung,

zu uns nach Hoop zu kommen, damit sie noch mehr davon hören und den Versammlungen der Arawacken beywohnen könnten, gern an.

Beym Weggehen dankte mir der alte Kapitain vielmals, daß ich auch ihnen diese guten Worte gebracht, und versprach, mit seinen Leuten zu den Versammlungstagen der Arawacken nach Hoop zu kommen, um sich noch weiter unterrichten zu lassen. Zu dem Zweck ließ er sich von mir eine Schnur mit Knoten geben, damit sie wissen könnten, wenn der Tag wäre. Denn wenn die Indianer einander einen Tag bestimmen wollen, an welchem etwas geschehen soll: so geben sie einander eine solche Schnur mit Knoten, welche sie Ikissi nennen, und wovon ein jeder Knoten eine Nacht bedeutet. Dieselbe behält der Kapitain oder angesehenste Mann unter ihnen, bevestigt sie an seiner Hangmatte, und löst alle Morgen beym Aufstehen einen Knoten auf.

Die Warauen erfüllten treulich ihr Versprechen, kamen vor gewöhnlich alle 4 Wochen zu den Versammlungen der Arawacken, waren bey denselben begierige und aufmerksame Zuhörer, und liessen sich auch jedesmal wieder eine neue Schnur mitgeben, um die Zeit genau zu wissen.

Als sie in den Weihnachtsfeyertagen der Taufe eines Arawacken beywohnten, bezeugten verschiedene ihr Verlangen, auch getauft zu werden. Einer fragte mich mit vieler Angelegenheit, ob ich nicht von dem guten Wasser auch noch etwas für ihn übrig behalten hätte? Als ich ihn versicherte, daß er auch mit der Zeit könne getauft werden, wenn er zu mehrerer Erkenntniß käme, und noch ferner darnach ein Verlangen trüge, war er beruhigt und vergnügt.

Diese gute Stimmung der Warauen flößte mir die beste Hoffnung ein, daß, wenn man sich ferner derselben annähme, auch ein Häuflein gläubiger Indianer aus dieser Nation gesammlet werden könnte, weswegen ich sehr bedauerte, daß ich nicht schon vor längerer Zeit diese Nation aufgesucht hätte.

Bey meiner Abreise von Hoop, um nach Europa zurück zu kehren, welches die erneuerte und fortwährende Kränklichkeit meiner Frau endlich im Jahr 1780 nothwendig machte, nahm erwähnter alte Alimalle mit seinen Leuten einen sehr beweglichen Abschied von uns, und versprach mir, ferner mit seinen Leuten nach Hoop zu kommen und gläubig zu werden. Sein Sohn, der nach ihm Kapitain werden sollte, that ein Gleiches.

Allein nicht lange nach meiner Abreise unternahm dieser alte Mann mit den mehresten seiner Leute eine Reise an den Oranoko, um daselbst von dem guten und dauerhaften Bissiholz Canus zu machen, und dergleichen fertige von den dortigen Indianern zu kaufen.

Mit dieser Reise verstrich ein Jahr, und er starb daselbst, wie ich nachher aus den Berichten unserer Brüder ersahe. Sein Sohn vergaß auch nach seiner Rückkunft sein Versprechen, und als er von unsern Brüdern daran erinnert wurde, äusserte er, daß er lieber auf die nahe gelegene Soldatenpost ginge, wo sie bey den dort angestellten Tänzen der Indianer auch Branntwein bekämen.

Die Warauen, welche an der Corentyn, wie die Karaiben unter den Arawacken, nur in abgesonderten Dörfern und gemeiniglich etwas tiefer im Lande wohnen, haben mit den Europäern nicht so viel Verkehr als letztere.

Sie sind von lustigerm Temperament als die Arawacken, aber noch weniger als diese an eine auf die Zukunft Bedacht nehmende Lebensart gewöhnt.

Wenn ein Warau ein wohlgerathenes Cossabifeld besitzt, so hat er vielen Besuch, und dann werden gemeiniglich häufige Gastereyen und Saufgelage angestellt, so daß sie mit den

reif gewordenen Cossabiwurzeln viel eher fertig werden, als das Nachgepflanzte wieder brauchbare Wurzeln hat bekommen können.

Sie sind auch nicht so vorsichtig wie die Arawacken, die stärksten Stöcke zuerst auszusuchen, sondern fangen an einem Ende an, die Wurzeln heraus zu nehmen, und fahren damit fort, bis das Cossabifeld leer ist.

Wenn dann der Mangel bey ihnen einreißt, können sie auch wieder lange Hunger leiden, gehen in die Wälder, und leben von den Buschfrüchten, sonderlich von dem Mark der Hittäpfelpalme, welcher dem Mark des Holunderstrauchs ähnlich ist. Dieses Mark machen sie fein, vermengen es mit geriebenen Cossabiwurzeln, wenn sie noch welche haben, backen daraus Brod und sind dabey lustig und guter Dinge. Die Arawacken sagten, daß wenn die Warauen nur solches Brod und Wasser hätten, so wären sie dabey so lustig und gesprächig, als wenn sie ihr schönstes Cossabibrod und dabey Baiwar oder Illisiti haben.

Sie lassen sich zu allerley Arbeit für Bezahlung brauchen, z. B. zum Häuserbauen, Reisen, Buschfällen und Jagen. Weil man aber bey solchen Arbeiten die Indianer allemal beköstigen, d. i. ihnen Cossabi und Ebeltir geben muß, und die Warauen mehrentheils ausgehun-

gert zu einem kommen und daher schwer zu ersättigen sind: so nimmt man sie nicht gern in Dienst.

In der Bezahlung ihrer Arbeit sind sie etwas wohlfeiler als die Arawacken, aber gemeiniglich auch fauler als diese, und nehmen es nicht sehr übel, wenn man sie antreibt oder ihnen gar mit Schlägen droht, welches man bey einem Arawacken nicht wagen darf, indem man alsdann von ihm gleich verlassen wird.

Auf Reisen über die See sind sie nicht zu brauchen, weil Seereisen bey ihnen selten vorkommen. Man findet sie daher auch nicht leicht in Paramaribo. Dagegen könnten die Arawacken auch als Matrosen auf großen Schiffen gebraucht werden.

Weil die Warauen schon in ihrem gegenwärtigen Zustande zahlreicher und in ordentlichen Dörfern beysammen wohnen, da hingegen bey den Arawacken die Familien lieber einzeln und von einander abgesondert wohnen, so daß gemeiniglich zwischen jeder Familie etwas Buschwerk ist: so ist zu hoffen, daß wenn einmal das Evangelium bey ihnen mehreren Eingang finden sollte, man aus ihnen leichter eine Gemeine sammlen könnte, die beysammen wohnte.

Ferner würde man von ihnen leichter erhalten können, daß sie sich mehr auf den An-

bau des Pisangs und des Welschkorns befleissigten, wozu ein jedes Land brauchbar und nicht so viel Raum als zu den Cossabifeldern erforderlich ist. Hierbey hätten sie auch noch den Vortheil, daß der Pisang ihnen allmählig zuwächst, und von andern besuchenden Warauen nicht auf einmal verzehrt werden kann.

Die Regierung der Kolonie Suriname nimmt sich ihrer so wenig als der Arawacken an, sieht sie als ein völlig freyes Volk an und läßt sie wohnen, wo sie wollen.

Weil sie wenig Handlungswaaren verfertigen und ausser Eisenwerk wenig europäische Waaren brauchen: so haben sie wenig Verkehr mit den Europäern, wie schon gesagt worden.

Aus den Tagebüchern meiner Nachfolger habe mit Vergnügen gesehen, daß sich nach einigen Jahren von den in der Gegend wohnenden Warauen einige zu ihnen gefunden und durch die Taufe ihrer Gemeine einverleibt worden sind.

So sehr ich an den Indianern hing, deren Liebe zu mir mich nicht wenig fesselte, und die Aussicht, mit der Zeit auch bey den Warauen fürs Evangelium Eingang zu finden und Frucht zu schaffen, mich reizte, auf meinem Posten zu bleiben: so konnte ich doch keine gelegenere Zeit erwarten, um endlich einen Versuch zu machen,

ob ich nicht in Europa gegen die fortwährende Kränklichkeit meiner Frau Hülfe finden könne. Denn der Br. Schumann war der arwackischen Sprache ziemlich mächtig, und Br. Burckhardt hatte in derselben auch hübsche Fortschritte gemacht. Ich konnte daher mit Grunde hoffen, daß sie die Bedienung der Indianergemeine nach meiner Abreise gehörig wahrnehmen könnten, und entschloß mich, im Jahr 1780 diese Reise anzutreten, doch mit dem Vorsatz, wenn es die Umstände erlaubten, wieder zu meinen lieben Indianern zurück zu kehren. Jedoch letzteres konnte nicht geschehen. Indeß ist diese Mission und ihre fernere Erhaltung und Wachsthum ein immerwährendes Anliegen meines Herzens und meines Gebetes geblieben.

Weil wir gern mit den Frühjahrs-Schiffen reisen wollten, um im Sommer nach Europa, und nicht gleich aus einem so heissen in ein kaltes Klimat zu kommen, mußten wir uns entschliessen, unsre Reise von Corentyn nach Paramaribo längst der Küste in der unbequemsten und gefahrvollsten Zeit, nämlich im Monat März, anzutreten, denn durch die Flüsse war es nicht thunlich, weil wir unsre mitzunehmenden Sachen die letzten 6 Stunden von der Wanika an nicht übers Land von den Indianern konnten tragen lassen. Weil aber Br. Hellers

neu erbaute Barke mit einer Decke versehen war, hofften wir, diese Reise ohne sonderliche Gefahr unternehmen zu können.

Der Abschied war auf beyden Seiten, indem sich die Anhänglichkeit an einander bey der Gelegenheit mehr als je zeigte, wehmüthig und mit Thränen begleitet. So war auch die Trennung von unserer Negerin, die wir aus dem Schiffe gekauft, und die uns als ihre Eltern ansahe und wir als unser Kind liebten, nicht leicht, weil sie uns gar nicht verlassen wollte.

Vom Munde der Corentyn bis an die Cupaname, wo man beynah zwey Drittheile des Weges zurück gelegt hat, kamen wir durchs Laviren gegen den beständigen Ostwind und Strom in der See in einem Tage ohne große Beschwerde; weil wir aber mit den Zurüstungen zu unserer Reise verhindert worden waren, dieselbe zwischen den Neu- und Vollmonds-Springfluthen zu machen: so trafen wir am Munde der Cupaname die Springfluth, zu welcher Zeit die See ausserordentlich wild ist. Wir mußten daher auf der Fahrt von dort nach der Surinamé dreymal umkehren und uns endlich entschliessen, in der Saramaka 3 Tage stille zu liegen, um die Vollmondsspringen vorbeygehen zu lassen.

Bey den dreymaligen Versuchen, weiter zu kommen, hatten wir von den Brandungen auf

den Sandbänken, sonderlich der großen, nicht weit vom Munde der Saramaka, welche man die Teufelsspitze nennt, viel auszustehen, weil unser kleines Schiff allemal von der Höhe der Brandung beynah senkrecht herunterstürzte, und wir besorgen mußten, daß die in das Fahrzeug geladenen schweren Pfosten durch die Heftigkeit des Falles sich losmachen und zwischen dem Knieholz die Breter, womit das Fahrzeug nur von aussen bekleidet war, losstoßen möchten, da wir denn unausbleiblich hätten zu Grunde gehen müssen; denn aus Mangel an Bretern hatte das Fahrzeug von innen keine Bekleidung erhalten.

Weil in dieser Jahreszeit die wilde See die Moderbänke, die sich in der ruhigen Zeit vom May bis in den September an der Küste ansetzen, und auf denen man sicher vor Anker gehen kann, wegreißt: so konnten wir diesen Vortheil auch nicht geniessen, sondern mußten mitten in der unruhigen See unsern Anker fallen und uns von den Wellen gewaltig herumwerfen lassen.

Als wir an einem Tage durch Laviren ein ziemliches Stück vorwärts gekommen waren und keine Moderbank finden konnten, mußten wir in großer Entfernung von der Küste vor Anker gehen, und da die Indianer auch noch den Fehler

machten, von unsern zwey Ankern einen mit einem etwas kurzen Taue auszuwerfen, welcher vermuthlich nicht hinlänglichen Grund gefaßt hatte: so trieben wir mit dem entsetzlichsten Hin- und Herschmeissen, und ohne ein Auge zuthun zu können, in der dunkeln Nacht über alle Brandungen das ganze Stück, welches wir am Tage mit Mühe errungen hatten, wieder zurück.

Große Schiffe haben es noch schwerer, diese Reise zu machen, weil der an der Küste bis in den mexikanischen Meerbusen gehende Strom weiter in der See noch stärker ist. Wenn sie daher durch Unachtsamkeit etwa in der Nacht vor dem Mund der Suriname vorbey kommen, denn dort war damals kein Zeichen, etwa durch einen Feuerthurm, so müssen sie die Reise größtentheils noch einmal machen.

Dieses begegnete dem Br. Heller auf seiner Reise zu uns; denn weil sein Kapitain glaubte, er sey noch weit genug von der Mündung der Suriname entfernt, entschloß er sich, anstatt vor Anker zu gehen, wie die Schiffe allemal an dieser Küste thun, nur mit einem Segel die Nacht durchzufahren. Als es aber Tag wurde, befand er sich vor der Saramaka, und nachdem er 3 Tage gegen Wind und Strom auf zu laviren gesucht, und an seiner Takelage, wie

er sagte, mehr Schaden als auf der vorigen ganzen Reise gelitten hatte, mußte er sich entschliessen, nach den westindischen Inseln zu segeln. Nach einer Fahrt von 8 Tagen erreichte er die Insel Eustatius, nahm dort neues Trinkwasser ein, und brauchte hernach noch 5 oder 6 Wochen, um wieder vor den Mund der Suriname zu kommen.

Nach einer 18tägigen, wie oben beschrieben, beschwerlichen Reise kamen wir endlich mit Lob und Dank für so manche erfahrene göttliche Hülfe und Bewahrung in Paramaribo an; fanden bald ein Schiff, in welchem wir in 8 Wochen die Reise nach Amsterdam glücklich zurücklegten.

Da dergleichen Reisen schon vielfältig beschrieben worden, so beschliesse hiermit, ohne etwas davon zu sagen, die Geschichte meines Aufenthaltes in Suriname, und will in meinen nächsten Briefen dasjenige, was ich noch von den Produkten des Landes und den Sitten der Indianer zu sagen habe, nachholen.

Indeß bleibe 2c.

Elfter Brief.

Meinem Versprechen gemäß, werde nun einige Gewächse, die ich in Suriname kennen gelernt, noch besonders beschreiben. Der Pisang= oder Bananenbaum, ind. Prattane, wenn mans einen Baum nennen will, denn der Stamm ist weicher als ein Kohlstrunk, kommt wie ein Keil aus der Erde hervor, und bringt seine Blätter, die gemeiniglich 3 bis 4 und mit dem Stiel bis 5 Fuß lang und über einen Fuß breit sind, aus dem Kern, wie alle Palmgewächse, heraus. Der Stamm wird etwa 7 bis 8 Fuß hoch und bekommt alsdann eine Blüthe, die einem Keile ähnlich ist. Von diesem so zu nennenden Blüthenkeil thut sich ein Blatt nach dem andern auf, und unter demselben sind etwa 8 bis 10, ohngefähr einen Finger lange Früchte, von denen jede an der Spitze noch eine besondere weisse Blüthe hat. Sobald diese abgeblüht haben, thut sich ein neues Blatt auf, und so formirt sich ein Stängel, an welchem, wenn der Baum guten und feuchten Boden hat, ohngefähr 100 bis 120 dergleichen Früchte sitzen, die ausgewachsen einer langen Gurke ähnlich sind.

Ist die Frucht vollständig und reif: so hat ein Mann daran zu tragen, und von einem solchen Busch Bananen, wie man sie dort nennt, kann ein Neger meist eine Woche leben. Wenn diese Früchte wohlfeil waren, kostete damals so ein Busch in Paramaribo, wohin sie von den Plantagen häufig gebracht wurden, 1 gl. 8 pf., und waren sie theuer, 3 gl. 4 pf.

Ist die Frucht vom Stamme abgeschnitten: so trägt derselbe nicht mehr, wird umgehauen und an die Wurzeln zur Düngung der aus denselben schon hervorgegangenen 3 bis 4 neuen Stämme geworfen. Von den neu hervorsprossenden Stämmen ist bisweilen einer schon bald so groß wie der alte, und dem Blühen nahe. Von diesen werden auch die Ableger zu Anlegung neuer Pflanzungen genommen, welches auf den Plantagen alljährlich geschieht.

Wenn man einen solchen Ableger pflanzt, kann man in Jahr und Tag die Frucht davon schon geniessen. Es ist sehr vortheilhaft, dergleichen Bananengärten anzulegen, die immerfort tragen, und man hat dabey weiter nichts zu thun, als sie vom Grase rein zu halten, und die Stämme, welche getragen haben, zu zerhauen und wieder an die Wurzeln zu werfen. Man pflanzt sie gemeiniglich zwölf Fuß aus einander.

Ausser diesem Bananenbaum hat man noch ein solches Gewächs, welches demselben ganz ähnlich ist, und Bakuva genannt wird. Beym Pflanzen wird er eben so behandelt wie jener. Ehe die Bakuva blüht, unterscheidet man sie von der Banane nur an einem schmalen schwarzen Streifen, der die Blätter desselben einfaßt oder umgiebt.

Die grünen Blätter braucht man statt des Papiers unters Backwerk, wenn man dasselbe in den Backofen thut; und wenn sie trocken sind, dienen sie zum Einpacken von zerbrechlicher Waare. Die Frucht der Bakuva ist zum Hausgebrauch nicht so nützlich wie die Banane, sondern wird mehrentheils als Obst frisch genossen und schmeckt wie die schönste Birneblank. Sie ist mehr den kurzen Gurken ähnlich und höchstens zwey Finger lang.

Weil sie in der Haushaltung nicht so nützlich sind, werden ihrer nur wenige gepflanzt.

Die Frucht der Banane wird theils als Brod, theils als Zugemüse gebraucht. Ersteres geschieht, wenn man sie noch grün, nachdem die Schale von derselben abgezogen worden, am Feuer oder auf Kohlen rostet. Auf die Weise werden sie häufig von Europäern und Negern gegessen. Nach meinem Geschmack hatten sie, so zubereitet, viel ähnliches mit den Fastenbrezeln.

Als Gemüse genießt man sie grün zerschnitten und mit etwas frischem oder gesalzenem Fleisch oder Fisch gekocht. Alsdann haben sie viel Ähnlichkeit mit Kartoffeln, sind sehr nahrhaft und werden auf die Weise am mehrsten von den Negern gegessen.

Auch schneidet man die grünen Bananen der Länge nach in Scheiben, trocknet dieselben an der Sonne, stößt sie zu Mehl und braucht dasselbe zu Brey, den die Neger Tumtum nennen, ingleichen zu Puddings und Klöseln.

Läßt man diese Frucht so gelb werden wie eine Zitrone, schneidet sie in Stücken und kocht sie mit Fleischbrühe: so haben sie den Geschmack von gelben Rüben, nur haben sie etwas mehlartiges. Auch nur blos mit der Schale in Wasser gekocht, geben sie ein angenehmes Gemüse ab.

Läßt man sie so gelb werden, daß die Schale schon anfängt schwarz zu werden, schneidet sie in Stücken, etwa $\frac{1}{4}$ Zoll dick, und kocht sie allmählig bey einem mäßigen Feuer, ohne einige Zuthat als Wasser und etwas Limonien- oder Zitronensaft: so ist kein mit Gewürzen und Wein gekochtes europäisches Obst so angenehm, als dieses Gemüse. Ich konnte sie so gekocht, wenn wir sie auch täglich hatten, nie müde werden.

Ferner bäckt man sie in der Pfanne mit Butter oder Rüböl, wenn sie vorher in einen Mehlteig getunkt worden.

Trocknet man sie so gelb und der Länge nach in Scheiben geschnitten an der Sonne oder im Backofen: so kann man sie lang verwahren, und sie sind alsdann den schönsten Feigen im Geschmack ähnlich. Davon brachte ich eine Parthie mit nach Europa, und sie fanden allgemeinen Beyfall.

Wir machten auch aus dieser Frucht unsern Essig. Sie werden zerschnitten gekocht, Wasser zugegossen, und wenn sie gegohren haben, die Flüssigkeit durch ein Tuch gedrückt, woraus mit der Zeit der schönste Weinessig wird.

Die Frucht der Bakuva, welche saftreicher als die der Banane ist, wird auch wie letztere in einen Mehlteig getunkt und gebacken. Weil sie beym Kochen einen etwas säuerlichen Geschmack bekommt, braucht man sie auch, ein dem Äpfelbrey ganz ähnliches Gemüse daraus zu machen.

Zu den nützlichen Baumfrüchten gehört auch die von den Indianern so genannte Papaia, die man füglich eine Baummelone nennen kann.

Der Baum wächst sehr geschwinde, und trägt gemeiniglich schon im zweyten Jahre. Es ist ein strunkartiger Baum und inwendig hohl;

nur hat er in gewissen Entfernungen querübergehende kaum Finger dicke Scheiben, welche die Hohlung unterbrechen. Es giebt männliche und weibliche Bäume. Die erstern haben viele Blüthen, tragen aber keine Frucht, daher man etwa nur einen stehen läßt, damit die Blüthen an den weiblichen Bäumen durch die des männlichen befruchtet werden können.

Wenn man diese Baummelone grün abnimmt, schält, wie Rüben zerschneidet und kocht: so würde sie jeder für weisse Rüben, und wenn man sie etwas gelb werden läßt, und wie oben behandelt, für gelbe Rüben essen. Wenn sie ganz gelb und schon etwas weich sind, haben sie vollkommen den Geschmack der Melonen.

Der Sürsack, ind. Mamaja, stachliche Flaschenbaum, wächst gleichfalls an einem hochstämmigen Baume und hat seinen Namen von der Ähnlichkeit mit einem kleinen Sack, der unten spitzig zugeht, etwa einen Schuh lang und von verhältnißmäßiger Dicke ist. Auswendig ist die Frucht mit einer dünnen und mit weichen Stacheln versehenen Schale überzogen. Inwendig sieht sie wie ein weisser Schwamm aus, der mit einem süßsäuerlichen Safte angefüllt ist. In diesem schwammartigen Fleisch stecken auch die Körner, die schwarz und so groß wie Kür-

biskörner sind. Durch die bey sich führende Säure macht das schwammartige Fleisch der Frucht, wenn man den Saft daraus saugt, die Zähne leicht stumpf. Wir brauchten sie gemeiniglich zu Suppen, die den Weinsuppen, wenn man etwas Zucker dazu that, nicht unähnlich waren.

Der Kanelapfel wächst an einem niedrigen Baume, und ist einer gelblichen Weintraube nicht unähnlich, nur sind die Beeren, in deren jeder ein Kern steckt, zusammengewachsen. Er ist sehr süß und hat einen etwas zimmetartigen Geschmack, wovon er auch seinen Namen haben mag, ist aber nur zum Naschen zu gebrauchen.

Die sogenannte Passionsblume, ind. Märekuje, welche man hier zu Lande in Blumentöpfen zieht, ist ein Rankengewächs, das an den Bäumen in die Höhe läuft, und eine Frucht bringt von der Gestalt und Größe einer Zitrone. Die Körner sind inwendig in einem angenehmen süßsäuerlichen Schleim eingehüllt, und man könnte denselben der Froschleich vergleichen. Es giebt davon mehrere Sorten; eine größere und eine kleinere. Letztere wächst wild und hat einen angenehmern gewürzartigen Geschmack.

Der Limonien- und Zitronen-Baum trägt, ohne daß man etwas daran thut, schon im dritten, auch manchmal schon im zweyten Jahre.

Die Limonien braucht man auch zu Hecken. Wenn man sie aber unter der Scheere hält, habe ich niemals Frucht an denselben gesehen. Das Beschneiden derselben ist aber für die Neger, die barfuß gehen, wegen ihrer Stacheln sehr beschwerlich.

Pomeranzen und Apelsinen tragen im fünften und sechsten Jahre. Es giebt ihrer drey Sorten. Die bittre oder saure wird gar nicht genossen, man braucht sie oft, um die Fußböden zu scheuren, sonderlich auf Plantagen, weil ihre Säure und Bitterkeit der Schale dem Ungeziefer zuwider ist. In hitzigen Krankheiten ist ihr Saft, ins Wasser gedrückt, ein sehr heilsamer Trank.

Die halbsüssen Oranien sind angenehm und sehr gesund. Als man mich in einem hitzigen Fieber schon aufgegeben hatte, und nur meinem Verlangen nach dieser Frucht, die eben reif war, ein Genüge leistete, konnte ich nicht anders als meine Genesung dem häufigen Genuß derselben zuschreiben.

Die Apelsinen sind auch sehr häufig, und werden viel gegessen, sollen aber nicht so gesund wie die halbsüssen Oranien seyn. Wenn sie in Paramaribo häufig waren, bekam man für 4 gl. etwa 15 — 16 Stück. An unsern Wohnorten

pflanzten wir dergleichen Bäume, und hatten sonderlich in Corentyn Überfluß daran.

Die Mammi ist eine Frucht eines großen Baums. Man könnte sie einer Pfirsich vergleichen, indem sie eine rauhe Schale und einen Kern wie dieselbe hat. Nur ist sie größer, die rauhe Schale braungelb und dick, und das Fleisch nicht so saftig, sondern härtlicher und trockener. Die Bäume sind männlich und weiblich, und brauchen viele Jahre, ehe sie tragen. Die Blätter sind dick und in Absicht der Länge den Blättern der Pfirsichbäume ähnlich.

Die Sabadille hat auch eine rauhe graugelbliche Schale, und einen sehr angenehmen honigsüssen Geschmack. Sie war damals noch nicht häufig. Die Größe ist eines mittelmäßigen Apfels und hat auch beynah solche, nur etwas größere, Körner.

Den Kaffeebaum läßt man nicht höher wachsen, als daß man die Spitze erreichen und die Frucht bequem abpflücken kann. Er sieht wie eine breite Piramide aus, weil er von unten bis oben an die Spitze dünne lange Äste treibt. Die Blätter sind denen der Kirschen ähnlich.

Die weisse Blüthe hat einen angenehmen süßlichen Geruch. In der Frucht, die einer Corneliuskirsche am ähnlichsten, und auch so wie diese an sehr kurzen Stielen an den Ästen

sehr häufig sitzt, befinden sich 2 halbe Bohnen, von denen jede für sich mit einer sehr dünnen durchsichtigen Schale umgeben ist.

Wenn die Frucht roth ist, wird sie abgepflückt. Dazu braucht man etwa 8 bis 14 Tage, weil sie ungleich reift. Um die Bohnen aus der Kirsche herauszukriegen, zerdrückt man dieselbe mit einem Steine auf einem Tisch, sucht die Bohnen heraus und thut sie eine Nacht in frisches Wasser, damit das daran noch hängende süßliche Fleisch der Kirsche abweiche.

Wenn die Bohnen in der Sonne recht trocken und hart geworden, werden sie in hölzernen Mörsern gestampft, um die äussere dünne durchsichtige und leichte Schale von ihnen durchs Schwingen scheiden zu können.

Auf den Plantagen haben sie zu dem letzten Geschäfte solche Mühlen, womit man das Korn vom Staube reiniget.

Der Cacaobaum, sonderlich der in Suriname, wo man wenig Cacao pflanzt, erlangt die Größe eines mäßigen Apfelbaums. In Berbice sahe ich die bessere Sorte, den man Karaka nennt. Dieser Baum wird nicht so groß als der erstere, man hält aber die Frucht für besser. Die Blüthen kommen unmittelbar aus dem Stamm und aus den Ästen, und die Frucht oder Schote, die ich auch einer Gurke

vergleichen möchte, wird, wenn sie reif ist, zitronengelb. In derselben liegen die Cacaobohnen wie in einer Schote, nur mehrere neben einander. Man schneidet die Schale auf, thut die Körner in ein Gefäß, deckt sie mit Blättern zu und läßt sie einige Tage darinn liegen, damit sie sich ein wenig erhitzen, und der sie umgebende Schleim sich desto besser ablöse. Wenn man sie in reinem Wasser abgewaschen, bestreut man sie mit Asche, damit sie nicht so leicht vom Ungeziefer beschädigt werden können, und trocknet sie in der Sonne.

Zu den nützlichen Bäumen, die man in der Nähe der Häuser hat, gehören noch folgende: 1.) Die Cujabes. Man findet sie auch in den nächsten Büschen, weil die Vögel sie gern fressen und wegen ihrer harten Samenkörner, die sie nicht leicht verdauen können, fortpflanzen und vermehren. Die Frucht ist vollkommen einem Apfel auch in der Größe ähnlich. Es giebt zweyerley Sorten, eine, die eine weisse, und die andere, die eine gelbe Schale hat. Die weissen sind gemeiniglich größer und wohlschmeckender. Das Fleisch an der äussern ganz dünnen Schale ist etwa $\frac{1}{4}$ Zoll dick, das übrige in dem Apfel ist mit lauter harten Körnern, etwas größer als eine Linse, angefüllt, doch ist zwischen ihnen noch eben so ein saftiges rothes

Fleisch, wie an der Schale. Man ißt sie roh wie Äpfel. Wenn sie häufig waren, kochten wir aus ihnen einen angenehmen Brey, den man aber durch einen Durchschlag reiben muß, damit die Körner zurückbleiben.

Für Kranke ist ein solches Gemüse ein rechtes Labsal.

2.) Die Kaschu, ind. Märehü. Der Baum wird nicht groß. Die Frucht ist einer Birne ähnlich, hat aber das Besondere, daß sie vorn, wo die Blüthe sich befindet, eine Bohne mit einer harten Schale hat. Diese Bohne hat einen Geschmack wie die Mandel, und wird, wenn man sie aus der Schale genommen, auf einer eisernen Platte geröstet, oder auch frisch gegessen, und ist eine Delikatesse der Creolen. Beym Rosten muß man sich aber in Acht nehmen, daß einem der Dampf davon nicht ins Gesicht komme, ingleichen wenn man die Bohne aus der Schale macht, daß einem der Saft nicht an die Hände oder Gesicht spritze, weil, wo er hinkommt, Blasen werden und die Haut abgeht. Die birnartige Frucht hat einen mehr sauren als süssen Geschmack, ist sehr zusammenziehend, wie manche Birnarten, und macht die Zähne stumpf, weswegen man nicht viele davon essen kann; gekocht aber giebt sie ein angenehmes Gemüse ab.

3.) Der Kokusbaum ist in Suriname noch nicht häufig, doch findet man sie hin und wieder auf den Plantagen. Es ist ein Palmbaum und braucht viele Zeit, ehe er Frucht trägt.

4.) Der Calaboßbaum trägt eine Frucht, die einem Kürbis sehr ähnlich, aber kugelförmig ist, und von den Indianern Jwida genannt wird. Nur die Schale wird von Indianern und Negern zu Trinkgefäßen gebraucht, indem das Fleisch ganz ungenießbar ist. Es giebt deren sehr große und auch ganz kleine Sorten. Die größern werden in der Mitte durchgeschnitten, das Fleisch herausgethan, und die harte Schale, damit sie etwas zäh wird, und nicht so leicht bricht, in Wasser gekocht. Die kleinere Sorten brauchen die Indianer, wenn sie das Fleisch herausgethan haben, zu Pulverhörnern 2c.

Der Baum ist sehr leicht fortzupflanzen, weil man nur einen Ast davon in die Erde stecken darf, der so leicht wie eine Weide bekleibt und bald Frucht trägt, weswegen man dergleichen Bäume ofte bey den Häusern der Indianer und Neger findet.

Es giebt noch eine andere Art, die man Grundcalabosse nennt, weil sie wie die Kürbisse auf der Erde an Ranken wachsen. Das Fleisch derselben ist gleichfalls unbrauchbar. Es giebt

derselben sehr große und auch sehr kleine Sorten. Die Schalen der großen, die sehr leicht auszuhöhlen und rein zu machen sind, werden von den Negern und Indianern gemeiniglich zu Gefäßen gebraucht, trockne Sachen, z. B. Reiß rc. darinn zu verwahren.

Die Vanille, ind. Kamaije, wird zwar dort nicht angebaut, indeß findet man sie doch auch an der Saramaka und Corentyn, gemeiniglich an hohen Orten und im Sandboden. Sie ist nicht so gut wie die spanische und wird daher auch nicht gesucht. Sie wächst an einer Ranke, die sich um die Bäume schlingt. Die Ranken schliessen sich an die Bäume, sonderlich in den Spalten der Rinde, so vest an, daß sie nicht ohne Verletzung derselben davon losgemacht werden können; andere Ranken gehen aber auch von den Ästen der Bäume wieder herunter bis auf die Erde, wo sie neue Wurzeln kriegen, und sich so wieder ausbreiten.

Die Blüthe ist der einer wohlriechenden Wicke ganz ähnlich. Die dortigen Schoten sind etwas dicker, als man sie hier in den Apotheken findet. Trocknet man sie an der Sonne, so fließt oftmals, wenn man sie recht reif bekommt, ein Öl heraus, welches ein dem peruvianischen

Balsam ganz ähnlichen und angenehmen Geruch hat. Ich kam daher auf die Gedanken, ob der peruvianische Balsam nicht eine Vermischung dieses Öls mit dem Copaien-Balsam seyn mag, weil sowohl die beste Vanille eigentlich aus Peru kommt, und der Copaienbaum dort auch seyn mag.

Es giebt auch noch ein Rankengewächse, das ich an den Ufern der Flüsse auf meiner Reise nach Berbice fand, und der Vanille ähnliche Schoten trug. Die Indianer sagten mir aber, es sey die unächte und unbrauchbare Sorte.

Ich bleibe rc.

Zwölfter Brief.

In meinem letzten Briefe habe Ihnen mehrentheils nur Obstbäume, die wir um unsere Häuser herum angepflanzt hatten, beschrieben; in diesem werde Ihnen einige, die in den Büschen wild wachsen, bekannt zu machen suchen.

1.) Die Frucht von dem harten Holze Bollentri, ind. Buroe genannt, wovon man vorzüglich die Pfosten der Häuser und auch Schindeln macht, weil es sehr dauerhaft ist und sich zu

Schindeln sehr gut spalten läßt, — ist einer kleinen Pflaume ähnlich. Die Schale ist bräunlich und härtlich. Der unter der Schale und um den ziemlich großen und harten Kern befindliche Saft ist so süß und klebrich wie Syrup. Die Indianer lieben sie sehr und verderben ihrentwegen viele Bäume, weil sie dieselben umhauen, um die Frucht zu bekommen.

2.) Eine der Kaschu ganz ähnliche Frucht, Ubudi von den Indianern genannt, ist sehr saftreich und hat einen lieblichen Weingeschmack. Die Indianer schätzen sie sehr. Der Baum wächst sehr groß. Wenn sie häufig sind, pressen sie den Saft aus und brauchen ihn als einen labenden Trank.

3.) Eine gelbe Pflaume, ind. Hubu, von der Größe der gewöhnlichen gelben Pflaumen, ist etwas sauer, aber doch gut zu essen. Sie kann häufig unter dem großen Baum, dessen Frucht sie sind, aufgelesen werden, und werden vom Tapier, dem dort sogenannten Buschbüffel, gesucht und verzehrt.

4.) Die Kumarramarra hat eine rauhe braune Schale und die Größe eines Apfels. Wenn sie reif ist, schmeckt sie wie eine teige Birne und dient gegen Verstopfung. Der Baum

wird nicht groß, und ist deswegen nicht häufig, weil die Indianer diese, so wie alle dergleichen Bäume, deren Früchte nicht leicht herunterfallen, mehrentheils umhauen.

5.) Die Nüsse, welche die Indianer Hora nennen, wachsen oben an der Corentyn an sehr hohen Bäumen, und sind größer als die große Wallnuß. An der Suriname, Saramaka und Cupaname findet man diese Bäume nicht. Es sind ihrer gemeiniglich 3 — 4 in einer kugelförmigen Kapsel, welche zerspringt, wenn sie von dem Baum herunterfällt. Jede Nuß ist noch von einer ledergelben weichen Schale umgeben, welche die Indianer mit den Messern abnehmen können. Die Schale, in welcher der Kern sich befindet, ist so hart, daß man sie mit einem Hammer aufschlagen muß. Der Kern hat den Geschmack der schönsten Mandeln, und wird in der Kolonie sehr geliebt. Wenn sie reif sind, gehen die Indianer in die Gegend, wo sie wachsen, halten sich dort einige Wochen auf, um sie, wenn sie herabfallen, zu sammlen und sich damit etwas zu verdienen. Sie sammlen sie in Säcke von Rohr geflochten, die sie Queken nennen, und etwa 1½ Dresdner Metze enthalten, wofür man ihnen, wenn sie häufig sind, ohngefähr 4 gl. bezahlt, sie aber in Paramaribo mit gutem Nutzen

wieder verkaufen kann, weil die Indianer in ihren kleinen Fahrzeugen nicht viele dahin bringen können. Wir machten aus den Körnern manchmal eine Mandelmilch, die wir zum Kaffee brauchten, weil wir keine Kuhmilch hatten. Ich versuchte auch einmal, Öl daraus zu machen, welches einen köstlichen und süssen Geschmack hatte, weil wir aber zum Ölauspressen keine Einrichtung hatten, mußte es beym bloßen Versuch bleiben.

Ausserdem wachsen in der Gegend noch mehrere Nüsse, z. B. eine Sorte, welche die Indianer Tutuka nennen. Deren sind etwa 12 — 15 in einer Kapsel so groß wie ein Kinderkopf, welche so hart ist, daß man sie mit einer Axt aufschlagen muß. Die Nüsse haben eine beynah dreyeckige Gestalt, sind so groß wie eine mittelmäßige welsche Nuß, sehr ölicht, und haben einen angenehmen Geschmack.

Die Tunkobohne, ind. Kumaru, oder lieber Tunkonuß, weil sie wie die Nüsse in einer harten Schale stecken, die aber, wie die grünen Wallnüsse, noch mit einer weichen grünen Schale umgeben ist. Diese grüne Schale fressen die in den dasigen Wäldern sich häufig aufhaltenden Fledermäuse sehr gern. Sie benagen sie daher, und machen dadurch, daß sie leicht und häufig von den hohen Bäumen herabfallen. Der

Kern ist etwas bitterer als die bittere Mandel, und als eine Magenmedicin zu brauchen. Wegen des angenehmen Geruchs thut man sie unter den Schnupftaback, und manche Indianer brauchen sie auch, ihrem Kraböl, womit sie ihren Leib einschmieren, einen bessern Geruch zu geben. Die Karaiben nennen diese Tunkobohne Krabobossi.

Eine einer Eichel vollkommen ähnliche Frucht, nur vier= bis fünfmal so groß, ind. Bibiru, brauchen sie gegen Leibschneiden und Diarrehen. Ich habe auch selbst ihre heilsame Wirkung bey dergleichen Krankheiten erfahren, wenigstens ist es eins der besten magenstärkenden Mittel. Den Baum hielt ich für den Chinabaum, und ließ mir etwas Rinde von demselben bringen, welche in Absicht der Farbe und des Geschmacks derselben ganz gleich kommt.

Es giebt in den niedrigen Gegenden einen Baum, den die Indianer Karraba, die Europäer aber Wasserwane nennen, in Gegensatz eines dem Holze nach bessern, jedoch ähnlichen Baumes, der aber im hohen Lande wächst und Wane heißt. Letzteres wird gern, weil es nicht so schwer wie anderes dergleichen Holz ist, zu Thüren, Kisten und anderm Hausrath gebraucht. Es wird so dunkelbraun wie das Mahagoniholz, nur scheint es nicht so fein zu seyn. Das

Krabholz hat am mehresten Ähnlichkeit mit dem Cedernholze.

Der Krabbaum trägt eine Frucht, die man den wilden Kastanien am ersten vergleichen könnte. Diese wird von den Indianern, wenn sie abfällt, gesammlet, um daraus das Kraböl zu machen, womit sie sich beynah alle Tage den Leib bestreichen, um die Haut vor der Sprödigkeit zu sichern. Sie legen die gesammlete Frucht so lang an einen feuchten Ort, bis sie zu faulen anfängt. Alsdann nehmen sie die Schale ab und zerdrücken den Kern so, daß sie einen Teig daraus machen können. Diesen vermengen sie mit etwas Wasser, kneten ihn gut durch und setzen ihn in einer Baumrinde an die Sonne, damit das darinn enthaltene Öl flüssig werde und in ein darunter gesetztes Gefäß laufe. Wenn sie dieses einigemal wiederholt haben, wird der Teig noch in einem Cossabischlauch gut gepreßt, um das Öl vollends heraus zu bringen. Dieses Öl ist auch gut in Lampen zu brennen.

An der Saramaka ist auch der Copaienbaum häufig. Er wächst in niedrigen Gegenden und hat ein ganz weisses und weiches Holz, dem Lindenholz ganz ähnlich. Dieser köstliche Balsam wird in Suriname nicht gesucht, weil er an der Oranoke noch häufiger ist, und von

dort viel nach Europa gesandt wird. Den oranockjschen nennen die Indianer Marana, und halten ihn für besser als den saramakischen, denn an den andern Flüssen findet man ihn nicht, wie die Indianer sagten.

Um ihn zu sammlen, hauen sie ein Loch in den Baum, welches schreg hineingeht, und in dieser Vertiefung sammlet sich der Balsam, so daß sie ihn herausschöpfen können.

Ich machte in Saron selbst an ein paar in unserer Nähe befindlichen Bäumen die Probe, bekam aber etwa nur 2 Seidel, weil er dort nicht so stark fließt als weiter unten nach dem Seestrande zu. Da ich diese Probe in der Regenzeit machte, fand ich allemal in der Vertiefung viel Wasser: so daß ich den Balsam mit Baumwolle davon abheben und so in mein Gefäß sammlen mußte. Vielleicht wäre meine Probe nach Beendigung der Regenzeit ergiebiger gewesen.

Weil es den Apothekern in Suriname bequemer ist, diesen Balsam aus Europa kommen zu lassen, so ist dort keine Nachfrage darnach; indeß fand ich, daß derjenige, den sie dort in den Apotheken hatten, sehr verfälscht war.

In den hohen Gegenden, sonderlich an der Corentyn, findet man auch das köstliche Harz,

von den Indianern Arrekussiri genannt. Es ist nicht flüssig, aber auch nicht hart, sondern wie hier zu Lande der Terpentin. Es ist ungemein heilsam, und hat einen köstlichen Geruch, auch habe ich gehört, daß man dieses Harz gegen Kopfschmerzen und Flüsse auf die Schläfe legt. Die Indianer mengen es oftmals unter das Kraböl, um demselben einen angenehmen Geruch zu geben. Sie sammlen ihn durch Verwundung des Baums, der niemals sehr groß wird. Ausserdem habe dort noch mehrere wohlriechende Harze, die zum Räucherpulver rc. zu brauchen wären, gefunden, so wie auch das Gummigutti. Weil man aber in Suriname alle dergleichen Dinge leichter aus Holland durch den Handel erhalten kann, bekümmert sich niemand um dergleichen Produkte des Landes.

Von den nützlichen Palmgewächsen sind folgende anzuführen:

1. Die Kohl-Palme, von den Indianern Kokuliti, von den Europäern und Negern Kappus genannt, verschaft den so angenehmen und nützlichen Palmkohl. Denselben zu erhalten, muß man den Baum, der eine sehr harte Rinde, inwendig aber, wie alle Palmgewächse, nur ein weiches Mark hat — umhauen, und die

in der Mitte des Stamms zum Heraussprossen noch befindlichen Blätter mit ihren Stängeln heraus spalten.

Von den weichen Blättern macht man Salat und kann auch von den zarten Ränkeln etwas dazu schneiden. Zum Kochen braucht man nur die Stängel, welche zerschnitten werden. Roh gegessen haben die Stängel einen Nußgeschmack, und gekocht etwas pilzartiges.

Wenn man den Palmkohl sucht, wählt man die jungen und niedrigen Stämme, die noch keine Frucht tragen. Wenn die Bäume groß werden, haben sie eine Frucht, welche von aussem der Kieferzappe etwas ähnlich ist. Inwendig hat sie einen harten Kern und um denselben etwas süßliches Fleisch, welches man von demselben abschaben muß.

Die Frucht sitzt häufig an einem aus der Mitte des Baums hervorkommenden Stängel, wie bey dem Bananenbaum, ist aber nur etwa einen Finger lang.

2. Die Hittäpfel-Palme, ind. Itte, ist für sie ein sehr nützliches Gewächs. Sie trägt eine Frucht von der Größe eines mittelmäßigen Apfels mit einer dunkelbraunen, etwas härtlichen und in lauter kleine Quadrate abgetheilten Schale, die sich abbröckeln läßt. Um ihren großen Kern

hat sie ein säuerliches Fleisch, welches die Indianer sehr gern essen. Aus ihren jungen Blättern machen die Indianer Schnüre zu ihren Hangmatten, die bey den Arawacken und Warauen den Netzen ähnlich sind. Zu gewissen Jahreszeiten zapfen sie aus dieser Palme einen Saft zum trinken, der weit süsser als der Birkensaft ist, so daß man vermuthlich Zucker daraus kochen könnte.

Dieser Palmbaum wächst an sumpfigen Orten. Die Indianer gehen aber gar nicht wirthschaftlich mit ihm um. Denn wenn sie den Saft aus demselben in der Geschwindigkeit haben wollen, hauen sie ihn um, machen Feuer darunter und nöthigen dadurch den Saft, beym Stammende in ein darunter gesetztes Gefäß zu laufen. Die Warauen backen auch aus dem weichen Kern des Baumes Brod, wenn sie Mangel an Cossabi haben.

3. Die Mannekol-Palme, ind. Mannaka. Der Baum wächst sehr hoch und gerade, ist selten dicker als der Schenkel eines Mannes überm Knie, und läßt sich sehr leicht in vier lange und gerade Latten spalten, von denen man inwendig den weichen Kern abhaut.

Wir brauchten diese Latten zu Wänden unsrer Häuser und Decken unsrer Stuben.

Die Wände werden auf folgende Weise gemacht: Man nagelt an die in die Erde eingesetzten Pfosten zwey Stöcke queerüber und bindet an dieselben die Latten mit einem Buschtau oder Ranke, deren es in dasigen Wäldern sehr vielerley Sorten giebt. Weil aber die Latten nicht immer ganz gerade sind und das Buschtau, womit sie angebunden werden, einen kleinen Zwischenraum erfordern, sind die Wände nicht so dicht, daß man nicht überall durchsehen oder wohl an manchen Stellen einen Finger durchstecken kann; man läßt daher oft, wo es nöthig ist, noch eine Reihe Latten darüber binden, welche die Zwischenräume der erstern bedecken, und nagelt alsdann zu mehrerer Vestigkeit oben und unten ein paar Latten queerüber, welche die angebundenen vesthalten helfen, wenn etwa das Buschtau hin und wieder verfault, und die Latten dadurch los werden und abfallen wollen. Mit solchen Latten sind auf den Plantagen mehrentheils auch die Negerhäuser bekleidet und mit den Blättern dieser Palme gedeckt.

Dieser Baum trägt eine Frucht, so groß und blau wie die Schleen. Diese hängt büschelweise an der Krone desselben. Die Indianer stampfen sie in hölzernen Mörsern, sondern die Körner ab, und mengen das Übrige unter

ihr Getränke, Ebeltir genannt, wodurch dasselbe einen süßlichen Geschmack bekommt, und nahrhafter wird.

4. Die Aura= oder Awora=Palme ist nur um der Frucht willen merkwürdig. Der Stamm und die Äste sind voller großer Stacheln, und ihm daher nicht gut beyzukommen. Man findet diese Palme in Suriname nicht häufig und kann sie als einen Obstbaum ansehen. Die Frucht hängt auch büschelweise an der Krone des Baumes, ist so groß wie ein mittelmäßiger Apfel und ganz goldgelb. Das wenige um einem sehr harten schwarzen Kern befindliche ebenfalls goldgelbe Fleisch ist sehr ölig, angenehm süß und sehr nahrhaft. Die Indianer lieben sie sehr, und mengen sie auch, wie die Mannekolfrucht, unter ihr Getränke.

5. Die Timiti= oder Trullipalme. Unter dem letzten karaibischen Namen ist sie am mehresten bekannt. Sie ist ihrer großen Blätter wegen sehr nützlich. Ein ausgewachsenes Blatt ist 8 — 9 Ellen lang. Auf jeder Seite des mittlern Stängels, der unten reichlich 6 Zoll im Umkreise hat, ist das Blatt etwa 2 Ellen breit, und, wenn es nicht vom Winde hin und wieder Risse bekommen hat, zusammenhängend; denn hierinn ist sie von andern Palmbäumen unterschieden, die auf beyden Seiten des Stän=

gels schmale, etwa zwey Finger breite, Blätter haben.

Diese Palmblätter geben ungemein gute und dichte Dächer, denn ein Blatt reicht, wenn das Dach nicht zu hoch ist, von oben bis unten; und weil die Indianer sie zusammen legen und etwa nur eine gute Spanne weit von einander auf die Latten des Daches binden, liegen sie auch vielfach über einander. Ist das Haus eine Küche: so kann das Dach 10 — 12 Jahre gut bleiben, weil der Rauch das Ungezieser hindert, demselben Schaden zu thun. Bey Wohnhäusern, in denen dort kein Rauch Statt findet, dauert so ein Dach etwa 6 — 7 Jahre.

Diese Blätter brauchen die Indianer auch, Decken daraus zu machen, um ihre Sachen damit auf Reisen in ihren Fahrzeugen vor dem Regen zu sichern. Auch dienen solche Decken zu Dächern auf den Hütten, wenn sie in Gegenden reisen, wo dergleichen Palmen nicht wachsen. Denn wo sie dergleichen finden, machen sie in der Geschwindigkeit von 4 — 5 Blättern, die mit dem Stiel in die Erde gesteckt und an eine an zwey Bäumen gebundene Stange gelehnt werden, eine gute Reisehütte, unter welcher man in seiner Hangmatte bequem und sicher vor dem Regen liegen kann. Diese Pal-

me wächst nur an der Saramaka und Cupaname, an der Corentyn und Suriname findet man sie nicht.

Die Blüthe derselben hat das besondere, daß sie wie in einem gewebten Sacke steckt. So lang die Blüthe den Sack noch nicht zersprengt hat, hauen die Indianer sie ab, ziehen die Blüthe heraus und brauchen den Sack als eine Mütze. Die Frucht selbst ist nicht genießbar, und nicht größer als ein Apfel.

Mehrere dergleichen Gewächse zu beschreiben, würde mich zu weit führen und keinen Nutzen haben, weil ich von ihren Blüthen und Früchten keine solche Nachrichten geben kann, daß die Naturkunde dadurch befördert würde, zumal ich auch nur von den wenigsten surinamischen Gewächsen die wissenschaftlichen oder Lineischen, sondern nur die in Suriname und bey den Indianern gewöhnlichen Namen angeben kann. Ich habe sie daher auch bey denjenigen Gewächsen, deren Lineische Namen Naturforscher nach den gewöhnlichen Benennungen leicht finden können, weggelassen, weil ich sie doch nicht bey allen angeben kann, und bemerke dieses auch zum Voraus, in Absicht der in meinen folgenden Briefen noch vorkommenden Thiere und Insekten.

Indeß sind hier noch ein paar giftige Gewächse zu erwähnen. Es giebt nämlich einen Giftbaum, der eine Frucht wie einen kleinen Calabas trägt. Es ist gefährlich, diesem Baum nahe zu kommen, weswegen ihm die Indianer auch sorgfältig aus dem Wege gehen, wenn sie ihn in den Büschen finden. Es befand sich einer in dem benachbarten Busche unserer Häuser bey Saran; weil die Indianer uns aber warnten, nicht in die Gegend zu gehen, habe ich ihn nicht gesehen.

Man gewöhnt sich dort leicht bey seinen Wanderungen in den Wäldern, in die Bäume zu hauen, weil man gemeiniglich einen Hauer bey sich führt, theils zu seiner Vertheidigung, theils, um sich zwischen dem kleinen Gesträuche Platz zu machen; die Indianer warnen einen daher, dieses nicht zu thun, weil, wenn man aus Unkunde in einen solchen Giftbaum hauen sollte, man schon von der bloßen Ausdünstung des Baums, oder wenn etwa ein Tropfen von dem Saft desselben an einen sprützen sollte, sterben müßte. Auch ist es nicht rathsam, bey Regengüssen sich unter einem unbekannten Baume vor denselben zu bergen, weil das von einem Giftbaume herabträufelnde Regenwasser sehr schädlich ist. Zum Glück aber sind diese Bäume nicht häufig.

Auch giebt es ein so giftiges Rankengewächs, dessen Ausdünstungen tödtlich sind. Ein Indianer erzehlte mir, daß in Berbice ein Indianer, der für seinen Herrn fischen gegangen war, und aus Unvorsichtigkeit eine solche Ranke abschnitt, und sein Corjar damit am Ufer anband, noch denselben Tag sterben mußte. Der Europäer, welchem die andern Indianer diesen Todesfall meldeten, habe es nicht glauben wollen, daß der Indianer daran gestorben sey, habe ein Stück von der Ranke abgeschnitten und über seine Thüre gesteckt, sey aber auch noch den nämlichen Tag gestorben.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich in Saron, daß einer von unsern Indianern, der fischen gegangen war, und weil er die Nacht ausblieb, von zusammen gerafften dürren Holz in der Nähe seiner Hangmatte ein Feuer machte. Weil das Feuer zu nah am Wasser war, und bey steigender Fluth das Wasser ans Feuer kam, löschte dasselbe aus und rauchte nur. Er wurde plötzlich krank, und starb einige Tage darauf. Er gab zur Ursach seiner Krankheit an, daß ein Stückchen einer giftigen Ranke unter dem dürren Holze gewesen sey, welche ihm keinen Schaden gethan haben würde, wenn das Feuer ordentlich hätte brennen können, und das Wasser

nicht dazu gekommen wäre, indem dadurch ihm der Rauch schädlich geworden sey.

Wenn daher so ein Baum irgendwo im Wege ist: so sucht man ihn zu verbrennen, oder wenn es thunlich ist, ihn mit den Wurzeln auszuheben und an einem entlegenen Orte zu verbrennen.

Hieher gehört auch ein Rankengewächs, von den Indianern Haiali genannt, welches sie zum Fischfang brauchen. Es ist oft Arms dick. Wenn die Indianer mit leichter Mühe Fische fangen wollen, zerklopfen sie ein paar Stücke von dieser Ranke, und spülen sie in dem Wasser, wo sie viele Fische vermuthen, ab. Nach kurzer Zeit kommen die Fische auf die Oberfläche des Wassers, sind ganz betäubt, und lassen sich mit den Händen fangen. Der Saft dieser Ranke ist dem Menschen nicht schädlich; wir kauften aber doch dergleichen Fische nicht gern, und wer sie ißt, thut gemeiniglich den Kopf des Fisches weg.

Von den zum Bauen und Tischlerarbeit brauchbaren Bäumen will nur so viel bemerken, daß es dort vielerley hartes, dauerhaftes und auch allerley schönes buntes Holz giebt, woraus man vortrefliche Tischlerarbeit machen kann.

Unter andern giebt es dort schönes Purpurholz, ingleichen Ebenholz. Letzteres hat ei=

nen weissen Spint, der Kern ist aber schwarzbraun, und wird, wenn er an der Luft oder in der Nässe liegt, kohlschwarz, ist sehr hart, und wird auch deswegen Eisenhart genannt.

Das dortige Cedernholz ist nicht so fein wie das nordamerikanische.

Der Lokusbaum, ind. Simiri, auch Kahuanelli, wird zu Wellen in Zuckermühlen gebraucht, und ist der Farbe nach dem Mahagoni ganz ähnlich, nur ist es ein sehr schweres Holz, und weil es nicht leicht spaltet, zu oben erwähntem Gebrauch sehr dienlich.

In unsrer Nähe in Saron und Hoop waren viele dergleichen große Bäume, und wenn der Transport so großer und starker Stücken, als in den Zuckermühlen gebraucht werden, nicht unsere Kräfte überstiegen hätte: so würden wir damit viel zur Unterstützung der Missionsdiakonie haben verdienen können, weil sie in der Kolonie sehr gesucht werden.

Es hat dieser Baum auch ein köstliches Harz, welches so hart, durchsichtig und weiß ist, daß man es wie Glas brauchen kann, indem ich beym Herrn D. Schilling in Suriname eine aus diesem Harz in England geschliffene Brille, wie er mich versicherte, gesehen habe. Auch dient es als ein wohlriechendes Räucherpulver.

Ein gewisses grünliches Holz, Grunhart genannt, ist beynah so dauerhaft wie der Stein, weil es erstaunlich lang liegen kann, ohne von der Fäulniß angegriffen zu werden. Man muß aber auch zu Bearbeitung desselben das beste englische Werkzeug haben. Es ist daher zu ordinairen Gebäuden zu kostbar, und wird nur zu solchen gebraucht, wo auf die Dauerhaftigkeit derselben viel ankommt.

Obgleich es sonst noch vielerley dauerhaftes und zum Bauen nützliches Holz giebt: so sind doch nur einige Sorten dazu im Gebrauch. Weil nun dort nicht, wie in Europa, in den Wäldern einerley Sorten Bäume beysammen, sondern allerley unter einander wachsen: so muß man beynah zu jedem Baum einen aparten Weg machen, um die beschlagenen Balken und Breter auf die Plantage zu bringen. Die Balken werden von den Negern auf Unterlagen von grünen und saftigen Stöcken, welche queer über den Weg gelegt werden, gezogen. Zu dem Zweck werden auf den Holzplantagen einige Hauptwege nach dem Kompaß in den Büschen ausgehauen, die entweder gerade auf die Plantage, oder zu einem starken Bach führen, wo das Holz in Fahrzeuge geladen und nach Paramaribo oder andere Plantagen geführet werden kann.

Die Holzplantagen sind solche, auf welchen die Neger nur zum Holz beschlagen und Breter sägen gebraucht, und deswegen auch Zimmerneger genannt werden. Einige von ihnen, die dieses nicht verstehen, so wie auch die Weiber, werden dazu gebraucht, die Balken in den Landeplatz zu ziehen, und die Breter dahin zu tragen.

Die Neger sind gewohnt, schwere Lasten auf dem Kopf zu tragen; die Indianer hingegen tragen ihre Lasten auf dem Rücken, und hängen sie mit einem Bande von zäher Baumrinde vorn an die Stirn. Hierbey haben sie den Vortheil, daß sie auf den Fußsteigen in den Büschen mit ihren Lasten, die aber bey den Indianern auf Reisen höchstens nur 50 Pfund betragen dürfen, nicht so leicht, wie die Neger, an die herunterhängenden Äste stoßen.

In allen Indianerhäusern findet man dergleichen von Rohr geflochtene Tragen, wie hier zu Lande die Refträger haben, welche sie Waijali nennen. Sind sie aber auf Reisen oder auf der Jagd und haben ein geschossenes Wild zu Hause zu tragen: so flechten sie in der Geschwindigkeit von etlichen Mannekolblättern ein solches Waijal.

Ich bleibe ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Die Cossabi- oder Manniokwurzel, indian. Kalli, dessen Gebrauch ich noch besonders beschreiben werde, ist für die Indianer das, was bey uns das Korn ist. Ihre Hauptsorge geht also darauf, alle Jahre ein Stück Land zum Pflanzen des Cossabi zurecht zu machen. Sie suchen dazu allemal einen Busch aus, der sandigen Boden hat, weil die Cossabiwurzeln bey dem vielen Regen in Suriname nicht so leicht im Sande als in schwerem Boden faulen, und die Arbeit im Sandboden leichter ist. Sie hauen dann in dem dazu erwählten Busche in der großen trockenen Zeit, die vom July bis Ende Oktober dauert, zuerst das Strauchwerk und dünnen Bäume um. Das heißt man dort unterbuschen. Alsdann fällen sie die großen Bäume oben darauf, und hauen die Äste derselben ab, damit sie desto eher etwas trockenen und das Feuer sie besser fassen kann. Wenn nun dieses gefallte Buschwerk bis Ende Oktober oder Anfang November gelegen hat und möglichst trocken geworden, denn im November fängt schon die kleine Regenzeit wieder an — so zündet mans an, und schmeißt, wenn das Feuer

ausgegangen ist, das kleine Holz, was noch nicht verbrannt ist, auf Haufen, und verbrennt es noch allmählig. Die großen Stämme bleiben aber alle liegen, und man pflanzt neben denselben, wo Platz geworden ist.

Wenn man den Cossabi pflanzt, so macht man dazu erst mit der Hacke kleine Haufen von der durch die Asche gedingten Erde, nimmt dann von dem im vorigen Jahre gepflanzten Cossabi die Stöcke, die etwa eines guten Daumen dick sind, hackt sie mit einem Messer, weil die Stöcke kein hartes Holz haben, in Stücken, etwa 1½ Schuh lang, und steckt deren 3 oder 4 Stück in die gemachten Häufchen, diese wachsen bey der nun eintretenden Regenzeit wie die Weiden, und setzen die Cossabiwurzeln an. Die stärksten Wurzeln sind etwa zwey Fäuste groß, manche länglich, manche kugelförmig. In unsern Cossabifeldern schränkten wir uns blos auf den Cossabi ein; die Indianer aber pflegen in denselben auch Ananasse, einige Sorten Erdfrüchte, z. B. Pataters und Nappes, Teier und Torrquarre, ingleichen etwas Zuckerrohr und andere dergleichen Früchte, zum Naschen zu pflanzen, bisweilen auch etwas Welschkorn zu gleichem Zweck, denn wenn das Welschkorn noch in der Milch ist, rosten sie die Kolben am Feuer und essen es so, weil es süß und ange-

nehm schmeckt. Bisweilen brauchen sie auch das Welschkorn, wenn es reif ist und gestampft worden, davon einen Brey, sonderlich für ihre Kinder, zu kochen.

Oft versäumen aber die Indianer, wegen ihrer Lust zum Reisen, die zum Kappen und Pflanzen bequeme große trockene und kleine Regenzeit in den Monaten July bis December, und müssen sich dann der weit unbequemeren kleinen trockenen Zeit im Februar zur Anlegung ihrer Kostgründe bedienen, wodurch sie oft in Mangel und Hungersnoth gerathen, wenn sie den gefällten Busch nicht gehörig brennen können.

Wenn die Wurzeln die gehörige Größe erlangt haben, fangen die Indianer bald an, sie zum Gebrauch heraus zu nehmen, weil Überfluß und gute Wirthschaft bey ihnen etwas seltenes ist. Denn sobald einer ein volles Cossabifeld hat, finden sich bald Gehülfen bey ihm ein, die ihn zu Reisen oder Lustbarkeiten ermuntern, wozu viel Cossabi, theils zum Brod, theils zum Trank erforderlich ist.

Weil der Cossabi nicht zu gleicher Zeit reift: so nimmt eine gute Wirthin allemal diejenigen Stöcke, welche die größten Wurzeln haben, und sie an den Stöcken erkennen kann, zuerst aus, und pflanzt von dem Stamm gleich wieder an

deren Stelle ein paar Stücke in die aufs neue gehäufelte Erde. Nach Verlauf eines Jahres kann man von denselben noch eine Erndte von mäßigen Cossabiwurzeln haben.

Eine schlechte Wirthin aber fängt an einem Ende an, macht so ein Stück nach dem andern leer, und thut sich dadurch vielen Schaden, sonderlich wenn sie nicht gleich wieder nachpflanzen und das Unkraut überhand nehmen lassen. Ist ein Cossabifeld auf oben beschriebene Weise bepflanzt und bedient worden: so ist es zwey Jahr im Gebrauch, alsdann aber wird das Land verlassen und wird wieder Wildniß, viel ärger als es je vorher gewesen, kann auch nicht eher zu einem guten Cossabifelde gebraucht werden, als bis in 30 oder 40 Jahren wieder ordentlicher Busch auf dem Lande gewachsen ist.

Ein guter Wirth macht alle Jahre ein neues Cossabifeld, weswegen auch die Indianer sehr viel Busch mit denselben verbrauchen, und nicht leicht zahlreich, auch nicht lange in einer Gegend wohnen können, weil der gute Sandboden nicht sehr häufig ist.

Von den Früchten, welche die Indianer ausser dem Cossabi noch in ihren Kostgründen pflanzen, verdienen noch besonders erwähnt zu werden:

1. Die Patates, wachsen an Ranken, die auf der Erde wie die Erdbeerenranken hinlaufen, und an den Wurzeln ihre Frucht ansetzen. Sie überziehen bald ein ganzes Feld. Wenn man sie pflanzen will, darf man nur eine Ranke ein wenig mit Erde bedecken, und kann sehr bald die Frucht davon haben. Wo sie sich einmal eingenistet haben, sind sie nicht leicht wieder auszurotten.

2. Die den Patates ähnliche Erdfrucht Nappes, ind. Himekunne genannt, wächst auch an Ranken, breitet sich aber nicht so sehr aus, wie erstere.

Die Patates und Nappes sind den Kartoffeln sehr ähnlich, nur gemeiniglich länglich, und werden häufig wie letztere genossen, indem man sie oft blos mit der Schale in Wasser kocht. Die Patates sind süßlich, und bekommen inwendig leicht etwas holziges. Die Nappes sind mehliger und im Geschmack den Kartoffeln am ähnlichsten.

3. Die Teier sind eine Wurzel, die auch zu Gemüsen wie die Kartoffeln, nur nicht in der Schale, sondern zerschnitten und so mit Fleischbrühe gekocht, gebraucht werden.

Die Teier treibt ihre dreyeckigen großen Blätter aus der Mitte hervor, welche wie bey

den Bananen endlich den Stamm formiren. Man darf nur ein Stückchen von der Wurzel in die Erde legen, die in kurzer Zeit eines Armes dick wird. Auf gleiche Weise wird eine andere Erdfrucht, indian. Torruquarre, benutzt, und wird auch durch die Wurzel fortgepflanzt, diese treibt eine Ranke. Die Frucht in der Erde wird oft so groß, daß ein Mann daran zu tragen hat.

5. Die Ananas, ind. Nanne, ist hier in Europa bekannt genug. Die Indianer haben viele weit größere und saftigere Sorten, als man sie hier in den Treibhäusern findet. Die größte Sorte, die ich gesehen habe, ist etwa, ohne die Krone, 15 Zoll hoch, und wird von ihnen Waliru nanne oder Fuchs-Ananas genannt, entweder weil die Füchse sie sehr lieben, oder weil sie oben so spitzig ist wie eine Fuchsschnauze. Die dortigen Ananassen sind so saftreich, daß, wenn man sie zerschneidet, man einen Teller darunter setzen muß, daß der Saft hineinlaufen kann, und die Scheiben am untern Ende sind, wenn man die äussere Schale abgeschnitten hat, so groß, als der Boden eines gewöhnlichen Tellers. Weil sie viele Nebensprossen haben: so werden dieselben zum Pflanzen gebraucht. In einem Jahr kommt die Frucht zur Reife. In Paramaribo findet man auf

dem Markte aber nur die hiesige kleine Sorte. Ob die Neger die indianischen großen Sorten nicht kennen oder nicht pflanzen dürfen, weil man sagt, daß sie den schwangern Weibern schädlich wären, kann ich nicht sagen. Der köstliche Geschmack der indianischen Ananassen übertrifft den der hiesigen weit. Die auf den Savonnen wild wachsenden sind etwa so groß, wie ich sie hier in den Treibhäusern gesehen habe. Weil der Saft der Ananas, wenn man ein paar Scheiben ißt, die Zunge wund macht: so pflegt man so eine Scheibe erst in frisches Wasser zu tunken, und dann kann man ihrer mehrere essen. Die Blätter der Ananas sehen ohngefähr aus wie die einer Aloe, nur etwas schmäler und dünner. Wir machten bisweilen aus der Ananas, wenn wir viele hatten, Suppen. Auch bereitet man ein Gemüse aus denselben wie einen Äpfelbrey, welches beydes einen sehr angenehmen Weingeschmack hat.

6. Die Blätter des indianischen Hanfs, den sie Ühikili nennen, sind denen der Ananas ganz ähnlich, nur etwas länger. Wenn sie die gehörige Reife erlangt haben, machen die Indianer an einer hängenden Schnur eine Schleife, stecken das unterste Ende des Blattes hinein, und ziehen es so durch die Schleife, wodurch das äussere grüne Fleisch des Blattes abgestreift

wird, und sie den Bast zu den Schnüren bekommen. Die Staude habe ich selbst nicht gesehen, die Indianer sagten mir aber, sie sähe aus wie die Ananas-Staude.

Eine große Plage für die Indianer in ihren Kostgründen sind die großen rothen Ameisen, von ihnen Kussi genannt. Diese haben ihre Wohnung in der Erde, und leben von allerley Laube, vorzüglich gern von alledem, was man pflanzt. Sie sind daher den Cossabifeldern sehr schädlich; denn wenn sie diese ausfindig machen, oder sich gar darinn einnisten: so beissen sie die Blätter der Cossabistöcke ab und schleppen sie in ihre Löcher. Wenn ein Cossabistock auf die Weise einigemal von ihnen heimgesucht worden, vertrocknet er ganz und bringt keine Frucht.

Diese Ameisen vermehren sich auf eine unbeschreibliche Weise in sehr kurzer Zeit, und gehen dann in großen Zügen in die Cossabifelder. Das schlimmste ist, daß, wenn die Weibchen Flügel kriegen, und alle Jahr in großer Menge aus ihren Löchern herausgehen, in die Höhe fliegen, und wo sie offene Flecke mitten in den Büschen, wo sich gemeiniglich die Cossabifelder befinden, sehen, sich niederlassen, gleich eingraben und da ihre Eier legen, woraus dann in kurzer Zeit ein großes Nest wird. So gehen

sie aus einem Cossabifelde ins andere, und verschwinden nicht eher, als bis wieder dicker Busch über ihnen erwachsen ist. Wir hatten bey unsern Wohnungen von diesen Ameisen auch viel zu leiden, denn was wir pflanzten, wenn es nicht mit fliessendem Wasser umgeben war, wurde von ihnen verzehrt, indem sie uns oftmals in einer Nacht die Blätter von einem ganzen Kohl= oder Krautbeete abgebissen und weggetragen haben. Wenn sie zu den Oranienbäumen, die sie vorzüglich lieben, kommen konnten, so waren sie im Stande, einen großen Baum in ein paar Nächten kahl zu machen. Denn ein Theil, und zwar die stärksten von ihnen, gehen auf den Baum, beissen die Blätter in kleine Stücke, etwa einen Pfennig groß, und lassen sie herunter fallen, welche die unten gebliebenen aufsuchen und wegtragen. Wo sie nicht gehindert werden, thun sie es am Tage; ist dieses aber: so geschieht es gemeiniglich in mondhellen Nächten.

Sie machen sich zu ihren Zügen ordentliche Straßen von einem halben Schuh breit, die so rein wie eine Stubendiele sind. Wird man sie gewahr: so nimmt man trockene Blätter und verbrennt sie damit, welches nicht schwer ist, weil ihre Straße gemeiniglich dick voller kommenden und mit ihrer Beute zurückkehren=

den Ameisen ist. Niemals habe ich aber des Morgens die todten wieder gefunden, denn wenn es ruhig geworden, haben sie dieselben abgeholt, die sie, wie ich vermuthete, verzehren. Ich versuchte daher, sie an einigen Orten mit Arsenik zu bestreuen, und habe bemerkt, daß sich die Nester verminderten. Weil ihre Nester aber sehr häufig und groß sind, müßte man vielen Arsenik haben, wenn man einigen Nutzen damit stiften wollte.

Die Indianer ziehen jedoch auch einigen Vortheil von diesem schädlichen Ungezieſer. Denn wenn sie ausfliegen, sind ihre Leiber voller Eier. Sobald nun die Indianer gewahr werden, daß sie zum Ausfliegen aus ihren Löchern hervorkommen, versammeln sich große und kleine bey denselben, fangen die dickleibigen Ameisen, reissen ihnen den Hinterleib ab, der etwa so groß ist wie eine kleine Haselnuß, und essen denselben roh oder geröstet. Sie sagen, daß der Leib dieser Ameisen einen angenehmen und süssen Geschmack habe. Sie sind daher sehr begierig auf diese Sorte ausfliegender Ameisen, werden aber sehr von den andern dabey herumlaufenden gebissen, daß oft das Blut, sonderlich bey den dabey geschäftigen Kindern, von ihren Füssen läuft.

Gemeiniglich fliegen diese Ameisen im Oktober oder November aus, wenn die Regenzeit bald ihren Anfang nimmt. Man sieht daher auch dieses Ausfliegen derselben für ein zuverlässiges Zeichen der angehenden Regenzeit an, und richtet seine Feldarbeit darnach ein. In den niedrigen Gegenden können sie nicht bestehen, weil bey Überschwemungen Wasser in ihre Löcher kommt und dadurch ihre Brut verdirbt.

Ausser diesen den Früchten höchst schädlichen Ameisen giebt es deren noch vielerley kleine und größere Sorten, so daß der Erdboden beynah überall mit ihnen angefüllt ist, und man sich deswegen auch nicht gut ins Gras oder auf die Erde setzen kann, ohne von ihnen gebissen zu werden. Sonderlich giebt es verschiedene kleine Sorten in den Häusern, die sehr beschwerlich sind, weil sie den Speisen, Zucker und allen Süssigkeiten nachgehen. Man muß sich daher zur Verwahrung der Speisen Schränke mit hohen Füssen anschaffen, die in einem ausgepichten und mit Wasser angefüllten Kasten stehen. Dieses Wasser muß oft erneuert werden, denn wenn es etwa vom Staube oder andern Ursachen eine Haut bekommt, gehen die kleinen Ameisen darüber weg. Hängt man etwas mit einer Schnur an die Decke, so finden sie es doch bald

aus, und gehen der Schnur nach. In der trockenen Jahreszeit darf man kaum ein Glas mit Wasser auf dem Tisch eine Weile stehen haben, ohne daß es gleich voll solcher kleinen Ameisen wird, die in allen Ritzen und Löchern der Tische wohnen. Oftmals ist keine Ameise zu sehen, wenn nichts auf dem Tische liegt; man hat aber kaum etwas Eßbares hingelegt: so finden sich schon einige dabey ein, welche die andern aus ihren Wohnungen gleich herbeyholen.

Noch muß ich einer Sorte Ameisen erwähnen, die beständig von einem Orte zum andern ziehen, ihre Eier mit sich tragen, und nur bisweilen einige Tage rasten, in welcher Zeit immer einige Züge von ihnen ausgehen und Lebensmittel herzutragen. Sie sind etwas größer als die hiesigen, deren Wohnungen und Haufen man in den Wäldern findet. Wenn ihr Zug ein Haus trift, und man es nicht vorher gewahr worden ist, daß man ihren Zug durch Feuer abwenden können: so müssen die Einwohner dasselbe verlassen. Denn in der Geschwindigkeit sind alle Wände, Decken und Fußböden mit ihnen angefüllt, und ihr Biß ist sehr empfindlich. Sie gehen eigentlich den Kackerlacks, die sich erst gehäutet haben, den

Spinnen und dergleichen Ungeziefer, das sich in den Häusern aufhält, nach. Treffen sie ein Wespennest, deren es auch oft an den Dächern giebt: so wissen sie die jungen Wespen sehr geschickt heraus zu holen. Einigemal habe ich mitten in der Nacht mein Bett und Haus verlassen müssen, weil sie alles erfüllt hatten, von den Decken mir ins Gesicht und auf den Leib fielen, und wo ich trat, gleich voll wurde, so daß ich weder Schuhe noch sonst etwas anziehen konnte, sondern wie aus dem Feuer ins Freye springen mußte.

Trift ihr Zug ein Wasser, etwa ein oder zwey Schuh breit: so suchen sie eine Stelle aus, wo der Strom nicht stark geht; alsdann halten die ersten sich an dem am Ufer befindlichen Grase an, und an diese wieder die nächstfolgenden, so lang bis sie das andere Ufer erreicht haben, über diese Lage machen sie noch 2 — 3 Lagen von Ameisen, und dann geht der ganze Zug über diese Brücke weg. Ist der Zug hinüber, so lassen die obersten Lagen, die die Brücke formirt haben, das Ufer los und gehen dem Zuge nach, und so alle übrigen, so daß der Vortrab nun der Nachtrab wird.

Auf gleiche Weise formiren sie in den Häusern kleine Brücken, wenn etwa eine Parthie

von ihnen zwischen zwey Balken oder Stangen, auf denen ihr Zug geht, eine kleine Lücke antrifft.

Einstmals traf in Saron ihr Zug unsern Ziegenstall. Wir erwachten von dem Lerm, den unsre Ziegen machten, und hatten Noth, die angebundenen los zu machen, damit sie aus dem Stalle herauskommen konnten.

Sie setzten sich in die von der Decke und der Wand formirten Winkel, und ruheten daselbst ein paar Tage aus. Der Haufen, der an der Decke und Wand in einem Klumpen wie ein Sack hing, mochte wohl $\frac{3}{4}$ Dresdner Scheffel betragen. Ich wunderte mich, wie diejenigen Ameisen, die sich an die Wand und Decke anhielten, die Last des an ihnen hängenden Haufens erhalten konnten. Indeß sieht man dieses auch hier zu Lande an einem neuen Bienenschwarm, der sich an einen Ast anhängt, wenn gleich in einer weit geringern Menge.

Von aussen sahe man nichts als Ameisen, schlug man aber mit einer Stange in den Haufen hinein: so zeigte sichs, daß er inwendig voller Eyer war, von denen jedes von einer Ameise gehalten wurde, und die sie sogleich, wenn sie etwas Ruhe bekamen, wieder zudeckten. Wir

konnten sie nicht anders als mit kaltem und endlich heissem Wasser vertreiben, weil man um des Hauses willen hier kein Feuer anwenden konnte, und ihr Aufenthalt an besagtem Orte uns zu lang dauerte.

Ich bleibe ꝛc.

Vierzehnter Brief.

In meinem letzten Briefe ertheilte Ihnen von der Art, wie die Indianer ihre Kostgründe anlegen, und den hauptsächlichsten Gewächsen, die sie in denselben pflanzen, Nachricht; es wird nun auch nöthig seyn, zu beschreiben, wie sie den Cossabi, als ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel, zubereiten.

So wie das Pflanzen des Cossabi und die ganze Bedienung desselben in den Kostgründen den Weibern obliegt, wenn der Mann den Busch gefällt und gebrannt hat, so ist auch die Bearbeitung des Cossabibrodes und der Getränke, die sie auch davon machen, allein den Weibern überlassen.

Wenn sie die Rinde von der Cossabiwurzel abgeschält haben, welches keine Schwierigkeit hat, weil sie so leicht wie die Birkenrinde

abzuschälen ist: so wird sie auf einem Reibeisen von Eisen- oder Kupferblech gerieben.

Die Indianer haben dazu für ordinair ein besonderes Instrument, welches sie Ässi nennen. Dasselbe machen die weiter im Lande wohnenden Indianer. Es ist ein Bret von weichem Holze, eine Elle lang und etwa 8 Zoll breit. In dieses Bret sind ganz kleine harte Steinchen, vielleicht von zerschlagenen Kristall, deren scharfe Spitzen in die Höhe stehen, dicht neben einander hineingeschlagen und mit einem harten Harze vestgemacht. Die Karaiben bringen dieses Instrument von den erwähnten Nationen, wenn sie zu ihnen des Handels oder Krieges wegen reisen, und allerley europäische Eisen- und andere Waaren dahin mitnehmen.

Die geriebene Cossabiwurzel wird sodann in Schläuche, von Rohr geflochten, die sich ausweiten und zusammenziehen lassen, gefüllt. An diesen, ohngefähr 3 Ellen langen, Schläuchen, ist unten und oben eine von eben dem Rohr geflochtene Schleife. Die obere Schleife wird, wenn der geriebene Cossabi hineingefüllt ist, an einen in der Höhe befindlichen Nagel gehängt, und in die untere Schleife das spitziggemachte Ende eines Baums gesteckt. Auf diesen Baum setzt sich sodann die Frau, welche den Cossabi gerieben, zieht durch ihre Schwere den Schlauch

zusammen, und nöthigt dadurch den giftigen Saft, durch die kleinen Öffnungen des Schlauchs in ein darunter stehendes Gefäß zu laufen. Wenn der giftige Saft auf diese Weise so viel möglich ausgepreßt worden, wird aus dem wieder ausgeweitetem Schlauch die nun dick und vest gewordene Masse herausgenommen, einige Tage an die Sonne oder auf einem Rost über ihren Heerd in den Rauch gelegt, damit sie noch etwas mehr austrocknet.

Wenn sie nun Brod backen wollen, wird eine runde, etwa einen Finger dicke, eiserne Platte, welche sie Budalli nennen, ohngefähr eine Elle im Durchmesser hat und auf einigen Steinen über dem Fußboden liegt, heiß gemacht. Nachdem obenerwähnte Masse durch ein von Rohr geflochtenes Sieb gerieben worden, schüttet man dieses Cossabimehl, das den Sägespähnen ganz ähnlich ist, etwa zwey Finger hoch auf die heisse Platte.

Die in dem Cossabimehl noch befindliche Feuchtigkeit macht, daß durch die Hitze das Mehl zusammenbackt, und ein wie ein kleiner Finger dicker Kuchen daraus wird. Durch die Hitze wird auch der im Cossabimehl noch befindlichen Feuchtigkeit die Schädlichkeit benommen. Doch haben diejenigen, welche das Cossabibrod noch

nicht gewohnt sind, an Blähungen zu leiden, wenn sie frischgebackenen Cossabi geniessen.

Bey dem von den Negern gebackenen Cossabi, wie er in Paramaribo auf die Tafeln der Europäer kommt, ist das nicht zu besorgen, weil sie das Mehl mehr trockenen, und hernach nochmals in einem hölzernen Mörser stampfen, wodurch es weit feiner und das Brod angenehmer wird.

Wir liessen uns alle Morgen auf indianische Manier einen frischen Kuchen backen. Von demselben ward, wenn er noch warm war, ein Theil mit Butter beschmiert, und so beym Kaffee als unser Frühstück gegessen. Frisch gebacken hat der Cossabi einen angenehmen und kuchenartigen Geschmack; allein wenn er getrocknet ist, könnte man ihn leicht für zusammengebackene Sägspähne halten. Bey alledem wird er doch häufig so genossen, indem er, wenn man ihn wie Zwieback in die Brühe der gekochten Fische und Fleisches taucht, sehr gut zu essen ist. Ist aber ein Europäer krank gewesen und hat kein anderes als Cossabibrod, so erholt er sich sehr langsam. Weil wir unsre Indianer, wenn sie für uns arbeiteten oder Reisen machten, allemal beköstigen mußten: so waren wir genöthiget, uns immer mit einem guten Vorrath von getrocknetem Cossabibrod, welches wir meh-

rentheils von ihnen kauften, zu versehen. Da man aber für lange Reisen nicht so viel, als gebraucht wird, mitnehmen kann: so versorgt man sich mit dem von ihnen sogenannten Bijuruman oder Manniocmehl, welches besonders zu der vorseyenden Reise zubereitet wird.

Hierzu wird das Mehl eben so zubereitet, als wollte man Brod backen, statt dessen packt man es aber in Queken, die sie von Rohr wie Netze flechten, und inwendig mit Blättern ausfüttern. In dieselben wird das Mehl vest eingestampft.

Wenn sie unterwegens stille liegen, backen sie auf einer mitgenommenen kleinen eisernen Cossabiplatte oder in einer eisernen Pfanne von diesem Cossabimehl kleine Kuchen zu einer oder zwey Mahlzeiten. Es ist aber dieses Brod bey weitem nicht so angenehm wie das von frischem Mehl gebackene Brod, weil dasselbe durch die Länge der Zeit einen säuerlichen Geschmack bekommt.

Von dem aus frischem Mehl gebackenem Cossabibrod bereiten die Indianer auch ihre Getränke, wovon sie dreyerley Sorten haben, Ebeltir, Illihiti und Baiwar.

Das Ebeltir ist der tägliche und ein gesunder Trank.

Wenn sie zu dem Behuf von dem frischen Cossabimehl etwa fünf Kuchen, wie oben beschrieben, gebacken haben, wird von der Frau, die das Ebeltir macht, etwa ein halber Kuchen fein gekaut, und nach und nach in ein Calabas gethan. Zu gleicher Zeit kocht sie den aus den Wurzeln ausgepreßten giftigen Saft, wodurch er unschädlich wird. Wenn dieses geschehen, werden die übrigen Kuchen mit dieser gekochten Cossabibrühe und dem gekauten halben Kuchen zu einem Teig geknetet, und derselbe in eine Queke, wie das Bijuruman, gefüllt, und oben gut mit den Blättern verpackt und zugebunden.

Wenn dieser Teig etwa 4 — 5 Tage in den Queken gestanden hat, wird er säuerlich, welches durch das Gekaute bewirkt wird, und sie darum thun müssen, weil sie keinen Sauerteig oder Hefen haben.

Die Karaiben machen das Ebeltir, ohne etwas Gekautes hinzuzuthun. Sie legen nämlich die fünf gebackenen Cossabikuchen ganz heiß auf einander, lassen sie so etliche Tage stehen, bis sie ganz beschimmelt sind, und kneten sie dann mit der gekochten Cossabibrühe zu einem Teig. Dieses Ebeltir ist aber bey weitem nicht so wohlschmeckend, als das auf obige Art bereitete.

Wenn man nun trinken will, nimmt man eine Hand voll aus der Quecke, thut es in eine Calabas, gießt frisch Wasser dazu und rührt es gut unter einander, und so trinken es die Indianer mit sammt dem Satze.

Wir liessen uns aber kleine von Rohr geflochtene Siebe machen, durch welche das Getränk mit zugegossenen Wasser durchgeseigt wurde, so daß der ausgewässerte Satz zurück bleiben mußte.

Dieser Trank hat das Ansehen und Geschmack einer Buttermilch, und ist sonderlich in dem heissen Klimat sehr gesund und nahrhaft.

Wenn die Indianer auf Reisen gehen, wird von diesem Ebeltir allemal ein guter Vorrath zubereitet, weil sie in demselben Trinken und Essen beysammen haben; dauert aber die Reise länger als 2 bis 3 Wochen: so wird er sehr sauer und bekommt auch Maden, sonderlich wenn die Schmeißfliegen haben dazu kommen können.

Zum Jllihiti, oder Pernau, wie mans auch nennt, werden die Cossabikuchen dunkelbraun oder beynah schwarz gebacken. Wenn alsdann auf oben beschriebene Weise der giftige Cossabisaft gekocht und ein halber Kuchen gekaut worden, werden hiermit die übrigen Kuchen

durchknetet und sodann so viel heisses Wasser dazu gegossen, als Illihiti werden soll.

Wenn dieses eine Weile gestanden, wird es durch einen eigends dazu aus Rohr geflochtenen Sack durchgeseigt und in große Krüge gefüllt. Nach zwey Tagen fängt es an zu gähren und ist dann trinkbar. Im Geschmack hat es mit dem Bier sehr viel Ähnlichkeit, und ist auch berauschend.

Das Baiwar wird auf eben die Weise wie das Illihiti zubereitet, nur bleibt der Satz darinnen und wird mit getrunken.

So wie das Illihiti, ist auch das Baiwar berauschend, sonderlich wenn es schon sauer geworden ist, weswegen sie auch den Branntwein in ihrer Sprache Bureharu, oder etwas saures, nennen. *)

*) In Herrn Zimmermanns Taschenbuch der Reisen fürs Jahr 1807, in welchem verschiedene bisher unbekannte Nachrichten über das Innere von Peru und einigen seiner Produkte aus Herrn von Humbolds Reisen vorkommen, sieht man deutlich, daß die Nationen in Südamerika beynah einerley Lebensart, Sitten und Gebräuche haben. Denn der S. 95 angegebene Charakter der Indianer-Nationen paßt meist durchgängig auf die in den Kolonien Suriname und Berbice wohnenden Indianer. Was Seite 113

Vom Illihiti machen sie gemeiniglich nur wenig, weil es mühsamer zu machen und auch kostbarer ist.

Zu den jährlichen Liebesmahlen mit unsern getauften Indianern am Heidenfeste den 6. Januar liessen wir gemeiniglich diesen Trank machen. Dieses thaten die Weiber, und bucken auch das Brod zu den Liebesmahlen. Die Mannsleute hingegen gingen auf die Jagd oder auf den Fischfang. Brachten sie etwa ein oder zwey Hirsche oder wilde Schweine, oder einige von den großen Fischen, Eimor genannt, von denen einer gemeiniglich 12 bis 16 Pfund wog: so wurde dieses in unserer Küche gekocht, und in so viele Stücken getheilt, als wir Personen bey dem Liebesmahl erwarteten. Bey demselben wurden dann diese Stücken Fleisch

und 121 von den Sitten der Maynas gesagt wird, z. B. daß die Weiber es bey ihnen sehr schwer haben, daß die Männer besonders geschickt in allerley Flechtarbeit u. s. w. sind, paßt besonders auf die arawackische Nation. So sind auch diese, wie S. 103 angegeben wird, große Liebhaber vom Trinken, und bereiten ziemlich auf die oben angegebene Weise ihre Getränke, nur hat Herr von Humbold vermuthlich die Behandlung derselben nicht so genau bemerken können.

oder Fisch auf den Brodportionen, etwa zwey Hände groß, von den Saaldienern herumgetheilt, und so auch der Trank in Calabassen. Das Kochen des Fleisches und der Fische in so großer Menge war für unsre kleine Haushaltung und Einrichtung etwas sehr beschwerliches. Wir schlugen daher den Indianern vor, künftig die Liebesmahle blos mit Kaffee und Cossabibrod anzustellen, und daß sie ihre Beyträge in Gelde, welches sie manchmal auf den benachbarten Plantagen erhielten, oder in ihren Waaren, z. B. in gesponnener Baumwolle, einen oder einen halben Schilling am Werth, dazu geben möchten — ein halber Schilling beträgt in hiesigem Gelde 1 gl. 8 pf. — allein dazu hatten sie keine Lust, denn das Geldgeben war den Indianern nicht gemüthlich, weil sie schon aus Erfahrung wußten, daß sie in Paramaribo alle ihre Bedürfnisse dafür bekommen können. Wir mußten also bey der oben erwähnten Methode, die Liebesmahle mit ihnen zu halten, verbleiben.

Zum eignen Gebrauch machen sie gemeiniglich Illihiti, nur wenn sie eine schwere Arbeit, sonderlich das Buschfällen zu ihren Cossabifeldern, vollendet haben; den Baiwar aber, wenn sie Saufgelage anstellen. Mehrentheils

geschieht dieses, wenn sie weite Reisen anstellen wollen, oder von einer solchen zurückkamen.

Weil sie von dem Baiwar, wenn sie davon betrunken werden wollen, viel trinken müssen: so ist es bey solchen Saufgelagen der wilden Indianer gewöhnlich, daß, wenn sie schon eine gute Portion getrunken haben, sie den Unterleib zusammendrücken und den Baiwar wieder ausspeien, um noch mehr trinken zu können. Es ist sehr unangenehm, zuzusehen, wie sie sich zum Erbrechen zwingen, indem die Frau schon mit einem neuen Calabaß voll Baiwar vor ihnen steht, welchen sie denn unmittelbar darauf wieder in den Leib schütten.

Hauptsächlich thun sie letzteres, wenn sie von weiten Reisen, sonderlich nach dem spanischen Orinokofluß, zurückkommen, um, wie sie meinen, das schädliche, was sie etwa in diesem fremden Lande in sich gezogen, wieder weg zu schaffen; und da sie sich in ihren Krankheiten mehrentheils der Brechmittel bedienen: so erreichen sie durch obiges Verfahren, nebst der Absicht, sich zu betrinken, auch obige, sich zu reinigen. Haben sie nur die Absicht, sich ohne Erbrechen zu betrinken: so suchen sie etwas Branntwein zu erhalten, trinken dazwischen etwas davon, und sind dann bald besoffen.

Während die Männer so trinken, bleiben die Weiber nüchtern, und entfernen aus der Nähe der Männer alle ihre Gewehre und schädliche Instrumente, damit sie einander, wenn sie betrunken sind, keinen beträchtlichen Schaden zufügen, oder Todtschläge vorkommen können; denn in der Trunkenheit wachen alle ihre mit einander gehabte Verdrüßlichkeiten auf, und sie suchen dann auszuführen, wozu sie sich bey nüchternem Muthe nicht entschliessen können, indem die Arawacken überhaupt eine sehr sanftmüthige Nation sind.

Ich kannte einen Mann, dem andere beygebracht hatten, daß seine Frau ihm untreu gewesen sey. Weil er sie dafür abstrafen wollte, es aber bey nüchternem Muthe nicht thun konnte, unternahm er eine Reise, um sich Branntwein zu kaufen, sich zu betrinken und seine Frau schlagen zu können.

Den ausgepreßten giftigen und tödtlichen Cossabisaft benutzen die Indianer auch noch zu ihrem Pfeffertopf, den sie Hatti nennen. Denn obgleich eine Tasse voll von diesem Cossabisaft einen Menschen in einer Viertel- oder halben Stunde tödten würde: so wird er doch ganz unschädlich, sobald er gehörig gekocht ist.

Vermuthlich tödtet er nur wegen seiner sehr blähenden Kraft, weil Thiere, wenn sie die

Blätter fressen, oder von dem Cossabisafte saufen, erstaunlich aufgetrieben werden, und dann sterben, wie unsre Brüder im Anfang, da die Cossabifelder noch in ihrer Nähe waren, an einer Ziege bemerkt haben, welche die Blätter gefressen hatte.

Ich fand einst in einem Indianerhause die Einwohner damit beschäftiget, einem jungen wilden Schweine, das sie aber zahm gemacht hatten, Wasser in den Hals zu giessen, und hörte, daß es von dem Cossabisafte gesoffen habe, und sterben würde, wenn sie das nicht thäten, so daß er also mit Wasser verdünnt, auch unschädlich wird. Es ist daher auch gefährlich, in der Nähe der Indianerhäuser Vieh zu halten, weil ihre Häuser immer ganz offen sind, sie die Töpfe mit dem Cossabisafte ohne Sorge offen stehen lassen, und also das Vieh in ihrer Abwesenheit leicht dazu kommen kann.

In den durchs Kochen unschädlich gemachten Cossabisaft thun die Indianer den rothen spanischen Pfeffer, den sie auch in ihren Kostgründen und bey ihren Häusern pflanzen. Solchen in der Cossabibrühe mit etwas Fleisch oder Fisch gekochten Pfeffer nennt man einen Pfeffertopf, und denselben haben sie beständig vorräthig. So oft sie essen, wird auch der Pfeffertopf dazu gebracht, und wenn sie sonst kein

Fleisch oder Fische haben: so begnügen sie sich blos damit, und tunken ihren Cossabi darein. Ein erst angekommener Europäer würde glauben, daß sein ganzer Mund wund werden würde, wenn er nur ein paar Bissen von solchem in den Pfeffertopf getunkten Cossabi essen sollte; indeß haben sich doch viele Europäer daran gewöhnt, und oftmals kommt derselbe auch auf die vornehmen Tafeln.

Ich bleibe ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Die Thiere, auf welche die Indianer zu ihrer Nahrung Jagd machen, sind größtentheils folgende:

1.) Zwey Sorten wilder Schweine, Keherun und Abüja. Erste Sorte zieht oft in zahlreichen Heerden durch die Wälder; von den letztern sind aber selten mehrere als 5 Stück beysammen. Man hält letztere für gesünder als die Keherun, daher die Indianer sie auch für Kranke suchen.

Das Keherun oder Nabelschwein hat auf dem Kreuz eine übelriechende Drüse, wovon sie auch den Namen haben mögen, denn kähär heißt bey ihnen übel riechen. Sobald man ein Ke-

herun auf diese Drüse schlägt oder es daselbst nur leicht verwundet, fällt es gleich nieder und stirbt. Wenn die Indianer ein solches Schwein schiessen, ist das Erste, daß sie ihm diese Drüse ausschneiden, damit das Fleisch davon nicht den übeln Geruch bekomme. Sie haben die Größe eines ordinairen zahmen Schweins, sind furchtsam, und wehren sich nicht leicht gegen einen Menschen.

Die Abüja sind kleiner und noch furchtsamer.

Oben in den Gebürgen, wo die Freyneger wohnen, soll es eine grössere Sorte wilder Schweine geben, die wie die hiesigen sich gegen einen Menschen zur Wehre setzen, auch wohl gar die Menschen anfallen.

Die Keherun haben ein wohlschmeckendes Fleisch; nie habe ich aber bemerkt, daß sie fett gewesen wären, viel weniger, daß sie Speck gehabt hätten. Etwas besser waren sie, wenn es in den Wäldern nußartige Früchte gab, oder sie in der trockenen Zeit zu den Fischen kommen konnten, die sich in den stehengebliebenen Gewässern oder Sümpfen aufhalten.

2. Der Haase, ind. Labba, ist schwarz und sehr weißfleckig, hat kurzes Haar und kurze

Ohren, und ein angenehmes weisses Fleisch, er ist aber den hiesigen Haasen wenig ähnlich. Sie halten sich viel im Wasser auf und haben daher an den Hinterbeinen Schwimmfüsse.

Wenn der Indianer Haasen jagen will, setzt er den Hund aufs Land aus, und fährt in seinem Corjar längst dem Ufer des Flusses hin. Sobald der Hund einen Haasen findet, so schlägt er an, und der Haase sucht sich ins Wasser zu retten, wo der Indianer auf ihn wartet, und ihn, weil er langsam schwimmt, leicht mit einem Pfeil schiessen kann.

Auf gleiche Weise jagen sie auch oft die Hirsche, welche, um den Hunden auszuweichen, ins Wasser springen und auf die andere Seite des Flusses zu schwimmen suchen. Der Indianer fährt ihm dann in seinem Corjar nach, sucht ihn beym Hinterbein zu ergreifen und ersäuft ihn auf die Weise.

3. Der Wasserhaase oder Wasserschwein ist vorbeschriebenem Haasen der Gestalt nach ziemlich ähnlich, hat die Größe eines Schweins und ist fetter wie anderes Wildpret, das nicht im Wasser lebt. Die Indianer nennen es Kibiole.

Dieses Thier hält sich mehrentheils im Wasser auf und kommt nur selten aufs Land,

ist daher auch schwerer zu bekommen. Es ist ganz grau und hat ein angenehmes Fleisch. *)

4. Die Kaniendchen, indian. Pukuleru, sind dort sehr häufig, haben kurzes rothes Haar, und werden nur geschossen, wenn es an anderem Wilde fehlt, weil sie kein sonderlich angenehmes Fleisch haben.

5. Es giebt zwey Sorten Hirsche, von den Indianern Kujara und Beju genannt. Erstere Sorte ist klein, wie hier zu Lande die Damhirsche, hat rothes Haar und hält sich in den höhern Gegenden auf. Das Beju befindet sich in der Nähe der Seeküste, ist größer und von brauner Farbe.

Die Rehe sind, wie hier zu Lande, grau, und von der Größe einer Ziege.

*) Ich zweifle, daß das Kibiole, obgleich es sich viel im Wasser aufhält, von Fischen lebe, wie es p. 68 in Zimmermanns Taschenbuche heißt, und Cavia Capibara genannt wird; denn wir hatten zwey solche zahme Thiere, welche sich mehrentheils bey unsern Häusern aufhielten und sich von dem um dieselben wachsenden Grase nährten. Weil wir besorgten, daß sie wild werden und weglaufen möchten, liessen wir sie von den Indianern schiessen, und fanden das Fleisch recht angenehm, so wie auch von denen, welche uns die Indianer von ihrer Jagd brachten.

6. Das Tapier, dort Buschbüffel, aber uneigentlich so genannt, weil es mit dem Rindvieh gar keine Ähnlichkeit hat. Die Indianer nennen es Kamma.

Im ersten Jahre ist es, so wie die Hirsche und Rehe, bunt, wird aber nachher ganz grau wie ein Esel. Die Vorderfüsse haben vier und die Hinterfüsse drey mit Horn versehene Klauen. Es hat die Größe eines kleinen Pferdes, kurze Ohren und sehr kurzen Schwanz. Es badet sich, wie die Indianer sagen, alle Morgen im Wasser, weswegen sie dasselbe auch oft im Wasser schiessen.

Diese Jagd hatte ich in Saron anzusehen Gelegenheit. Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, da das Wasser in den Flüssen beynah milchlau ist, brachte ein Indianer, der eben ausfahren wollte, die Nachricht, daß ein Tapier im Flusse sey. Sogleich war alles, was nur Pfeil und Bogen hatte, in den am Ufer liegenden Corjaren, und fuhren auf das Thier zu. Sobald es mit dem Kopf herauskam — denn sie können oft einige Minuten unterm Wasser bleiben — bekam es einige Pfeile, so daß es endlich voller Pfeile steckte. Als es anfing matt zu werden, schossen sie ihm noch einen harpunartigen Pfeil, der mit einer Schnur an einen Stock bevestiget ist, in

den Leib, womit sie es am Sinken hindern konnten.

Es war ein männliches Thier, und der ganze Ort hatte reichlich davon zu essen. Weil es vor unserm Hause geschossen wurde, bekamen wir davon eine Hinterkeule, wovon wir das mehreste einsalzten. Das Fleisch schmeckt wie Rindfleisch.

Auf einer Reise nach Paramaribo fanden wir auch eines vor Sonnenaufgang im Fluß. Einer meiner Indianer gab ihm mit einigen kleinen Kugeln, Laufer genannt, einen Schuß in den Kopf; es tunkte gleich unter, kam nicht mehr zum Vorschein, und ist wahrscheinlich eine Speise der Fische geworden.

Wenn man diese Thiere zu zähmen suchte: so könnten sie vielleicht nützliche Hausthiere werden; denn sie sind ungemein schnell im Laufen, und wahrscheinlich auch stark.

Wir hatten von einem Indianer ein junges, von ihnen zahm gemachtes Tapier erhalten, verkauften es in Paramaribo, und hörten nachher, daß dieses glücklich nach Holland und in des Prinzen von Oranien Menagerie gekommen sey. *)

*) Aus Obigem kann man schliessen, daß das Tapier nicht, wie es p. 68 in Zimmermanns Taschen-

Die bisher erwähnten Thierarten sind diejenigen, von deren Jagd uns die Indianer zu unserm Unterhalt etwas verkauften.

Ausserdem giebt es noch einige Thiere, welche von den Indianern auch gegessen werden.

Das Schildferken, Armadillo, oder Gürtelschwein, Ind. Geessi, welches in der Erde wohnt.

Das Stachelschwein, welches weit längere Stacheln hat, als der hiesige Stacheligel. Die Stacheln sind blau und die Spitzen gelb.

Das Faulthier, ind. Hau, hält sich auf den Bäumen auf, woselbst es auch seine Junge in

buch heißt, auf den Boden der tiefsten Flüsse hinabsteige, daselbst weide, und auf Fische Jagd mache; denn obwohl es sich manchmal unters Wasser taucht, wenn es verfolgt wird: so kann es doch nie lange unterm Wasser ausdauren, weil es wieder Othem schöpfen muß, wie ich bey der erzählten Jagd eines Tapiers selbst gesehen habe. Auch nährte sich das zahme junge Tapier, welches wir hatten, blos vom Grase und Pisangblättern, und ging nie ins Wasser. Auch sollen diese Thiere einer Sorte gelber säuerlicher Pflaumen, die häufig in den Büschen wachsen, gut zu essen sind, und von den Indianern Huba genannt werden, sehr nachgehen, und sich von denselben, wenn sie reif sind und von den Bäumen herabfallen, nähren.

den Hohlungen verwahrt. Es lebt von den Blättern der Bäume, und steigt des Tages nur einmal von dem Baume, auf welchem es sich eben befindet, herunter, wenn es von der Natur dazu getrieben wird, vermuthlich, um die unten zu seiner Nahrung gehörigen Blätter nicht zu verunreinigen. Wenn die Indianer ihn auf einem Baume gewahr werden, hauen sie den Baum um, um seiner habhaft zu werden. Es hat an jedem Fuß zwey lange Klauen, und was es damit faßt, läßt es nicht wieder los; man muß sich daher, wenn man es lebendig, wie gewöhnlich, bekommt, sehr in Acht nehmen, daß es einen nicht irgendwo fassen kann. Seine Bewegung ist äusserst langsam, die Gefahr für ihn mag so groß seyn, wie sie will. Das Fleisch essen die Indianer gern.

Die Affen, deren es dort verschiedene größere und kleinere Sorten giebt, werden von den Indianern auch gegessen. So große, wie in Afrika, giebt es in Suriname nicht.

Der größte, ind. Ittuli, ist der sogenannte Brüller, weil er in den Wäldern einen gewaltigen Lerm macht. Er ist ganz rothgelb, aber doch nicht größer, als ein großer Spitzhund. Sie sind bösartig und lebendig schwer zu bekommen, weswegen ich in Europa noch keinen von der Sorte gesehen habe.

Eine Sorte, Püddi genannt, wird häufig nach Europa gebracht; und ich habe sie oft bey den Bärenführern gesehen. Diese Sorte gewöhnt sich leicht an Menschen, und ist leicht zu allerley possirlichen Künsten abzurichten.

Ein ganz schwarzer Affe, Coeta, ind. Horoe, ziemlich so groß wie die Ittuli, hat ein ganz glattes rothes Gesicht, und von allen die mehreste Ähnlichkeit mit dem Menschen, ist aber bey weitem nicht so behende und lustig, wie der Püddi.

Die kleinste Sorte, ind. Issirriri genannt, ist so klein, daß man einen zwischen den Händen verbergen kann; wird sehr anhänglich an die Menschen, ist possirlich und dabey reinlich, da die übrigen Affenarten sehr unreinlich sind, und man sie deswegen nicht gern in den Stuben hat.

Die Ameisenfresser, deren es zwey Sorten giebt, werden, so viel ich weiß, von den Indianern nicht gegessen. Diese Ameisenfresser haben einen sehr langen spitzigen Kopf. Sie leben blos von Ameisen, daher ist die Öffnung des Mauls auch nur klein. Aus demselben können sie eine lange Zunge in die Ameisenneste hineinstecken, und wenn sie voll von denselben

ist, ziehen sie die Zunge wieder zu sich. Auf die Weise verzehren sie viele Ameisen. Es könnten aber von der unendlichen Menge Ameisen, die in Suriname sind, gar viele Ameisenfresser leben, sonderlich von den so schädlichen weissen Ameisen oder Holzläusen, die alles, was nicht Metall, Glas oder Stein ist, verzehren.

Die eine und größte Sorte von den Ameisenfressern hat ein buntes Fell und sonderbaren großen Schwanz, an welchem die obern langen Haare gerade in die Höhe stehen, und die untern eben so herunter hängen, wodurch er eine platte Gestalt erhält. Die Indianer sagten, daß dieser große Schwanz dem Thiere zu einer Unterlage diene, wenn es schliefe. Es kann nicht schnell laufen, weswegen auch einmal unser Bruder Horn eines bey dem Schwanz ergriff, und es so lang halten konnte, bis ein in der Nähe befindlicher Indianer dazu kam, und es tödtete. Der Indianer warnte ihn aber, dieses niemals zu thun, denn wenn ihn das Thier mit seinen Klauen hätte fassen können: so würde es ihn nicht wieder losgelassen haben, bis er oder das Thier gestorben wäre; denn es hat so lange Klauen wie das Faulthier, und wenn es von einem Tiger angefallen wird und es den Tiger nur mit seinen Klauen packen

kann: so kann sich derselbe von ihm nicht wieder losmachen, sondern muß mit ihm sterben.

Von der zweyten Sorte habe ich keine grössere, als einer Katze, gesehen. Sie ist ganz grau wie eine Ratze, und hat auch einen solchen Schwanz.

Von den Tigern, die meines Wissens das einzige große reissende Thier in Suriname sind, vor welchen Menschen sich zu fürchten haben, habe bereits im siebenden Briefe, und vom Wassermenschen und der Seekuh im achten Briefe gelegentlich einige Nachricht ertheilt.

Füchse und wilde Hunde findet man dort zwar auch häufig. Erstere sind dem Hausgeflügel und kleinem Wilde schädlich. Die wilden Hunde sollen bisweilen in Gesellschaft auf großes Wild ausgehen, weswegen die Indianer sie auch gern, wenn sie einen jung fangen können, zu Jagdhunden aufziehen und brauchen.

Ich bleibe 2c.

Sechszehnter Brief.

Von den Vögeln sind folgende besonders merkwürdig:

1.) Der Povice, ind. Hitti. Er ist, bis auf den Bauch, der weiß ist, ganz kohlschwarz,

und hat eine glänzende schwarze Krone auf dem Kopf. Seine Größe kommt der eines kalkutschen Hahns ziemlich gleich. Sein Fleisch ist sehr weiß und angenehm, doch etwas trocken. Dieser Vogel ist leicht zu schiessen, weil er nicht scheu ist. Er wird leicht zahm, wenn man sie jung bekommt, und läuft einem wie ein Hund nach, weswegen reiche Leute in Paramaribo sie gern in ihren Häusern hatten. Auch wurden sie häufig nach Holland gesandt, sonderlich an die reichen Kapitalisten in Amsterdam, welche damals so willig waren, den Pflanzern Kredit zu geben, so daß oftmals ein dergleichen Präsent ihnen Tausende einbrachte. Dieses verursachte auch, daß diese und andere Vögel, z. B. redende Papageien und Trompeter, auch besondere Affenarten, oftmals in Suriname zwey- bis dreymal so theuer verkauft wurden, als in Amsterdam selbst.

2.) Der sogenannte Trompeter, ind. Warrakala, ist etwa so groß wie eine Henne, hat in Absicht der Gestalt und seiner ins Goldgrün schimmernden Federn eine Ähnlichkeit mit dem Pfau, hat aber nicht nur keinen bunten, sondern gar keinen Schwanz. Er wird sehr zahm, hat in seinen Manieren etwas possirliches, und äussert bisweilen zu einem Menschen eine vorzügliche Neigung, so daß er nicht leidet, daß

andere Thiere sich ihm nähern. Wenn er aufgeräumt ist, giebt er einen einer Trompete ähnlichen Laut von sich, wovon er auch den Namen hat. *)

3.) Eine Art Buschkalkunen, ind. Marudi, sind gut zu essen, aber nur wenig größer als eine Henne. Ihre Ähnlichkeit mit den Kalkunen besteht nur in einem rothen Häutchen unter der Kehle.

4.) Die blauen und rothen Raben, die zum Papageygeschlecht gehören und gut zu essen sind, schiessen die Indianer mehrentheils nur, um sie, wo möglich, wieder auszuheilen, und sie dann als eine Rarität in Paramaribo zu verkaufen, denn sie werden, wenn man sie auch alt bekommt, dennoch leicht zahm. Sie richten daher den Schuß so ein, daß sie etwa nur einen Flügel verwunden, und sie dann fangen können. Sie sollen in den Gebürgen nach dem Amazonenfluß hin nisten, weswegen man sie in Suriname nicht jung bekommen kann: sonst würden sie vielleicht eben so gut reden lernen, wie die Papageyen.

*) Ich vermuthe, daß der in Suriname sogenannte Trompeter, das in Zimmermanns Taschenbuch p. 70 erwähnte Spornhuhn ist. Denn der Trompeter hält sich auch gern bey dem zahmen Geflügel auf, und vertheidigt es gegen Raubvögel.

5.) An die Papageyen wenden die Indianer keinen Schuß, weil sie dieselben aus ihren Nestern leicht bekommen können, denn sie nisten in den alten hohlen Hittäpfelpalmen.

Will man einen Papagey haben, der gut reden lernt: so muß man ihn zu bekommen suchen, ehe er noch ganz besiedert ist. Man füttert sie Abends und Morgens mit gekautem Cossabibrod, und sagt ihnen dann oft vor, was sie lernen sollen. Es ist aber unter ihnen oft ein großer Unterschied in der Fähigkeit, zu lernen. Mancher lernt es sehr bald nachsprechen, was man ihm vorsagt; mit andern kann man sich aber oft lange mühen, bis sie etwas nachsprechen lernen. Wenn sie bey den Indianern schon alt geworden sind, lernen sie selten sprechen, sondern haben gemeiniglich schon ihr häßliches Buschgeschrey oder das Heulen und Bellen der indianischen Hunde angenommen.

Besonders beschäftigen sich die Soldaten auf ihren Posten mit den Papageyen, um sie reden zu lernen, und verkaufen sie hernach theuer in Paramaribo, wohin die Indianer gemeiniglich auch ihre jung gefangene und erzogene Papageys zum Verkauf bringen.

Es giebt dreyerley Sorten, von den Indianern Kuleaka, Kulau und Amazona genannt; letztere Sorte ist die größte, ist aber selten jung

zu haben, weil er tiefer im Lande nisten soll. Sie haben alle eine schöne grüne Farbe, und auf dem Kopf mehrentheils eine goldgelbe Platte, und auch einige solche Federn im Schwanz und in den Flügeln. Die grünen Federn des Amazons haben das besondere, daß sie aussehen, als wären sie etwas mit Puder bestreut. Diese Art lernt oft, wenn man sie auch alt gefangen hat, gut reden.

Ausserdem giebt es noch mehrere ins Papagenengeschlecht gehörige kleine grüne Vögel, von denen die kleinste Sorte ein wenig größer als ein Sperling ist, und Perikit genannt wird, die aber nicht reden lernen.

Auf den Kaffeeplantagen thun die Papagenen oft Schaden, weil sie das süsse Fleisch der Frucht lieben, die Frucht daher häufig abbeissen, deswegen auch geschossen und von den Europäern gern gegessen werden. An einem von den größern Sorten hat man doch mehr als an einer Taube.

6. An Vögeln, die von Fischen leben, giebt es in Suriname vielerley Sorten, unter andern die ganz zinnoberrothen Vögel, von der Größe einer Taube, die sich mehrentheils am Seeufer auf den Bäumen aufhalten, und dieselben zieren. Von da aus gehen sie ihrer Nahrung nach, wenn das Wasser zur Zeit der

Ebbe das Ufer verläßt. Sie sind gut zu essen, so auch die hellrothen Löffelgänse. Diese sind groß, halten sich nur am Seeufer auf und sind nicht leicht zu bekommen.

7.) Noch ist der sogenannte Stinkvogel, ind. Annoane, zu bemerken. Er hat die Größe einer Kalkun, ist ganz schwarz, lebt vom Aas, und ist bey Paramaribo sehr häufig und zahm, weil sie nicht geschossen werden dürfen, damit sie das irgendwo liegen gebliebene Aas, und die hingerichteten Neger verzehren.

Der sogenannte König der Stinkvögel, ind. Mihittibuku, ist noch größer als diese und ganz bunt. Man sieht ihn selten. Die Indianer fangen ihn manchmal in Fallen, wenn man ihn nach Europa versenden will.

Anderer kleiner bunter Vögel giebt es noch eine große Menge, von denen ich nur den kleinsten, Honigvogel oder Colibrit, indian. Bimiti, anführen will. Er lebt blos von Blumen, vor welchen er wie eine Biene summt, und mit seinem, nach Verhältniß des Körpers, langen Schnabel und Zunge den Honig heraussaugt. Er hat der schönsten rothen, blauen, grünen und gelben Farben, welche aussehen, als wenn sie mit Gold unterlegt wären. Der kleinste ist wie eine große Hummel. Die Eier in ihren Nestern sind nicht größer als ordinäre Erbsen.

Die Indianerkinder üben sich an ihnen, wenn sie vor den Blumen summen, mit ihren kleinen Pfeilen, an denen vorn ein Knopf ist, der sie nicht leicht tödtet, sondern nur betäubt, so daß man sie von ihnen oft lebendig bekommen kann.

Insekten, Käfer und Schmetterlinge aller Art, giebt es dort eine große Anzahl, welche in der Größe und den verschiedenen schönen Farben die hiesigen weit übertreffen. Besonders merkwürdig war mir der sogenannte Laternträger, welcher vorn am Kopfe eine, einen Zoll lange, durchsichtige Blase, und davon vermuthlich seinen Namen erhalten hat, denn leuchten thut er nicht; wenigstens habe ich es nicht so gefunden, obgleich ich verschiedene derselben lebendig bekam, und wegen des Namens darauf aufmerksam war. Er hat Flügel wie die Heuschrecken, und ist daher nicht unter die Schmetterlinge zu rechnen. Er entsteht aus einer Raupe, die sich auf dem Simarubabaum aufhält, wo man sie häufig findet.

Hingegen giebt es einen leuchtenden Käfer, der den hiesigen Springkäfern ganz gleichkommt, die, wenn man sie auf den Rücken legt, sich in die Höhe schnellen, um wieder auf die Beine zu kommen, welches dieser auch thut. Er hat oben auf den beyden Seiten des Kopfes zwey

hellleuchtende Punkte, von der Größe eines großen Stecknadelkopfes, die ein so helles Licht geben, daß ich dabey in der Nacht in einem Buche lesen konnte. Wenn man ein oder zwey solcher Käfer des Nachts in einem Glase in der Stube stehen hat: so thun sie vollkommen die Dienste einer Nachtlampe. Wenn sie fliegen, kommt noch zwischen der Brust und Unterleibe ein Licht zum Vorschein, das einer stark glühenden Kohle gleich ist, und in der Nacht in den Büschen weit zu sehen ist. Jene am Kopf befindlichen hellen Punkte sind dem Mondlicht am ähnlichsten. Dieser Käfer entsteht vermuthlich aus einer, über einen Zoll langen Raupe, die wir oft des Abends in unsern Häusern gesehen haben, und an jedem Gliede derselben einen hellleuchtenden Punkt hatte.

In den Wäldern giebt es mehrere Sorten Bienen, die theils in hohlen Bäumen, theils in der Erde, vermuthlich unter den Wurzeln der Bäume, unter welchen sich bisweilen Hohlungen befinden, ihre Nester machen. Die Indianer brachten uns oftmals vielen und guten Honig, unter welchem ich eine Sorte bemerkte, der säuerlich war, und von welchem mir die Indianer versicherten, daß er nicht verdorben, sondern ganz frisch den säuerlichen Geschmack habe. Niemals habe ich gefunden, daß die dor=

tigen Bienen solche reguläre Zellen wie hier in Europa für ihren Honig bauen, sondern sie haben allerley unregelmäßige Gestalten. Das Wachs dieser Bienen ist alles schwarz; die davon gemachten Wachslichter geben einen angenehmen Geruch, wie das schönste Räucherpulver, von sich. Vermuthlich rührt dieses von den vielen köstlichen Harzen her, die man in den dasigen Wäldern findet, und wovon die Bienen vielleicht viel zu ihrem Wachs nehmen.

Eine besondere Sorte Bienen, die wie eine Fliege aussieht, und man daher auch die Fliegenbiene nennt, findet sich manchmal in den Häusern ein. An einem Fenster meiner Wohnung in Saron, wo mein Schreibtisch stand, hatte sich in einem etwas hohlen Pfosten ein solcher kleiner Schwarm eingefunden und darein seinen Honig getragen. Diese Fliegenbiene hat keinen Stachel, und man kann ihnen ihren Honig, ohne von ihnen verletzt zu werden, nehmen.

Vor den Wespen und Hornissen hat man sich in den Büschen sehr in Acht zu nehmen, weil es ihrer sehr viele giebt, deren Stiche äusserst schmerzhaft sind. Oft ist man auch in den Häusern vor ihnen nicht sicher, weil sie sich gern in denselben anbauen und schwer wegzubringen sind.

Ein sehr beschwerliches Ungeziefer sind die Zicken, von der Größe eines kleinen Flohes, die auch wie dieselben huppen. Sie fressen sich hauptsächlich an den Füssen, wo die Haut etwas dick ist, auch manchmal an den Händen, in dieselbe ein, und legen da ihre Eyer, welche sich so vermehren, daß ihr Behältniß so groß wie eine Erbse wird. Vorzüglich werden Leute, die erst ins Land kommen, und mit ihrem Bisse noch nicht bekannt sind, von ihnen beschwert. Wenn sie nicht bald ausgegraben werden, wozu man gemeiniglich ein Federmesser braucht: kriechen die Jungen aus ihrem Behältniß heraus, fressen sich daneben oder an andern Stellen wieder ein, und vermehren sich auf die Weise ungemein schnell. Ich habe einen Indianer gesehen, der daran sterben mußte, weil er nicht gut sehen und sie sich selbst ausgraben konnte, indem die andern Indianer endlich ermüdeten, ihn von denselben zu reinigen.

In den Indianer- und Negerhäusern sind sie sehr häufig, und halten sich gern in der Asche auf. Bey neuen Negern muß man sorgfältig darauf sehen, daß sie sich von diesem Ungeziefer rein halten, weil man sie leicht darüber, wenn sie überhand nehmen, verliehren kann. Wenn sie sich eingegraben haben, sieht man nur

einen kleinen schwarzen Punkt, empfindet aber ein heftiges Jucken, und dann muß man nicht säumen, sie bald los zu werden.

Ein Mittel, sie los zu werden, wenn sie an den Füssen etwa überhand genommen haben, ist, die Füsse in warmgemachte Salzlacke zu stecken, wodurch sie getödtet werden; allein es ist ein sehr schmerzhaftes Mittel, und man muß hernach die von den Zicken entstandenen und mit ihren Eyern angefüllten Beulen abschneiden, und sie sorgfältig mit Thranöl, weil sie dieses auch nicht vertragen können, einschmieren.

In Paramaribo, wo die Fußböden mit Bretern belegt sind, und die Stuben rein gehalten werden, ist man vor diesem Ungeziefer sicher.

Flöhe und Läuse haben die Indianer und Neger zwar häufig, aber die Europäer werden von ihnen nicht beschwert, weil sie bey ihnen nicht bleiben.

Von den Fliegen, die in Europa so beschwerlich sind, hat man dort nichts zu leiden, indem ich nur die Schmeißfliege dort gesehen habe.

Wegen der Scorpionen hat man sich nur in Acht zu nehmen, daß man altes Papier und Holzwerk, das schon lange auf der Erde gele-

gen hat, mit Vorsicht angreife, weil sie sich gern darinn aufhalten.

Auch giebt es einige Sorten großer Raupen, die lange Haare haben, deren Berührung einen heftig brennenden Schmerz und Blasen verursacht. Tausendbeine von 4 Zoll Länge habe ich häufig gesehen. Man thut sehr wohl, ein Kleid, das eine Weile gehangen hat, gut auszuschütteln, ehe man es anzieht, und wenn man sich Abends zu Bette legt, erst nachzusehen, ob nicht ein dergleichen Ungeziefer drinnen ist. Dahin gehören auch die großen Spinnen, die sich häufig in den Häusern aufhalten; sonderlich findet man bisweilen eine große schwarzbehaarte Spinne, deren Biß sehr gefährlich seyn soll; man nennt sie die surinamsche Tarantel.

Um die Häuser von solchem Ungeziefer zu reinigen, sieht mans manchmal gern, daß die Zugameisen, von denen, so wie von mehreren dortigen beschwerlichen Ameisen, im dreyzehnten Briefe Erwähnung geschehen ist, wenn sie nur nicht in der Nacht kommen, ein Haus überziehen, durchsuchen, und dergleichen Ungeziefer wegschaffen, worunter auch noch die unangenehmen, wenn gleich nicht gefährlichen, Kackerlacks gehören.

Von den Schlangen könnte man eine große Menge anführen, von allerley Farbe und Größe. Die dickste und größte, die ich in der Nähe gesehen habe, mochte etwa von der Dicke eines starken Arms und 4 Ellen lang gewesen seyn. Die gefährlichste nennen die Indianer Labaria. Dieselbe ist schwarzgrau, etwa einen Daum dick und anderthalb Ellen lang. Sie geht einem Menschen nicht aus dem Wege, und ihr Biß ist tödtlich. Die Klapperschlange giebt es dort auch, doch nicht so häufig, wie man sie in Nordamerika finden soll. Ich habe nur eine gesehen und erlegt, deren Rassel 6 Glieder hatte.

Von dem bezaubernden Blick der Schlangen habe ich zweymal ein Exempel gesehen. Ich fand nämlich zu zwey verschiedenen malen eine Schlange, die einige von unsern jungen Kalkunen ins Auge gefaßt hatte. Die Schlange lag ganz still und sahe die Kalkunen nur an, diese machten aber allerley ängstliche Sprünge, und kamen ihr immer näher; als sie so nahe waren, daß ich besorgte, sie möchten der Schlange wirklich ins Maul springen, warf ich mit einem Stein nach der Schlange, denn anders konnte ich ihr nicht beykommen. Die Schlange retirirte sich, und die Kalkunen waren gleich so ruhig, als wenn nichts da gewesen wäre.

Der Bruder Vögtle erzählte mir, daß ihm einst in Berbice eine ungewöhnlich große Schlange begegnet wäre, die ihn steif ansah und vor ihm liegen blieb. Darüber habe er sich so alterirt, daß er sich eine Weile nicht von der Stelle bewegen konnte, bis er sich endlich wieder raffte, auf die Schlange spie und mit den Händen einige Bewegungen machen konnte, worauf die Schlange sich von ihm wieder abwandte, und bey ihm alle Angst verschwand. Wahrscheinlich ist daher blos die Angst vor der Schlange die Ursache, daß ihr die Thiere in den Rachen springen, oder sich von ihnen ergreifen lassen.

Der Eidexen giebt es viele größere und kleinere Sorten, und von allerley Farben. Nur vor einer grauschwarzen Sorte, die sich bisweilen in unsern Häusern einfand, und ein viel üblers Ansehen hatte, als die andern, warnten uns die Indianer, als vor einem schädlichen Thiere.

Der Leguan, ind. Joanna, als die größte Sorte der Eidexen, wird von den Indianern sehr gern gegessen. Sein Fleisch soll wie Hühnerfleisch schmecken; ich konnte mich aber nie überwinden, davon zu essen, so wenig wie von den Affen. Er nährt sich auf den Bäumen von deren Laube, und ist ganz grün, daher ich

mich oft wunderte, wie ihn die Indianer auf den Bäumen dennoch so bald gewahr wurden, und mit ihren Pfeilen herunterschossen. Die Eyer dieses Thieres haben einen köstlichen Geschmack, und werden von den Europäern auch sehr gesucht und geliebt. Wenn sie bald Eyer legen wollen, die sie in den Sand vergraben und der Sonne zur Ausbrütung überlassen, sind sie sehr leicht zu fangen; denn sie scheinen alsdann ganz dumm zu seyn, und auf das, was ihnen nahe kommt, gar nicht zu achten.

Die Eyer der Land- und See-Schildkröten, welche dieselben auch in den Sand verscharren und von der Sonne ausbrüten lassen, suchen die Indianer auch, als eine Delikatesse und nahrhafte Speise, habhaft zu werden. Auch essen die Europäer sie gern. Ich habe nur die Eyer von den Land-Schildkröten versucht, die aber im guten Geschmack denen der Leguanen nicht beykommen. Das Fleisch der Landschildkröten, die weit größer sind, als man sie hier zu Lande sieht, ist auch sehr wohlschmeckend.

Zum Fang der Seeschildkröten geht man um die Zeit aus, wenn sie des Nachts zur Zeit der Ebbe auf die Sandbänke gehen, um daselbst ihre Eyer zu legen und zu verscharren. Sobald man eine kommen sieht, gehen ein paar

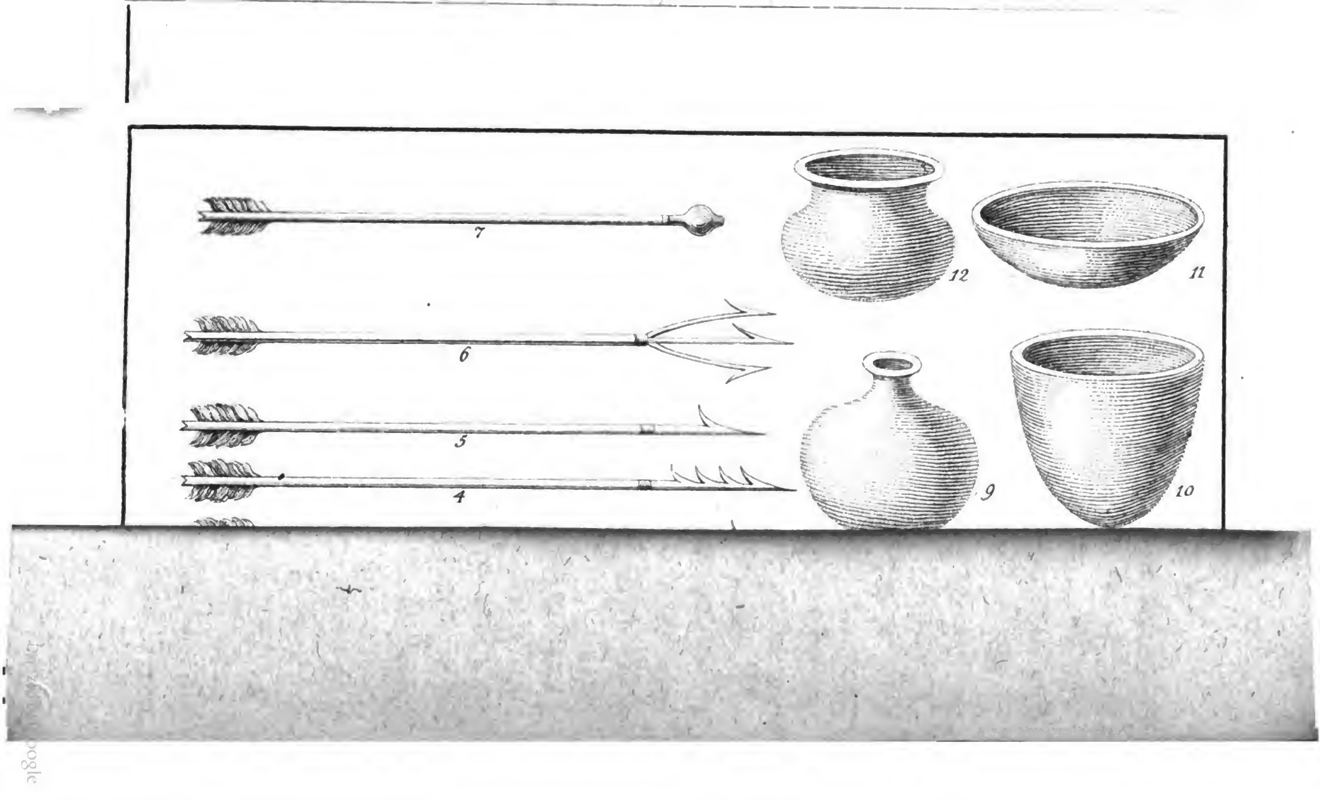
starke Männer, weil sie nicht geschwinde laufen können, auf sie zu, werfen sie mit ein paar Hebebäumen auf den Rücken, sind dann sicher, daß sie ihnen nicht davon kommt, als bis sich die Fluth einstellt, weil sie sich, ohne im Wasser zu seyn, nicht wieder umdrehen kann, und heben sie alsdann in ihre Fahrzeuge.

Ich bleibe rc.

Siebzehnter Brief.

Die Mannsleute bey den Indianern haben wenig Beschäftigungen, weswegen sie oft viele Zeit müßig in ihren Hangmatten liegen. Wenn sie aber arbeiten, sind sie dabey nicht langsam oder träge, sondern aufgeräumt, und die Arbeit geht ihnen von der Hand. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, Fischerey, das Bauen ihrer Häuser und das Fällen des Busches zu ihren Kostgründen, so wie auch das Brennen und Aufräumen des nicht verbrannten Holzes, damit die Weiber hernach das Land bearbeiten und bepflanzen können.

Die Nebenarbeiten der Männer bestehen in Zubereitung ihrer Gewehre, Jagdinstrumente, Fischangeln und allerley Flechtwerk von


7
12
11
6
5
4
9
10

Rohr oder Buschtau; ferner ihre Fahrzeuge, Corjare und Canus, zu bauen.

Ihre Gewehre und Jagdinstrumente bestehen aus Pfeil und Bogen. Siehe Tab. I.

Der Bogen hat ziemlich eine Mannshöhe, und ist allemal, wenn er nicht gebraucht wird, abgespannt, damit er seine Steifigkeit behalte. Es gehört daher auch Stärke dazu, ihn zu spannen.

Sie haben verschiedene Sorten Pfeile, die gemeiniglich 4 Schuh lang sind.

1.) Der Harpun, Nr. 3. Tab. I., mit einem doppelten Widerhaken, ist mit einer Schnur an einen dünnen Stock, auf dessen Spitze er steckt, und auf den die Schnur gewickelt ist, befestiget. Wenn sie damit ein Wild schiessen, geht er vom Stocke ab, welcher dann hinter dem Thiere hergeschleift wird und im Busch den Weg bezeichnet, welchen das angeschossene Wild genommen hat. Gemeiniglich bleibt der Stock an ein paar Bäumen hängen, und das Wild verwickelt die Schnur, wenn der Schuß nicht tödtlich war, um einen Baum, muß dann stehen bleiben, und wird durch den nacheilenden Indianer mit einem andern Pfeil getödtet. Dieses ist der einzige Pfeil, der einen hölzernen Stiel hat, bey den übrigen ist er der Leichtigkeit wegen von Rohr.

2.) Der Fischpfeil, hat unten drey Arme, die mit eisernen Spitzen mit Widerhaken versehen sind. Sie besitzen eine besondere Geschicklichkeit, mit diesem Pfeil, wie auch mit einem andern, nur mit einer Spitze, aber mehreren Widerhaken, den sie auch zum Vogelschiessen brauchen, die Fische, während sie in einem Corjar fahren, im Wasser zu schiessen.

Wo der Pfeil an die Schnur des Bogens angelegt wird, ist eine Feder bevestiget, welche seine Richtung in der Luft erhalten hilft.

3.) Der Speer, Nr. 2. den sie gemeiniglich nur brauchen, wenn sie die tödtliche Stelle gewiß zu treffen hoffen. Das Eisen an diesem Pfeil, oder der eigentliche Speer, ist beynah 4 Zoll lang, und hat an der Stelle, wo er ins Rohr bevestiget wird, einen Knopf, damit er nicht tiefer eindringen kann.

4.) Noch haben sie einen Pfeil, Nr. 7. der statt einer eisernen Spitze einen hölzernen Knopf von der Größe einer welschen Nuß hat. Diesen brauchen sie, wenn sie ein Thier nicht gern tödten, sondern es nur betäuben wollen, um es noch lebendig in ihre Gewalt zu bekommen.

Mit diesen Pfeilen treffen sie sehr genau, auch in einer ziemlichen Entfernung, weil sie sich von Jugend auf darauf üben.

Vor Zeiten bedienten sich die Indianer bey ihren Jagden auch der vergifteten Pfeile.

Dieses Gift, womit sie die Spitzen ihrer Pfeile bestrichen, bereiten sie aus verschiedenen Kräutern, deren Saft einzeln nicht tödtlich ist, es aber durch die Vermischung wird.

Er soll so schnell tödten, daß, wenn der Pfeil nur das Blut eines Thieres erreicht, es in 10 — 12 Minuten sterben muß. Weil es manchmal geschieht, daß, wenn sie nach etwas schiessen, es verfehlen, und der vergiftete Pfeil von einem Baum oder Aste desselben abprallt, auf den Jäger zurückfällt und ihn in Lebensgefahr bringt: so sollen sie allemal, wie sie mich versicherten, Zuckerrohr oder Regenwürmer bey sich getragen, und wenn sie das Unglück hatten, von einem solchen Pfeil verwundet zu werden, gleich Zuckerrohr oder Regenwürmer gegessen haben, wodurch sie vor der Schädlichkeit des Giftes gesichert wurden.

Gegenwärtig bedienen aber die mit den Europäern bekannten Indianer sich nicht mehr der vergifteten Pfeile. *)

*) Die Zubereitung des Giftes aus mehreren Kräutern und dessen schnelle Wirkung wird auch in Zimmermanns Taschenbuch S. 121 bestätiget, und so, wie dort von den Ausdünstungen der

Viele Indianer haben jetzt zwar Flinten; weil ihnen aber das Pulver und Bley oft zu kostbar ist, und sie es auch nicht überall haben können, bleiben die mehresten von ihnen bey ihrem Pfeil und Bogen; wenn man aber mit ihnen reist, erwarten sie, daß man sie mit Flinten und hinlänglichem Pulver und Bley besorgt.

Ein Mordgewehr, Mussi genannt, brauchen sie nur, wenn sie handgemein werden. Es hat ohngefähr die Tab. I. 8. abgebildete Gestalt, und wird gemeiniglich von dem schwarzen und harten Ebenholze 1 $\frac{1}{2}$ Elle lang gemacht. Unten am Griff hat es eine von Baumwollengarn geflochtene Schleife, daß sie die Hand durchstecken, und es auf die Weise immer bey sich haben können; sonderlich sieht man die Karaiben nicht leicht ohne diesem Mordgewehr. Wegen dessen Schwere und scharfen Ecken schlagen sie damit die gefährlichsten Wunden, und haben bisweilen noch an einer Seite des Mussi eine Erhöhung in Gestalt eines kleinen Beils.

Crocodille und Schildkröten gesagt wird, daß sie dem Gifte die tödtende Kraft benähmen, kann dieses wohl auch von den Regenwürmern und Zuckerrohr gelten, obwohl es einem unglaublich vorkommt.

Zu ihrem Flechtwerk holen sie aus den Büschen ein gewisses Rohr, welches sich sehr gut spaltet, lang ohne Absätze ist, und wovon sie den linsenartigen Kern sehr leicht abstreichen können. Aus diesem Rohre, welches oft sehr lang ist, flechten sie ihre Cossabischläuche, Körbe, Siebe und ordinären kleinen Pakale, von ihnen Borudi genannt. Diese haben die Gestalt eines Kästchens, sind doppelt mit dazwischen gelegten Blättern geflochten, und können deswegen bisweilen eine kurze Zeit im Wasser stehen, ohne daß dasselbe hineindringt. Eben so ist auch der Deckel gemacht, damit der Regen nicht durchdringen könne. Sie machen auch dergleichen große Pakale, worinn man auf Reisen Kleider und Wäsche sehr gut verwahren kann, und welche von den Europäern darum gern gekauft werden, weil sie leicht sind, und von den Negern, die alles auf dem Kopfe tragen, gut fortgebracht werden können.

In Verfertigung ihrer Fahrzeuge, der Corsare und Canus, zeigen sie viele Geschicklichkeit, und wissen ihnen eine gute Form zu geben.

Sie höhlen nämlich einen starken Baum aus, und treiben ihn dann mit Feuer, welches sie in der Höhlung machen, aus einander; denn das frische Holz, das noch voll Saft ist, wird

durch die Hitze weich, und läßt sich eine Gestalt geben, wie sie dieselbe gern haben wollen.

Ihre Corjare sehen daher auch viel besser aus, als hier zu Lande die auf ähnliche Weise gemachten Fischerkähne, und sind auch viel leichter fortzubringen.

Den Indianerweibern muß man das Zeugniß geben, daß sie arbeitsam und beynah beständig beschäftiget sind.

Die ganze Arbeit mit dem Cossabi und andern Früchten vom Pflanzen an, die Zubereitung des Brodes und des Tranks ist ihre Arbeit. Auch müssen sie das Brennholz, das sie zum Backen, Kochen und des Nachts zum Brennen unter oder neben ihren Hangmatten brauchen, herbeyschaffen.

Aus dem zarten Bast der hervorsprossenden Blätter der Hittäpfelpalme machen die arawackischen und warauischen Weiber die Schnüre zu ihren Hangmatten; die Weiber der Karaiben aber wirken ihre Hangmatten von gezwistetem Baumwollgarn, weswegen diese auch viel bequemer sind als erstere.

Auch drehen sie aus dem indianischen Hanf, Ihikili genannt, gute dreydräthige Schnüre, die sehr stark und dauerhaft sind, und daher auch von den Europäern gern gekauft werden. Diese Schnüre drehen sie blos mit der Hand auf

dem Schenkel über dem Knie, und können in kurzer Zeit viel fertig machen.

Die Weiber sind bey den Indianern auch die Töpfer, und ihre Behandlung dieser Arbeit verdient einer Erwähnung.

Es giebt dort einen Baum, dessen Rinde wie ein Sandstein ist. Diese Rinde brennen sie, stampfen die Kohlen zu einem feinen Pulver, welches dem feinen Sande ganz gleich kommt, und mengen es unter ihren Thon.

Wenn sie einen Topf anfangen, machen sie erst von dem Thone eine runde Platte, ohngefähr 4 Zoll im Durchmesser, die allemal bey großen Töpfen als Fußboden sehr klein ist. Hierauf werden von dem nämlichen Thone kleine Würste eines Fingers dick gemacht, und an die Platte oder untere Scheibe angeklebt und mit den Fingern platt gedrückt. So fahren sie fort, bis der Topf seine gehörige Größe und Gestalt hat. Eben so machen sie auch ihre Schüsseln, die oft so dünn sind, daß man sich wundern muß, wie sie dieses mit den bloßen Händen zu Stande bringen und doch ihren Gefäßen eine so regelmäßig runde Form geben können. Während der Arbeit poliren sie den etwas trockenwerdenden Thon mit einem glatten Steine oder glatten Muschel.

Die Form ihrer Kochtöpfe und Schüsseln ist allemal, wie Tab. I. 11. und 12. abgebildet ist. Sie stehen daher gewöhnlich nicht gut, worauf aber bey ihnen nichts ankommt, weil ihr Fußboden gemeiniglich Sand und zugleich ihr Tisch ist.

Sie machen auch so große Wassertöpfe, daß sie hier ein Töpfer auf seiner Scheibe nicht leicht so groß würde machen können. Die größten können oft weit mehr als einen Dresdner Scheffel fassen. Ihre Form ist gemeiniglich wie Nr. 9. und 10. Tab I. Diese großen Töpfe brauchen sie zum Baiwar bey ihren Trinkgelagen, und in Paramaribo, wo man nur Regenwasser aus den gemauerten Zisternen zum Kochen und Trinken hat, werden sie gar sehr gesucht, weil sich das Wasser in denselben sehr gut abklärt und kühl erhält. Überhaupt kaufen die Europäer die indianischen Kochtöpfe gern, weil sie dauerhafter sind, als die dahin gebrachten europäischen.

Die Arawacken und Warauen machen die besten Kochtöpfe, und die Karaiben bunte Schüsseln, die man auch als Trinkgefäße braucht.

Wenn der Topf hinlänglich ausgetrocknet ist, machen sie, sonderlich zu den großen Töpfen, eine Vertiefung in den Sand, und legen leichtbrennendes Holz oder Reißig unter und um

den Topf herum, und auch etwas weniges, wenn der Topf dick ist, inwendig hinein. Je nachdem nun der Topf heiß wird, verstärken sie das Feuer und brennen sie recht gut.

Zur Glasur nehmen sie, wenn der Topf geschwärzt oder bunt bemahlt ist, eine harzige Rinde, bestreichen mit derselben den Topf, und lassen das Harz an einem gelinden Feuer zergehen. Diese Glasur hält ziemlich lang, doch kann sie dem heissen Wasser nicht widerstehen.

Zum Baumwollspinnen schnitzeln sich die Indianer ihre Spillen selbst, an welche sie unten einen Würtel, etwa eines Thalers groß, stecken, uud ihn von der Schale einer Calabas machen. Mit diesem unvollkommenen Instrument spinnen sie recht gutes Baumwollengarn, nur drehen sie es stark, so wie auch beym Zwisten, mit derselben Spille. Dieses macht aber, daß ihre gesponnene Baumwolle viel stärker ist, als die hier zu Lande auf Spinnrädern verfertigte, und ist daher zu Hangmatten wegen ihrer Dauerhaftigkeit viel besser zu brauchen.

Diese Baumwollspillen tragen die Weiber beständig bey sich, und wenn sie irgend wohin gehen und auch wohl die Kinder in ihren kleinen Hangmatten an sich hängen haben, spinnen sie unterwegens. Die Baumwolle zupfen sie

nur fein und wickeln sich dieselbe um die Hand, denn vom Krempeln der Baumwolle wissen sie nichts. Die Baumwolle finden sie in der Nähe ihrer Häuser, wohin sie die Körner werfen, welche häufig aufgehen und zu Stauden werden. Sie sind aber im Einsammlen derselben sehr gleichgültig, und lassen viele durch den Regen verderben. Wenn man in der trockenen Zeit, da die Baumwolle reif wird, zu ihren Häusern kommt, sehen die herumstehenden Baumwollsträucher ofte aus, als wenn sie beschneiet wären. Wären sie betriebsamer, so könnten sie sich mit der einzusammlenden Baumwolle manches verdienen. Sie haben mehrentheils nur die kleinkörnigte, wovon die Wolle feiner und langhärigter ist als von der großkörnigten, welche man nur auf den Plantagen pflanzt, weil sie leichter durch kleine Mühlen von den Körnern abgezogen werden kann. Bey der kleinkörnigten Baumwolle stecken die Körner einzeln in der Wolle, und müssen mit den Fingern herausgeklaubt werden; bey der sogenannten großkörnigten hängen aber die Körner zusammen.

Die Baumwollmühlen sind nur Handmühlen, und bestehen aus zwey dicht auf einander liegenden Wellen, welche an den Enden in einander greifende Räder haben, so daß, wenn

man die eine Welle durch eine Kurbel umdreht, sich auch die andere bewegt. Vor diese Wellen hält man die von der Sonne aufgequollene Baumwolle, welche dann von den Wellen ergriffen und von den Körnern abgezogen wird. Die Körner fallen vor den Wellen herab und die Wolle hinter dieselben. Wenn es manchmal geschieht, daß ein Kern mit hineingezogen und zerdrückt wird: so verdirbt die daran gewesene Baumwolle, wird von dem Saft oder Oel des Körns gelb, und muß weggeworfen werden.

Noch gehört zu der Arbeit der Weiber, daß, wenn der Mann von seiner Jagd oder Fischerey etwas zu Hause bringt, er es nur der Frau hinwirft, welche das Fell abziehen und alles übrige besorgen muß. Doch ist das Fellabziehen bey ihnen nicht sehr gewöhnlich, sondern sie brühen gemeiniglich die Haare nur ab, kochen und essen dann das Fell mit. Man findet daher bey ihnen auch keine Hirschhäute.

Sind die Männer aber allein, z. B. auf einer Reise: so kommt obiges Geschäfte dem jüngsten unter ihnen zu. Mehrentheils nehmen sie aber auf ihren Reisen wenigstens eine Frau mit, welche das Kochen und alle übrigen für die Weiber gehörigen Geschäfte verrichten muß, und diese ist gemeiniglich die Frau der Hauptperson.

Ich sahe ein Beyspiel von dem Gegentheil des oben Gesagten, daß die Frau eines zum Jagen und Fischen trägen Mannes, welcher deswegen seine Familie oft Mangel leiden ließ, seinen Pfeil und Bogen nahm, und auf die Jagd ging. Als sie etwas erjagt hatte und nach Hause kam, warf sie es bey ihrem in der Hangmatte liegenden Mann hin, und sagte zu ihm, daß er es nun auch zurecht machen und kochen müßte, weil er selbst auf die Jagd zu gehen zu faul sey, welches er sich denn auch gefallen lassen mußte.

Ich bleibe ꝛc.

Achtzehnter Brief.

Die Karaiben und Arawacken färben sich den Leib gern ganz roth, sonderlich die ersteren, die man nicht leicht anders sieht; bey den Warauen geschicht dieses seltener.

Diese rothe Farbe, Orlean, nennen sie Sirabulli, und kommt der Zinnober-Farbe ganz gleich. Sie bekommen sie von der Frucht des Rokubaums oder vielmehr Strauches, den sie zu dem Zwecke in ihren Cossabifeldern pflanzen. Die Frucht ist eine Schote in der Größe einer Mandel, die noch in ihrer Schale ist, und hat

auswendig weiche Stacheln. Wenn diese Schote reif und trocken ist, öffnet sie sich von selbst, und man findet darinn eine Parthie Körner mit einem schönen zinnoberrothen Safte umgeben. Wenn sie eine Menge solcher Schoten gesammlet und ausgekörnt haben, waschen sie die Körner in einer Schüssel ab, thun sie heraus, und lassen das rothe Wasser eintrocknen.

Um dieser Farbe mehr Körper zu geben, vermengen sie dieselbe mit Patatermehl, und haben sie wie eine Seifkugel in ihren kleinen von Rohr geflochtenen Kästchen, Borudi genannt, nebst ihren übrigen Kleinigkeiten, z. B. Spiegel, Scheere, Barbiermesser, einen kleinen Zängel zum Haar ausziehen, Fischangeln rc. immer bey sich.

Wenn sie sich färben wollen, nehmen sie etwas Kraböl, vermengen damit die rothe Farbe, und schmieren den ganzen Leib vom Kopf bis zu den Füssen damit ein. Wenn sie nur wenig thun wollen, beschmieren sie nur die Füsse und etwa noch die Hände, daß es aussieht, als hätten sie rothe Schuhe oder Halbstiefeln und rothe Handschuh an. Sonderlich thun sie dieses gern, wenn sie zu Europäern gehen. Ausser dem Staate, den sie in diese rothe Farbe setzen, haben sie auch die Idee dabey, daß dieselbe sie vor Krankheiten und dem Geiste der

Europäer, oder Teufel, wie sie es nennen, schützen solle.

Vorzüglich naht sich keiner ihrer Pogaier oder Hexenmeister einem Europäer, ohne sich roth gefärbt zu haben.

Es sind daher auch ihre Sachen mehrentheils mit dieser rothen Farbe besudelt, und wenn man etwa von einem Karaiben eine Hangmatte, welche die Europäer sehr gern kaufen, erhandelt: so hat man lange daran zu waschen, bis sie wieder weiß wird.

Unsern getauften Indianern gestatteten wir das Bemahlen ihres Körpers nicht. Sie schmierten sich daher blos mit Kraböl ein, wodurch ihre Haut geschmeidig erhalten wird, und das Ungeziefer, weil das Oel bitter ist, ihnen nicht so leicht schadet.

Die Indianer leiden nur die Haare auf dem Kopfe, denn an allen übrigen Stellen des Leibes, wo sonst auch Haare wachsen, rupfen sie dieselben mit einer kleinen Haarzange aus, sobald sie zum Vorschein kommen. Sie sitzen daher oft Stunden lang mit dem Spiegel in der Hand, um sich die Barthaare auszurupfen, und wenn sie zu stark und häufig werden, brauchen sie dazu auch das Barbiermesser.

Auch die Augenbraunen rasiren sie sich ab, und machen statt derselben einen schwarzen

Strich. Auf dem Kopfe haben sie ganz schwarzes strackes Haar, welches die Mannsleute kurz, die Weiber aber lang tragen, jedoch oben auf dem Kopfe in geflochtenen Zöpfen zusammenlegen.

Bey ihren Lustbarkeiten, sonderlich wenn sie feyerliche Tänze anstellen, bemahlen sich die Indianer noch auf eine andere Weise. Es giebt dort eine Frucht, deren Saft die Haut so schwarz macht, als wenn sie mit Dinte bemahlt wäre. Mit diesem Saft bemahlen sie den ganzen Leib, vom Gesicht bis auf die Füsse, die Kopfhaare aber werden roth gemacht. Diese ihre Mahlerey besteht in allerley Figuren, welche Schlangen, Vögel und andere Thiere vorstellen sollen. Man könnte sie aber viel eher für an einander hängende hebräische Buchstaben ansehen, weil sie alle aus eckigen, starken und feinen, und parallellaufenden Strichen bestehen. Diese Mahlerey besorgen die Weiber, und bringen mehrentheils ganze Tage damit zu. Die schwarze Farbe dauert einige Tage, ohne auszugehen.

Auf ähnliche Weise bemahlen auch die Karaiben ihre Hangmatten und Töpferarbeit.

Überdem geben sie ihren Gesichtern mit andern Farben ein besonders auffallendes Ansehen.

Denn ausser der Sirabulli machen sie noch eine rothe Farbe, Karaiiru genannt, die sie aus gewissen Blättern kochen. Diese Farbe ist dem schönsten Karmin gleich. Sie nehmen allerley Blätter, die, wenn sie trocken werden, ganz roth sind, sonderlich von einem Rankengewächse, und kochen sie bey langsamen Feuer einen ganzen Tag, an welchem sie, nach ihrer Meinung, gar nicht essen dürfen, weil sonst die Farbe nicht geräth.

Mit dieser rothen Farbe machen sie im Gesichte dunklere Striche, und um dieselben noch mehr zu erheben, daneben mit einer weissen und gelben Thonerde auch einige Striche, welches ihnen ein auffallendes Ansehen verschaft.

Bey ihren Tänzen erscheinen sie in ihrem größten Staate, nämlich, wie oben beschrieben, bemahlt und mit einem Stück von blaugefärbten ostindischen Kattun, etwa 4 bis 5 Ellen lang, bekleidet, welches sie über die Schultern werfen, und so hinter sich her fliegen lassen. Dieses giebt ihnen ein prächtiges Ansehen. Um die Knöchel über den Füssen haben sie eine Art Schellen, womit sie beym Auftreten einen Laut geben.

Diese Schellen sind eine sehr harte Schale einer Nuß, die aber nicht eßbar ist, und zu

dem besondern Gebrauch von ihnen gepflanzt wird. Auf einer Seite der Nuß machen sie eine Öffnung, nehmen den Kern heraus, durchbohren die Schale auf der entgegengesetzten Seite, damit sie eine Parthie an einem Faden anbinden und so um die Füsse bevestigen können.

Manche machen sich von gespaltenen daumdicken und etwa eine Elle langen Rohr, welches neben einander gelegt und so bevestiget wird, daß es sich gut bewegen kann, ein Rückenschild oder Mantel, der bis auf die Hüften heruntergeht, an einem Bande um den Hals gehängt wird, und bey ihren Sprüngen während dem Tanze allerley Bewegungen machen kann. Dieser Rohr-Mantel wird auch mit allerley Farben bemahlt, und giebt ihnen ein eigenes Ansehen.

Einem solchen Tanze habe ich nur ein einziges mal eine Stunde lang zugesehen; denn weil wir unsern getauften Indianern solchen heidnischen Tänzen und Lustbarkeiten beyzuwohnen, nicht gestatten konnten, indem es bey denselben oft sehr schlecht zugeht: durften wir ihnen auch keine Gelegenheit geben, sich mit uns zu entschuldigen.

Bey diesen ihren Tänzen, die auf einem freyen und ganz rein gemachten Platze vor dem

Hause, wo sie sich versammlen, geschehen, stellen sie mehrentheils Jagden vor. Sie ahmen dabey die Bewegungen, das Laufen und die Sprünge der Thiere, die sie bey dem erhaltenen Schuß gemacht, sehr possirlich und lebhaft nach. Besonders besitzen die Warauen darinn viele Geschicklichkeit.

Zwischen jedem Tanz bringen die Weiber den Männern Baiwar zu trinken, und warten selbst mit ihrem Trinken, bis die Männer genug haben, damit sie, wenn in der Trunkenheit Händel entstehen, schlichten können.

Wenn die Weiber, die bey solchen Gelegenheiten auch nach ihrer Art mit kostbaren Korallen-Schnüren und von Korallen bunt durcharbeiteten Schürzen geziert, und am Leibe bemahlt sind — in die Reihen der tanzenden Männer eintreten: umschließt ein jeder Mann eine Frau mit einem Arm um den Leib, wobey die Bewegungen in einem ganzen Zirkel oder in Gestalt eines halben Mondes hin und her gehen. Dazwischen wird fleissig auf die Erde gestampft, damit man die Schellen an den Füssen höre, oder den Takt damit anzugeben.

Die Schürze der arawackischen Weiber hat die Größe eines großen Quartblatts, und ist von Korallen gewirkt. Der Grund ist entweder weiß, gelb, roth oder blau, worein einige

Blumen gewirkt sind, welche die Weiber sehr geschickt zu machen wissen, aber auch oft viele Zeit damit verbringen. Diese Art Schürzen von Korallen, welche ihrer Schwere und Beweglichkeit wegen überall anliegen, sind ihnen viel bequemer, als wenn sie von Kattun oder einem andern Zeuge gemacht würden, und können immer reinlich gehalten werden.

Um die Lenden und über den Ellbogen, so wie auch unter den Knieen, haben sie zum Staat viele Reihen von bunten Korallen. Die kostbarsten bestehen aus der weissen Uruebe mit untermengten Blutsteinen. Überdem tragen sie um den Hals ein paar Schnüre von vieleckig geschliffenen Krystall, oder gemeiniglich nur von so geschliffenen Krystallglase, untermengt mit geschliffenen Agatsteinen; und lassen auch so eine Schnur bis unter die Brüste herabhängen.

Die Warauen haben größere Schürzen, von der Größe eines kleinen Bogen Papiers, mehrentheils von weissen, etwas größeren Korallen, als die Arawacken zu den ihrigen brauchen, gewirkt. Doch sind dergleichen Schürzen bey ihnen selten, weil sie ärmer als die Arawacken sind.

Die mehresten Warauen-Weiber machen sich ihre Schürze von Baumrinde, die man für

gegerbtes Kalbleder halten könnte. Vorne ist dieselbe etwa eine gute Spanne breit, wovon der obere Rand über eine Schnur, die um die Hüften gehet, umgebogen ist; das andere Ende, welches immer schmäler wird, und endlich etwa nur einen Daumen breit ist, geht zwischen den Beinen durch, und wird hinten wieder um die erwähnte Schnur gebogen, daß es auf die Weise vestgehalten wird.

Die karaibischen Weiber tragen keine Schürzen von Korallen, sondern machen sich von dem obenerwähnten blauen ostindischen Kattun, Salpuris genannt, eine Bekleidung, die den europäischen Beinkleidern etwas ähnlich ist; nur sind sie viel kürzer, und bedecken kaum den halben Schenkel. Doch sind sie auf diese Art weit mehr als die arawackischen und warauischen Weiber bedeckt.

Ein unangenehmer Staat bey den Karaiben- und Warauen-Weibern besteht darinn, daß sie ein Loch in den Ohrlappen so ausweiten, daß sie einen großen Gorkstöpsel hineinstecken können, und in demselben wie in einem Nadelküssen ihre Näh- und Stecknadeln verwahren. Oft ist auch der Rand ihrer Ober- und Unterlippen um den Mund herum mit Nähnadeln besteckt. Viele Mannsleute tragen

unter der Nase ein von Silber zierlich ausgearbeitetes Blech, welches an einem Faden hängt, der durch ein Loch in dem mittleren Knorpel der Nase gezogen ist.

Ich bleibe rc.

Neunzehnter Brief.

Will ein Indianer heirathen, so wird unter der Hand mit den Verwandten der Braut darüber unterhandelt, um voraus zu wissen, daß er keine abschlägliche Antwort bekommen werde. Wenn dieses seine Richtigkeit hat, macht er einen Besuch bey den Eltern der Braut. Nach den bey den Indianern gewöhnlichen Komplimenten erzählt er seine Armuth, in der er sich befinde, weil er keine Frau habe, welches dann von dem Vater der Braut mit eben so viel Komplimenten wiederholt und bejaet wird.

Nach Beendigung dieser Unterredung wird, nach indianischer Sitte, das Essen hereingebracht, und von der Braut dem Bräutigam vorgesetzt. Wenn er dieses ißt: so ist dadurch die Heirath geschlossen, und Abends wird durch die Mutter die Hangmatte ihrer Tochter neben des Bräutigams seiner aufgebunden, und die ganze Sache hat ein Ende.

Will etwa Jemand für seine Tochter einen Mann haben: so läßt er demjenigen, den er dazu ausersehen, bey einem Besuch durch dieselbe Essen vorsetzen; wird dieses von ihm angenommen: so ist auch die Heirath geschlossen; läßt er es aber stehen, wobey sie denn allerley Entschuldigungen vorbringen, so weiß der Vater, daß er seine Tochter nicht haben will, welches aber selten vorkommt, weil sie eben so, wie vorher, sich schon unter der Hand erkundigen, ob er Neigung zu der Person habe.

Es ist aber etwas sehr seltenes, daß eine Frauensperson erwächst, ohne schon ihren Mann zu haben. Denn wenn einer eine Tochter hat, sucht er ihr schon, wenn sie noch ein Kind ist, ihren künftigen Mann aus, und gemeiniglich schon einen erwachsenen, weil er dadurch sein Klient wird, ihn oft beym Buschfällen unterstützt, und auch für seine künftige Frau einen Kostgrund kappt; der Vater auch bey seinen Reisen an ihm einen willigen Gesellschafter findet.

Ist das Mädchen noch so klein, daß er einige Jahre auf ihre Mannbarkeit warten muß: so nimmt er derweile eine andere, etwa eine Wittwe, welche ihm auch mehrentheils von seinem Schwiegervater angerathen oder gegeben wird, wenn er in seiner Familie eine dazu taug-

liche Person hat. Ist dann das Kind mannbar, wird sie die eigentliche Frau, und die er derweile genommen hätte, wird zwar nicht verstoßen, vertritt aber alsdann die Stelle einer Magd.

Weil es uns bekannt war, daß gemeiniglich schon Jemand an eine ledige Person Anspruch machen könne: so mochten wir uns nicht gern mit ihren Heirathen befassen; wollte aber Jemand gern in dem Stück von uns berathen seyn: so mußten wir uns sorgfältig erkundigen, ob nicht schon Jemand an die von ihnen vorgeschlagene Person Ansprüche habe.

Bey den von uns getauften Kindern suchten wir den Eltern das Nachtheilige davon deutlich zu machen, wenn sie ihre Kinder vor der Zeit, Jemand zur Heirath zu geben, versprächen.

Indeß hatten es die getauften Indianer sehr gern, wenn wir die Heirathen stifteten. Denn wenn die Frau von Jemand anders in Anspruch genommen wurde, schoben sie die Schuld allemal auf uns, und sagten, daß wir sie ihnen gegeben hätten.

Wenn eine Frau Wittwe wird, ist das erste, daß ihr von den Anverwandten des Mannes der Kopf beschoren wird, und ehe das Haar seine gehörige Länge hat, darf sie nicht wieder

heirathen. *) Auch darf sie dann nicht heirathen, wen sie will, sondern der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat das Recht, sie zu heirathen, und sie wird dann oft die zweyte oder dritte Frau von ihm.

Will sie Jemand anders haben: so muß er sie ihm abkaufen; und dann besteht die Bezahlung gemeiniglich in einer Flinte, einem guten Corjar oder einer eisernen Cossabiplatte. Heirathet sie Jemand ohne des rechtmäßigen Erben Einwilligung: so entstehen daraus oft die größten Feindseligkeiten, und manchmal muß ers mit dem Leben bezahlen. Bey unsern Getauften suchten wirs in solchen Fällen so viel möglich dahin zu bringen, daß sie ihre Rechte an solche Wittwen an andere abtraten, weil wir den Getauften nicht erlauben konnten, noch eine Frau zu der, die sie schon hatten, zu nehmen.

Ihre Nation ist in gewisse Stämme eingetheilt, von denen eine der Vater, der andere

*) Auch diese Sitte erstreckt sich bis nach Peru, siehe Zimmermanns Taschenbuch pag. 123, ist aber schwerlich ein Zeichen tiefer Trauer, sondern soll die Wittwe nur hindern, daß sie nicht so bald wieder heirathe, und den nächsten Anverwandten des verstorbenen Mannes, wenn sie etwa abwesend sind, von dem Tode desselben Nachricht ertheilt werden könne.

Bruder ꝛc. heißt. Da nun diese Stämme durch das weibliche Geschlecht fortgepflanzt und dabey auf die Männer keine Rücksicht genommen wird: so kommen oftmals bey ihnen Heirathen vor, die hier zu Lande als unter nahen Anverwandten nicht statt haben könnten; dagegen giebt es auf der andern Seite manchmal Hinderungen wegen der zu nah verwandten Stämme, die hier in keinen Betracht kommen würden.

Ein Schwiegersohn darf seiner Schwiegermutter Angesicht niemals sehen. Ist sie bey ihm im Hause: so wird eine Scheidewand gemacht, daß sie einander nicht sehen können; reiset sie mit ihm in einem Corjar: so steigt sie zuerst hinein, damit sie ihm, wenn er einsteigt, den Rücken zukehren kann, und so ist es auch beym Aussteigen.

Ich reiste einmal mit einigen Indianern, und hatte in meinem Fahrzeug eine Wittwe. Unterwegens begegnete uns ein anderes mit Indianern; sogleich legte das unsrige am Ufer an, erwähnte Wittwe stieg ans Land und ging ins Dickicht; als jenes Fahrzeug vorbey war, legten wir an und nahmen sie wieder ein. Als ich mich nach der Ursach erkundigte, erfuhr ich, daß der Schwiegersohn erwähnter Wittwe in jenem Fahrzeug gewesen wäre, und er sie also

hätte ansehen müssen, wenn sie nicht ausgestiegen wäre.

Den Indianern wird Schuld gegeben, daß, wenn eine Frau in die Wochen komme, der Mann sich in die Hangmatte lege, und statt ihrer die Wochen halte, die Frau aber daneben auf der Erde sitze, und alle häuslichen Geschäfte verrichten müsse. Hierüber bin ich in Suriname ofte befragt worden.

Obgleich die Indianerweiber vom Wochenhalten nichts wissen, und überhaupt mehrentheils leichte Niederkunften haben, so daß ich während meinem beynah zwölfjährigen Aufenthalt unter ihnen keinen Fall erlebt habe, daß eine Frau bey der Geburt eines Kindes gestorben wäre, und es ihnen daher nicht schwer fällt, ihre wenigen häuslichen Geschäfte zu besorgen: so hat jene Sage wegen eines unter ihnen zum Vortheil der Weiber regierenden Aberglaubens doch einigen Grund.

Denn wenn eine Indianerfrau ein Kind bekommt, darf ihr Mann keinen Baum fällen, keine Flinte losschiessen und kein großes Wild jagen, weil sonst das Kind krank werden und sterben würde. Es ist ihm nur erlaubt, in der Nähe mit dem Pfeil kleine Vögel zu schiessen und kleine Fische zu angeln. Er ist also mehrentheils zu Hause, und da seine Hangmatte ge-

wöhnlich sein Stuhl und sein Lager ist: so ist ihm in dieser müssigen Zeit nichts bequemer, als in derselben zu liegen, und die Frau sitzt auf der Erde im Sande, um ihre Hangmatte nicht zu verunreinigen, zumal sie gemeiniglich das neugeborne Kind darinn liegen hat.

Dieser Aberglaube scheint von den Weibern darum aufgebracht zu seyn, ihre Männer zu der Zeit, da sie ihre Hülfe am nöthigsten haben, bey sich zu erhalten, welches nicht seyn würde, wenn sie auf die Jagd gehen und Busch zu Anlegung der Kostgründe fällen dürften; überdem würden die Weiber bey den Umständen zu viel Arbeit bekommen, wenn der Mann großes Wild zu Hause brächte, weil der Mann, sobald er von der Jagd oder Fischerey zu Hause kommt, alle übrige Arbeit mit dem, was er erjagt hat, der Frau überläßt.

Sie säugen ihre Kinder so lang, bis das nächste wieder bald da ist, und dann übernimmt die Großmutter, wenn eine vorhanden ist, dieses Geschäfte noch einige Zeit. Ich habe oft die Kinder neben ihren Müttern oder Großmüttern stehen und an ihnen saugen sehen.

Sie suchen daher auch die Milch in ihren Brüsten zu erhalten, tragen auch kein Bedenken, andere Kreaturen, z. B. Affen, die sie jung fangen, an sich saugen zu lassen.

Ich kam einmal in ein Indianerhaus, und fand, daß ein junges Schwein, welches sie gefangen hatten, der Indianerin auf den Schoos sprang, und diese ließ es geduldig an ihrer Brust saugen.

Selten haben aber die Indianerweiber mehr als drey oder vier Kinder. Ich kannte nur eine Frau, die fünf Söhne hatte, und diese bildete sich auch viel darauf ein, daß sie so viele Kinder habe.

Mit fehlerhaften Gliedern geborne Kinder lassen sie gemeiniglich bald umkommen, daher man auch unter ihnen nicht leicht Jemand sieht, der nicht wohlgewachsen ist und vollkommene Glieder hat.

Nach dem Tode eines heidnischen Indianers veranstaltet die Familie, oft wenn derselbe schon zwey oder mehrere Monate todt ist, auch wohl nach ein paar Jahren, eine Sauferey mit Baiwar, wobey das Peitschenfest gehalten wird. Gewöhnlich wird bey armen Indianern zu Begehung desselben nur einmal viel Baiwar von dem Cossabi, welchen der Verstorbene hinterlassen, gebraut. Zu dieser Feyerlichkeit werden die Indianer durch herumgeschickte Knoten-Kalender eingeladen. Ein jeder, der sich zu diesem Feste einfindet, wird auf folgende Art bewillkommt: Der Veranstalter

des Festes macht zu dem Zweck etwa 4 Stück fingerdicke Peitschen von ühikili, die nach dem Ende zu dünner sind. Die Männer stellen sich in zwey Reihen, und peitschen jeden Besuchenden aus allen Kräften um die Waden, während dieser ihnen die Beine standhaft hinhält. Gewöhnlich geschieht dieses nur den Männern; bezeugen aber die Weiber Lust dazu: so bekommen sie auch ihren Antheil an den Peitschenhieben um die Waden. Die auf besagte Art Bewillkommten schliessen sich nun an die Reihe der Peitschenden an, und thun denen nach ihnen Ankommenden ein Gleiches, welches so unter anhaltendem Trinken und Lermen fortgehet.

Oft haben sie von einem solchen Peitschenfeste lange zu leiden, bis ihre Waden wieder heilen, und manche sterben wohl gar an den davon erhaltenen Verwundungen.

Bey wohlhabenden und wichtigen Personen werden dergleichen Feste oft wiederholt, welches sich gewöhnlich nach der Menge des von dem Verstorbenen hinterlassenen Cossabi richtet, welcher mit Saufen alle gemacht wird. Hierbey bringt sich denn jeder Besuchende seine eigene Peitsche mit, die beym Fortgehen zurückbleiben, und beym abermaligen Wiederkommen neue mitgebracht werden.

Beym Schluß graben sie ein Loch in die Erde, legen des Todten Pakal, — von Rohr geflochtenes Kästchen, — Pfeil, Bogen, Fischangeln ꝛc. nebst den gesammleten Peitschen hinein, verbrennen sie, und machen das Loch zu. Nun ist der Verstorbene vergessen, und es mit seinem Andenken geschehen. Dieses ist der Gebrauch der Arawacken. Die Warauen und Karaiben haben gewöhnlich keine Peitschen bey dergleichen Todtenfesten, doch aber große Saufereyen, bey deren Schluß sie des Verstorbenen Körper, wärens auch nur noch einzelne Gebeine, ausgraben, ihn sammt seinem Nachlaß verbrennen, die Asche in einer Kiste vergraben, und dann seiner vergessen. Die Karaiben begraben oftmals die Leichen angesehener Personen nicht, sondern räuchern sie in ihren Hangmatten zu vorerwähntem Zwecke.

Von einer Gottesverehrung oder Abgötterey habe ich bey den sundamerikanischen Indianern, weder bey den Karaiben und Warauen, noch bey den Arawacken, irgend eine Spur gefunden. Von ihren dahin einschlagenden Erzählungen ist nur folgendes anzuführen: Den Schöpfer der Männer nennen sie Kururuman, und den der Weiber Kulimina. Kururuman hat bey ihnen den Vorzug, und ist ein gutes Wesen, das ihnen weder etwas Böses zufügt,

noch Gutes erzeigt. Nachdem er die Menschen geschaffen, erzählen sie, sey er einmal auf die Welt herunter gekommen, um zu sehen, was die Menschen machten. Dieselben wären aber so schlecht und böse gewesen, daß sie ihn hätten umbringen wollen, weswegen er ihnen das fortdaurende Leben genommen und es denen Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen und Kackerlacks, gegeben. Ferner erzählen sie, daß einmal eine solche Finsterniß gewesen wäre, daß die Indianer beständig in ihren Häusern hätten bleiben müssen, und weder in ihren Corjaren fahren, noch den Busch zu ihren Cossabifeldern hätten kappen können. Die alten Weiber sollen wohl noch mehr dergleichen Erzählungen unter sich haben, allein verständige Indianer, sonderlich getaufte, schämten sich, sie zu erzählen, weil sie die Nichtigkeit derselben einsahen. Unsere ersten Brüder, welche ihnen das Evangelium verkündigten, fanden daher auch nicht für gut, Gott Kururuman zu nennen, sondern führten das Wort Jehovah bey ihnen ein, weil ihre Sprache viel Ähnliches mit der ebräischen hat, und dieser Name Gottes allen christlichen Nationen bekannt ist. Dieser Name Gottes ist auch bisher noch beybehalten worden.

Der Indianer ihre Ärzte, welche man dort Bogaier, die Indianer aber Semmeti, das ist, ein angenehmer, geschickter Mann, nennen, sind mehrentheils Betrüger, die diese Kunst nur um des Gewinnstes willen treiben. Die Indianer schreiben alle Krankheiten und alles Böse, das ihnen begegnet, dem Teufel, den sie Jawahi nennen, zu, und die Kunst ihrer Ärzte besteht darinn, den Teufel, den ihnen, nach ihrer Meinung, mehrentheils einer ihrer Feinde oder ein ihnen abgeneigter Bogaier zugeschickt haben soll, aus ihnen herauszutreiben. Dieses geschieht gemeiniglich durch ihr Klapper-Instrument, Marraka genannt. Dieses ist ein ausgehöhlter Baumcalabas, der mit zerschlagenem Krystall und andern durchsichtigen kleinen Steinen angefüllt ist. Mitten durch geht ein Stock, womit sie ihn halten. Die Spitze des Stocks, die oben aus dem Calabas hervorkommt, und auch der untere Griff, ist mit grünen, gelben und rothen Federn von den Papageyen und rothen Raben rc. geziert. Diese Marraka ist bey den andern Indianern ein so fürchterliches Ding, daß die Bogaier, wenn sie dasselbe in ihrer Hütte bey ihren Sachen liegen lassen, gewiß sind, daß demselben keiner nahe kommen oder etwas aus der Hütte stehlen werde.

Es sahe einmal ein Indianer bey meinen Sachen einen großen Krystall liegen; er trat sogleich zurück, und fragte mich, ob ich auch ein Semmeti sey.

Wenn sich jemand in ihre Kur begiebt: so wird eine kleine niedrige Hütte von großen Palmblättern gebaut, worinn nur der Kranke in seiner Hangmatte und der Bogaier Platz hat. In dieser Hütte wird unter der Hangmatte, wie bey den Indianern gewöhnlich, ein Feuer gemacht. Der Bogaier begiebt sich dann mit seiner Marraka zu dem Patienten, klappert mit derselben so stark er kann, und befiehlt dem vermeinten Teufel, aus dem Kranken auszufahren, macht auch dabey ein gräßliches Geschrey. Manchmal habe ich zu meiner Verwunderung gesehen, daß die Indianer durch dergleichen betrügerische Ärzte gesund gemacht wurden, bey denen die ihnen von uns gegebenen Mittel nicht anschlagen wollten.

Denn unsern Indianern suchten wir mit den Mitteln, die uns bekannt waren, und durch Aderläße in hitzigen Krankheiten, so viel möglich zu helfen, um sie von ihren Hexenmeistern, die ihnen ihre wenigen Habseligkeiten für ihre Gaukeleyen abnahmen, abzuhalten.

Sie kamen auch gern zuerst zu uns, da sie die Medicin umsonst bekamen. Weil sie

sich aber selten nach unsern Verordnungen richteten, und in ihren offenen Häusern liegen blieben, wo man sie nicht leicht zum Schwitzen bringen konnte, welches bey einem Indianer von großer Wirkung ist, und sie überdem auch nicht gern Laxiermittel einnehmen, weil sie der Reinlichkeit wegen in solchen Fällen weit von ihren Häusern weggehen mußten, und dieses in Krankheiten nicht gut thunlich ist: so mußten wir manchmal auch bey ihnen es geschehen lassen, wenn sie sich heimlich an ihre eignen Ärzte wandten.

Daß ihnen alsdann doch bisweilen durch ihre Bogaier geholfen wurde, ist dadurch erklärbar, daß dieselben sie in eine enge und dicht verschlossene Hütte einsperrten, sie durch das darinn gemachte Feuer und Beängstigung mit ihrer Marraka und Geschrey zum Schwitzen brachten, und durch Brechmittel, als der Hauptmedicin der Indianer, nachhalfen.

Stirbt aber dennoch ein Indianer unter ihrer Behandlung, so sagt der Bogaier, es ist der große Teufel gewesen, der ihm nicht gehorche. Seine reichliche Bezahlung muß er aber dennoch erhalten, und sucht sich ohne Umstände das, was ihm ansteht, aus den Sachen des Kranken oder Gestorbenen aus.

Oftmals thut ein Bogaier bey einem Kranken weiter nichts, als Taback rauchen, den Rauch auf ihn zu blasen, und etwas dabey zu murmeln.

Wenn ein Indianer diese Kunst lernen will, welches mehrentheils keinen andern Grund hat, als Eigennutz, und um sich unter seinen Landsleuten mehreres Ansehen zu verschaffen: so muß er geraume Zeit eine aus Tabacksblättern gekochte höchst widerliche Brühe trinken, darf nur sehr wenig essen, und während seiner Lehrzeit keinem Europäer in die Nähe kommen. Wenn diese Zeit vorüber ist, muß er noch eine gute Weile hinter seinem Lehrer wie ein Bedienter mit niedergeschlagenen Augen hergehen, und wenn er zu einem Europäer gehen will, sich ganz roth mahlen.

Gemeiniglich sind sie dann von der vielen Tabacksbrühe und vom Hungern ganz ausgemergelt und arm, denn der Lehrmeister läßt sich gut bezahlen; und die Marraka, die er von niemand anders als von seinem Lehrherrn bekommen kann, und ihm zum Schluß übergeben wird, kostet auch nicht wenig.

Hier will einer in Surinama vorkommenden, wenn gleich nicht gefährlichen, doch höchst beschwerlichen Krankheit Erwähnung thun. Man nennt sie dort den Ringwurm, weil sie

sich zirkelförmig ausbreitet. Sie ist einem Salzfluß ähnlich, wächst mit dem zunehmenden und verringert sich mit dem abnehmenden Monde, verursacht aber beym Zunehmen ein unausstehliches Jucken, breitet sich endlich über den ganzen Leib aus, und alsdann bekommt die Haut ein unangenehmes schuppiges Ansehen.

Diese Krankheit ist sehr ansteckend. Man muß sich daher in Suriname in Acht nehmen, daß man sich nicht auf einen Stuhl setze, auf dem einer, der die Krankheit hat, gesessen hat. Mehrentheils sind auch Leute, die mit derselben behaftet sind, so billig und vorsichtig, daß sie sich einen eigenen Stuhl halten und sonst Niemand darauf sitzen lassen, oder man wird von andern, die es wissen, gewarnt.

Wenn einer diese Krankheit hat und nach Europa reist: so soll er dieselbe verlieren, wenn er über den Tropikum kommt, dieselbe aber wieder bekommen, wenn er wieder nach Suriname zurückreist und dort ankommt. Die Indianer kuriren diese Krankheit, die bey ihnen bald sichtbar wird, weil sie keine Kleider tragen, mit einer harzigen Baumrinde, mit welcher sie die kranke Haut beschmieren, desgleichen mit einer großen Nuß, die an der Corentyn wächst, welche sie schaben und auf den Schaden legen. Von der harzigen Baumrinde ha-

be gehört, daß sie den Schaden nicht gründlich hebt; die Nuß ist aber sehr bewährt, und vertreibt den Ringwurm ganz. Weil diese Nuß aber wenig bekannt und auch nicht leicht zu haben ist: so brauchen viele Leute gegen diese Krankheit geschmolzenen Talg von Lichtern, und bestreichen den Schaden fleissig damit. Ich habe gehört, daß, wenn sie damit einigemal bey zunehmendem Monde fortgefahren haben, sie von der Krankheit ganz befreyt worden sind.

Weil man sich in den heissen Ländern leicht verkältet und dadurch oft Diarrehen zuzieht, die leicht in eine Ruhrkrankheit ausarten, so brauchten wir, wenn die im zwölften Briefe erwähnte Bibiru nicht hinlänglich seyn wollte, sowohl für uns als für die Indianer folgendes Mittel: Wir machten ein Stück Stahl ganz glühend, hielten auf den glühenden Stahl ein Stück Schwefel und liessen den brennenden Schwefel in ein mit kaltem Wasser angefülltes Gefäß laufen. Wenn man von diesem Wasser etwa 4 bis 6 Seidel allmählig getrunken hat, ist gemeiniglich die Krankheit gehoben, ohne daß man irgend üble Folgen davon zu befürchten hat. *) Den im Wasser abgelöschten Schwe-

*) Schon der berühmte D. Boerhave hat dieses leichte und einfache Mittel gegen die Ruhr an-

fel, welcher viele Stahltheile angenommen hat, pulverisirte ich, um ihn in gleichem Falle, wenn man etwa nicht Gelegenheit hat, das Schwefelwasser zu machen, z. B. auf Reisen, zu gebrauchen, weil dieses Pulver eben die Wirkung thut, wie das geschwefelte Wasser, nur nicht so geschwinde. Zu 6 bis 8 Seideln Wasser brauchte ich etwa für 9 pf. Schwefel.

Da ich kürzlich aus einem Tagebuch unsrer Brüder, die gegenwärtig die Mission unter den Indianern bedienen, gesehen habe, daß ein paar verheirathete Indianer-Brüder, deren Verlust sie sehr bedauerten, an der Ruhrkrankheit gestorben sind: so vermuthe ich, daß dieses gute Mittel, welches ich auch hier einigen mit Nutzen angerathen habe, bey ihnen in Vergessenheit gekommen seyn muß.

Die Indianer sind sehr reinlich, denn alle Morgen baden sie sich im Fluß, und sobald sie schwitzig werden, ist auch das erste, daß sie ins Wasser gehen, sich baden und abwaschen, weil sie überzeugt sind, daß sie der Schweiß schwäche. Oft sagten sie zu mir, wenn sie sahen, daß ich mein schwitziges Hemde auszog, daß

gerathen, nur auf eine etwas andere Weise zubereitet. Siehe Tissots Anleitung für das Landvolk, §. 340.

wir Europäer darum so schwach wären, weil wir so viel schwitzten. Vor ihren Häusern haben sie allemal einen von allem Grase gereinigten Platz, auf welchen sie sich auch hinsetzen und essen, wenn die Sonne nicht darauf scheint. Diesen Platz darf weder ein Kind noch ein Hund verunreinigen. Sobald darauf oder in ihren Häusern etwas Unreines liegt, muß es die Frau wegschaffen. Sie wohnen gern auf Sande, und wo das nicht seyn kann, wie in Hoop, wo wir einen Lehmboden hatten, tragen sie Sand in ihre Häuser. Wenn eine Frau ihre Zeit hat, in welcher sie sich nie badet, weil sie sich vor den See-Ungeheuern fürchten, sitzt sie allemal auf dem bloßen Sande.

Man sagt den Karaiben nach, daß sie Menschenfleisch äßen. Allein damit verhält es sich so. Wenn sie zu den oben an der Corentyn ꝛc. wohnenden Indianern reisen, um Sklaven von ihnen zu kaufen oder zu rauben, und erlegen in ihren Streitigkeiten mit den Nationen, mit welchen sie etwa Krieg haben, einen oder ein Paar Menschen: so nimmt derjenige, der diese Heldenthat gethan, von dem Erschlagenen etwa einen Arm mit, und dürrt ihn überm Feuer, daß er ihn lange verwahren kann. Wenn sie wieder nach Hause kommen, wird so ein Held gemeiniglich zu einem Kapitain erklärt,

und dabey eine Lustbarkeit angestellt. Vorher gehen sie aber auf die Jagd, und suchen allerley Wildpret zu bekommen. Derweile wird für jeden Gast ein kleiner Cossabikuchen, etwa zwey Zoll im Durchmesser, gebacken, und bey dem Schmaus wird von jeder Sorte Wildpret, so wie auch von dem gerösteten Menschenarm, ein Stückchen darauf gelegt, welches sie mit einander essen. Weil sie aber doch einen Ekel dafür haben, trinken sie nachher so viel Baiwar, daß sie alles, was sie gegessen, wieder ausspeien müssen. Ehe aber diese Erklärung zu einem Kapitain bey den Karaiben erfolgt, muß er sich, wie die Arawacken sagen, noch manche harte Probe seiner Standhaftigkeit und Tapferkeit gefallen lassen.

Er muß nämlich eine geraume Zeit hungern, weswegen er während der Zeit in seiner Hangmatte, die oben unterm Dache aufgebunden wird, wo ihm niemand leicht etwas zum Essen reichen kann, liegen muß. Dabey wird ihm um den Kopf und auf der Stirne eine von dünnem Rohr geflochtene Binde bevestiget, in welche sie einige von den großen schwarzen Ameisen, die sich in alten Bäumen aufhalten, beynah einen Zoll lang sind und überaus schmerzhaft beissen, mit eingeflochten haben.

Wenn er diese und andere Peinigungen ohne Zeichen seiner Empfindlichkeit ausgehalten, wird er in seiner Hangmatte wieder heruntergelassen, sieht dann oft einem bloßen Skelet ähnlich, und wird bey obenerwähnter Feyerlichkeit zum Kapitain ihrer Nation erklärt, für welchen dieselbe in der Folge viele Achtung zeigt.

Ich bleibe ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Die Arawacken betragen sich gegen einander sehr höflich und bescheiden. Besonders beweisen jüngere den älteren viele Achtung. Heftige Zänkereyen hört man bey ihnen niemals, wenn sie nüchtern sind.

Kinder und nahe Anverwandte reden von ihren Eltern allemal im Plural, z. B. sie sind nicht da, sie sind auf die Jagd gegangen ꝛc. statt: er oder sie ist nicht da ꝛc.

Wenn Indianer mit einander reden, sehen sie sich niemals einander an, sondern der redende dreht dem andern den Rücken zu, oder stellen sich so, daß sie einander nicht sehen. Wenn man sie darüber anredet, sagen sie, die Hunde sähen sich einander an, wenn sie zusammen kämen, daher schickte sich dieses für die Indianer nicht.

Wenn Jemand einen solennen Besuch erhält, geht der Eigenthümer des Hauses nach den ersten Begrüssungen hinaus, stellt oder setzt sich aussen vor demselben so, daß er den im Hause Sitzenden den Rücken zuwendet. Alsdann nimmt die eigentliche Unterredung erst ihren Anfang, sonderlich, wenn der Besuchende einen Antrag zu einer Reise, Handel oder zum Buschfällen 2c. zu thun hat.

Der Ältere heißt Ebebe, selbst unter den Kindern, daher sie mehrentheils sehr genau bemerken, wer älter oder jünger ist, sollte es auch nur eine Woche oder Tag betragen.

Wenn ein Erwachsener den andern Ebebe nennt, so wird es entweder mit Wadili, ein Mann, wenn er schon das gehörige Alter oder Familie hat, oder mit Üſſäli, ein hübscher Mensch, wenn er noch jung, etwa ein Jüngling ist, erwiedert. Das Wort Ebebe sagen Männer auch zu alten und von ihnen geehrten Frauen, sonst heißt aber eine Frau Hiäru, im Gegensatz von Wadili, und eine ledige Person Üſſaru.

Die Weiber haben eigene Worte, die kein Mann ausspricht, z. B. Ja, heißt bey den Männern ehe oder tasi, die Weiber sagen aber tare.

Wenn Jemand zu einem Andern kommt, sagt er danda ebebe oder wadili, ich komme,

oder büluai Ebebe, bist du da. Ersteres wird mit wa, bandabu wadili, es ist gut, kommst du, oder blos mit wa, wadili, es ist gut, erwiedert, und das zweyte mit ehe daiilisse, ja ich bin da. Dieses ist der einfachste Gruß.

Bey solennen Besuchen wird gemeiniglich der Besuchende zuerst angeredet, und wenn es mehrere sind, einer nach dem andern, nach ihrem Alter und Würde. Der Hausherr begrüßt die sehr vorsichtig und langsam Ankommenden schon vor dem Hause nahe beym Eingang auf obenangeführte Weise, und heißt sie ins Haus hineingehen, welches sie dann eben so erwiedern.

Hierauf wird gemeiniglich von den Frauensleuten ein Schemel oder Stück Holz gebracht, und der Hausherr sagt: jerreha ebebe, sey da; — der zweyte sagt hierauf: ehekada wadili, ich sage Ja; — der erste: jerreha dalakan ebebe, bubalta jerreha, da ist ein Schemel, setze dich. — Hierbey wird gemeiniglich der Schemel als schlecht beschrieben, und gebeten, damit vorlieb zu nehmen. Der Besuchende erwiedert dieses mit wa wadili, es ist gut, und thut einiges Lob des Schemels hinzu.

Auf gleiche Weise werden die übrigen, die derweile ganz stille da stehen, zum Sitzen genöthiget, und von ihnen die Komplimente eben so erwiedert.

Nach Beendigung derselben setzt die Frau einem jeden ein Körbchen mit Cossabibrod, und was sie sonst haben, vor. Wenn sie weiter nichts haben: so ist doch das Cossabibrod und der Pfeffertopf allemal bereit, so daß sie den trockenen Cossabi in den Pfeffertopf tunken können.

Ist ihnen das Essen vorgesetzt: so gehen die Komplimente, dem Gegenstand gemäß, aufs neue an, und werden eben so erwiedert.

Kann den Gästen nichts als der Pfeffertopf vorgesetzt werden: so entschuldigt sich der Hausherr, daß er ihnen nichts besseres vorsetzen könne, und erzählt, warum er nicht habe jagen oder fischen können, oder warum er auf der Jagd nichts bekommen habe. Diese Komplimente werden bey jedem wiederholt, denn keiner von ihnen fängt eher an zu essen, als bis es ihm vom Hausherrn geheissen worden ist.

Eben dieses geschieht auch, wenn nach dem Essen ihnen zu trinken gebracht wird.

Auch im gewöhnlichen Gange, wenn ein Hausvater mit seinen Leuten speist, rührt niemand das Essen oder Trinken eher an, als bis es ihm vom Hausvater geheissen wird.

Wenn einer seine Mahlzeit beschließt: so sagt er zu jedem der übrigen, nach dem Rang und Alter, daß er nun satt sey und aufhöre zu

essen, und hierauf ein Gleiches zu seinem Wirth, welcher dann seine Frau ruft, daß sie das Essen wieder wegnehme.

Niemals besucht ein Indianer den andern, ohne daß ihm zu essen und zu trinken vorgesetzt werde.

Die Frauensleute essen allezeit allein, auch nicht die Frau mit ihrem Manne. Daher ist in jedem Hause die Küche, wo sich die Frau mehrentheils aufhält, durch eine Blätterwand von dem übrigen Theil des Hauses abgesondert.

Wenn während ihres Beysammenseyns Jemand hinauszugehen genöthiget ist, und nach verrichtetem Geschäfte wieder kommt: so wird er eben so bewillkommt, als wenn er erst ankäme, oder lange abwesend gewesen wäre.

Bey ihren Zusammenkünften werden ihre Komplimente, und was sie eigentlich vorzutragen haben, mit einem singenden Tone vorgebracht, und von dem, an den der Antrag gerichtet ist, mit einem eben so singenden, ja man kann lieber sagen, kläglichen Tone und Wiederholung der letzten Worte mit Beyfügung des wa, ehekada und gideada, als Bestätigungs-Worten des Gesagten, beantwortet.

Bey ihren Unterhaltungen sind die Jagd, Fischerey und ihre Reisen ihre Hauptsache, da

sie jeden Ort und Baum, wo sie dies oder jenes Wild oder Fische bekommen, und wo sie ihre Hütten aufgeschlagen haben, sehr genau bestimmen. Bey solchen Unterredungen versteht ein zuhörender Europäer, wenn er gleich ihrer Sprache mächtig ist, wenig davon, weil man mit den Gegenden, sonderlich an den unbewohnten Flüssen, deren Ufer alle bewachsen sind und einerley zu seyn scheinen, wenig bekannt ist.

Die jüngeren Indianer geben gemeiniglich nur Zuhörer ab, und ein jeder thut, als hörte er die Sache zum erstenmal, wenn er auch dasselbe schon von andern mehrentheils gehört hat, und läßt höchstens am Ende der Erzählung merken, daß es ihm schon bekannt sey.

Beym Abschied wird eben das Ceremoniel wie beym Empfang beobachtet.

Wenn es des Morgens anfängt helle zu werden, und sie aufstehen wollen: so wird eine jede Mannsperson von dem Ebebe ohngefähr auf folgende Weise gegrüßt: Es ist Tag geworden, und die Nacht ist vorbeygegangen, wir wollen daher aufstehen. Dann folgt, was sie den Tag vornehmen, und nun bald essen wollen. Dieses wird dann von den andern mit wa und ehekada erwiedert.

Auch Abends legt sich selten einer zum Schlafen in seine Hangmatte, ohne von dem Ebebe begrüßt, und an das, was etwa den folgenden Tag vorzunehmen ist, erinnert zu werden, sonderlich wenn sie auf Reisen sind.

Wenn man mit den Indianern, nämlich Arawacken und Warauen, durch die Flüsse nach Paramaribo oder an einen andern Ort eine Reise von etlichen Tagen macht: so läßt man sich hinten im Fahrzeuge nahe beym Steuermann ein Zelt von Blättern machen, unter welchem man mit seinen Sachen, vor Sonn und Regen gesichert, bequem sitzen, und wenn das Fahrzeug eine Canu *) ist, auch liegen kann.

Unterwegens findet man an den Ufern der Flüsse, an bequemen Orten zum Aussteigen, Hütten von vorherigen Reisen anderer Indianer, die man gemeiniglich an einem an dem Landeplatz eingesteckten Stocke erkennt, denn sonst sieht man am Ufer nichts als einen zu-

*) Eine Canu nennt man dort die großen indianischen Fahrzeuge, die oft mehr als 20 Menschen fassen können, und welche die Indianer mehrentheils von den an der Oranoke wohnenden Indianern zu bekommen suchen, auch oftmals deswegen Reisen dahin anstellen.

sammengewachsenen Busch. Finden die Indianer, wenn sie anlegen wollen, keine Hütten, oder sind die alten vorgefundenen schon zu schlecht: so machen sie von den großen Palmblättern in der Geschwindigkeit welche, sonderlich wenn sie etwa einen Regen zu befürchten haben; ist dieses aber nicht, so bindet man die Hangmatten oft nur an ein paar Bäume, ruht, und wartet die Abfahrt mit der nächsten Fluth oder Ebbe ab. In den dasigen Flüssen geht die Fluth oft sehr weit ins Land hinauf, denn in Saron, wo wir 15 deutsche Meilen in gerader Linie von der See entfernt wohnten, hatten wir noch regelmäßig Ebbe und Fluth, ausgenommen, wenn in der Regenzeit das Wasser im Fluß sehr hoch angewachsen und das niedrige Land überschwemmt war, zu welcher Zeit man an dem Strohm zur Zeit der Fluth nur bemerkte, daß er stille stund und noch etwas höher stieg.

Man fährt also auf den Reisen, wenn man einen Fluß hinaufgeht, allemal mit der Fluth, und wenn man den Strohm hinunterfährt, mit der Ebbe.

Mit der Fluth kommt man allemal weiter, weil sie hinter einem her kommt, hingegen kommt sie einem entgegen, wenn man mit der Ebbe den Strohm hinunterfährt, und man hat

dann weniger Zeit zum fahren, als mit derselben; auch treibt die Fluth stärker als die Ebbe, sonderlich wenn beym Neu- und Vollmond Springfluth ist. Fährt man nun mit der Fluth: so liegt man zur Zeit der Ebbe stille, und so auch umgekehrt. Dieses macht, daß man Tag und Nacht reisen muß, je nachdem Fluth oder Ebbe ist, die alle 6 Stunden abwechseln, und so wie der Mond sich alle Tage eine Stunde früher oder später einstellen.

Liegt man am Tage stille: so gehen die Indianer in der Nähe fischen oder jagen. Kann dasjenige, was sie bringen, noch vor der neuen Fluth oder Ebbe gekocht oder gebraten werden, wodurch aber manche Stunde, da man fahren sollte, verlohren geht: so stärken sie sich mit einer guten Mahlzeit, wovon der mit ihnen reisende Europäer, wenn er will, seinen Theil bekommt. Ist aber die Zeit zur Zubereitung zu kurz: so begnügen sie sich, wenn sie keinen Vorrath an Fleisch oder Fischen haben, mit dem Pfeffertopf, worein sie ihren Cossabi tunken. Alsdann dauert aber die nächste Fahrt nicht lange, und sie finden bald diese, bald jene Ursache, warum sie früher anlegen müssen.

Der älteste Indianer ist allemal der Steuermann, und nimmt, wenn es nur thunlich ist, seine Frau mit. Diese hat die Zubereitung

der Speisen und des Tranks zu besorgen. Ist aber in der Gesellschaft keine Frau: so hat der jüngste Indianer dieses Geschäfte zu übernehmen. Bey der Abtheilung der Speisen und des Tranks geht es sehr unpartheyisch zu und veranlaßt niemals ein Mißvergnügen. Auch wird manchmal während dem Fahren gegessen und getrunken, sonderlich, wenn sie noch vor Tagesanbruch aus ihrem Nachtlager aufbrechen müssen, und dann läßt man sich von der Fluth oder Ebbe so lang nur treiben.

Der Steuermann ordnet an, wenn man anlegen oder wieder aufbrechen soll, und bestellt sie zum Jagen oder Fischen, wenigstens geht niemand, ohne es ihm vorher anzuzeigen.

Seine Anordnungen geschehen allemal auf eine höfliche und niemals auf eine gebieterische Art; gemeiniglich bringt er seine Sache frageweise an, ob man nämlich nicht jetzt dieses oder jenes thun sollte? und läßt sich auch gern zu einer andern Meinung überholen, wobey aber die Gegenvorstellungen mit eben der Bescheidenheit vorgebracht werden.

Wenn man mit ihnen reist, und ihnen eine Zeit bestimmt, da man gern an Ort und Stelle seyn möchte, und ihnen bezeugt, daß einem viel daran gelegen sey: so thun sie mehrentheils ihr Möglichstes. Unterwegens thut

man aber am besten, es ihnen zu überlassen, wie weit sie jeden Tag fahren und wo sie anlegen wollen, weil sie sich darinn bisweilen nach Umständen richten müssen, von denen Europäer keine Kenntniß haben, und man sie verdrüßlich macht, wenn man ihr Vorhaben hindert.

Zu den Reisen durch die Flüsse kann man auch die Warauen brauchen, nur muß man für sie weit mehr Kost mitnehmen, weil sie gemeiniglich sehr stark essen. Zu den Reisen über die See längst der Küste sind die Arawacken am vorzüglichsten. Ein Europäer, der sich ihnen anvertraut, kann bey Gefahren gewiß darauf rechnen, daß sie ihn vorzüglich zu retten und der Gefahr um seinetwillen möglichst aus dem Wege zu gehen suchen werden.

Sie sind, sonderlich zu einer Reise nach Paramaribo, gewöhnlich sehr willig, weil sie, ausser der Bezahlung für die Reise, allemal mit Brodt und Trank, nebst Pulver und Bley zur Jagd, reichlich versehen werden müssen. Mehrentheils haben sie auch selbst einige Handlungsartikel nach Paramaribo mitzunehmen, die sie dort theurer verkaufen zu können hoffen, als bey den Posthaltern. Dieses schlägt oft fehl, und wenn man es ihnen bey ihren zu hohen Forderungen zu Hause vorhält, so ist ge-

meiniglich ihre Antwort: die Christen, — denn alle Holländer oder Einwohner von Paramaribo und auf den Plantagen heissen bey ihnen Kirtiädi, das ist ein Christ — waren damals geizig, darum bekam ich nicht so viel.

Wenn ein Europäer mit ihnen reist, ist es nöthig, daß er einige Flaschen Rum mitnehme, damit er sie, wenn sie beym Rudern ermüden wollen, mit einem Glas Rum ermuntern, und auch des Morgens, wenn sie früh und nüchtern aus ihrem Nachtlager aufbrechen müssen, etwas zur Erwärmung geben könne; denn vor Sonnenaufgang wird die Luft allemal empfindlich kühl. Man thut aber sehr wohl, den Rum in seiner eigenen Verwahrung zu behalten, weil sie sonst zu bald damit fertig werden.

Sie sind immer willig, ein Glas Rum anzunehmen, und es ist gut, wenn mans ihnen manchmal aus freyem Triebe anbietet; doch erinnert auch der Steuermann, wenn es kalt ist, sie einen starken Regenguß im Fahrzeug ausgehalten haben, oder aus einer andern Ursache, selbst daran.

Weil sie nackend im Fahrzeug sitzen, ist ihnen der Regen, welcher in Suriname gemeiniglich heftiger als hier ein Platzregen ist, sehr beschwerlich. Wenn es thunlich ist, halten sie

dann stille, krümmen sich zusammen, und lassen sich nur vom Strome treiben.

Haben sie von den großen Trulli- oder Timiti-Blättern gemachte Decken bey sich, so halten sie dieselben über sich, oder gehen, wenn sie den Regen ankommen sehen, geschwinde in den Busch, und hauen einige von diesen oder andern Palmzweigen ab, um sich und ihre Bagage und Lebensmittel, die in der Mitte des Fahrzeugs beysammen liegen, damit zu bedekken.

Bisweilen achten sie aber auch den Regen nicht, sondern rudern aus allen Kräften, um warm zu bleiben, und man hat dann das Vergnügen, sehr geschwinde fortzurücken.

Daß sie keine Kleider haben, einen schmalen Lappen, etwa von 2 Ellen, zur Bedeckung der Schaam ausgenommen, und ihre Leiber oft mit Kraböl einschmieren, gewährt ihnen den Vortheil, daß sie gleich trocken sind, so bald der Regen aufhört.

Auf die eben beschriebene Weise kann man auch mit den Indianern nach Berbice, und von dort nach Temerari und Isequebo reisen, nur muß man mehr zu Fuße übers Land gehen, und seine Sachen von den Indianern tragen

lassen, weil diese Gegenden, sonderlich von Berbice nach Temerari und Isequebo, nicht so wie auf dem Wege nach Paramaribo, von zusammenhängenden Flüssen durchschnitten sind.

Ich bleibe rc.

Zwey und zwanzigster Brief.

Die Soldatenposten an der Corentyn und Wojombe sind von dem Gouvernement in Suriname angelegt worden, theils das Eigenthum des Landes zu behaupten — denn das Land an der Saramaka und Corentyn, so wie auch zwischen diesen beyden Flüssen, wurde damals von den Europäern gar nicht benutzt, auch kein Land zu Plantagen ausgegeben, weil man die Ausfuhre der Produkte durch fremde Schiffe nicht hätte hindern können, indem an den Mündungen zur Verhinderung des Schleichhandels keine Festungswerke angelegt waren — theils die Konnexion mit den übrigen holländischen Kolonien an der Berbice, Temerari und Isequebo zu unterhalten. Denn es ist die Pflicht der Posthalter, die Briefe der Regierung von Suriname und Berbice für einen vestgesetzten Preiß durch Indianer hin und her zu befördern, und den Reisenden behülflich zu seyn, von Su-

riname nach Berbice, oder von letzterer zur ersten Kolonie zu kommen.

Auf der Post an der Corentyn, Auleara oder die Kreide genannt, weil dort am Ufer des Flusses eine Art Kreide ist, etwa eine Viertelstunde oberhalb Hoop, liegt ein Sergeant mit 4 Mann, und an der Wojombe ein Sergeant mit 2 Mann. Diese Posthalter und Soldaten bekommen ihre Löhnung in Cargäson, das heißt, in Korallen, Messern, Spiegeln, Kämmen, Äxten ꝛc. nebst einer Quantität Schießpulver. Diese Waaren brauchen sie zum Handel mit den Indianern, und ihnen ihre Arbeiten zu bezahlen.

Die Posthalter haben sich das Vorrecht, auf ihren Posten den Karaiben die Indianer-Sklaven allein abkaufen zu dürfen, dadurch erworben, daß sie dem Gouverneur in Suriname den sechsten Sklaven umsonst abzugeben versprochen haben.

Diesen Sklavenhandel treiben die Karaiben größtentheils alleine. Sie lassen sich nämlich von den Posthaltern, auch manchmal von Handelsleuten in Paramaribo, allerley Waaren auf Kredit geben, und versprechen ihnen, dafür Indianersklaven zu bringen. Mit diesen Waaren reisen sie in der Corentyn auch in der Isekeb und Temerari weit über die Wasser-

fälle, denn in allen diesen Flüssen giebt es schwer zu passirende Wasserfälle, zu den über denselben wohnenden Indianern. Mit solchen Reisen bringen sie mehrentheils ein halbes, oft auch ein ganzes Jahr zu. Denen dort ohne einige Verbindung mit Europäern wohnenden Indianern bringen sie die ihnen schon bekannt gewordenen Eisenwaaren und andere Kleinigkeiten, und nehmen dafür, weil sie ihnen fast keine andere Waaren dagegen geben können, ihre Kinder als Bezahlung an.

Oftmals haben diese Karaiben auch mit einer oder der andern von diesen Nationen Krieg, überfallen einzelne Familien, schlagen die alten todt, rauben die Kinder und bringen sie zum Verkauf.

Diese Indianersklaven sind in der Kolonie theurer als die Neger, weil sie treuer sind und nicht entlaufen können; denn mit den Negern vereinigen sie sich nicht, und zu den Ihrigen zu kommen, ist wegen der Karaiben und anderer freyen Indianer beynah unmöglich.

Oftmals sind diese Indianersklaven schon gute Jäger, und die Mädchen werden von reichen Europäern gern als Maitressen gebraucht.

In Paramaribo wird ein Landesdolmetscher besoldet, der die karaibische Sprache verstehen

soll. Ausser seiner Obliegenheit, das Interesse der Indianer bey der Regierung und der letzteren bey den Indianern zu besorgen, hat er auch die Pflicht, die zum Verkauf gebrachten Indianersklaven zu examiniren, ob sie von solchen Nationen sind, mit denen die Regierung keinen Frieden hat.

Die Nationen, von denen Niemand zum Sklaven verkauft werden darf, sind die Karaiben, Arawacken, Warauen und Akuliu. Letztere wohnen zwar nicht in der Nähe der Europäer, sondern oben bey den Buschnegern, leben mit ihnen in Freundschaft, und sind deswegen in den mit den Buschnegern geschlossenen Frieden mit einbegriffen. Oben an der Berbice wohnen auch die Waquaien, eine zahlreiche und kriegerische Nation, wie die Arawacken sagen. Mit diesen haben die Europäer auch Friede, und sie halfen der Kolonie Berbice bey der Rebellion dasiger Neger im Jahr 1763 dieselben wieder bezwingen, haben aber übrigens wenig Verkehr mit den dasigen Europäern, und nach Paramaribo kommen sie gar nicht.

Es scheint sehr unpolitisch zu seyn, daß man mit den im Surinamischen Guvernement oben an den Flüssen wohnenden indianischen Nationen, deren nach der Erzählung der Karaiben und Arawacken noch verschiedene sind,

und von denen jede ihre eigene Sprache hat — keine Freundschaft zu stiften, und sie mit dem Schießgewehr bekannt zu machen gesucht hat. Denn eben dieses ist die Ursache, daß sich die Busch= oder sogenannten Freyneger über den Wasserfällen, wo ihnen so schwer beyzukommen ist, haben vestsetzen können.

Als die ersten weggelaufenen Negersklaven, die sich unterhalb den Wasserfällen, in den von den Plantagen entlegenen Wäldern angebaut hatten, von den Europäern verfolgt und aufgesucht wurden, flüchteten sie über die Wasserfälle, wurden aber von den in ihrer Nähe befindlichen Indianern sehr beunruhiget, und hatten viele Noth, sich zu behaupten. Weil aber die Neger Schießgewehre hatten: so wichen die Indianer, und entfernten sich von ihnen tiefer ins Land hinein, die Akuliu ausgenommen, welche den Negern länger widerstunden, und endlich Friede und Freundschaft mit ihnen machten.

Durch diese erhaltene Ruhe konnten sich die Buschneger nun über den Wasserfällen, an der Suriname und Saramaka, ganz vestsetzen, zogen mehrere weggelaufene Neger an sich, und fingen nun an, die Plantagen zu beunruhigen und zu zerstören, hauptsächlich um mehrere Weiber, an denen es ihnen oben fehlte, zu be=

kommen, indem sie dieselben von denen ihnen am nächsten gelegenen Plantagen wegschlepp- ten.

Um nun auf den Plantagen Ruhe zu ha- ben, mußten die Europäer sich entschliessen, sie für freye Neger zu erklären, und ihnen einen jährlichen Tribut, unter dem Namen von Ge- schenken, zu geben.

Diese Geschenke bestehen in einer Quanti- tät Eisenwaaren, einigen Flinten, Pulver, bun- te Kattune, und Korallen für ihre Weiber rc.

Hierüber entsteht aber oft Streit, weil sie immer mehr verlangen, und die Bedingungen des Friedens nicht erfüllen. Diese Bedingun- gungen sind, daß sie keine weggelaufene Skla- ven annehmen, sondern sie als Gefangene an die Regierung ausliefern, den Plantagen keinen Schaden thun, und bey etwa entstehender Re- bellion unter den Sklavennegern der Regierung zu Dämpfung derselben behülflich seyn sollten.

Um über die Erfüllung dieser Friedensbe- dingungen, sonderlich, daß sie die entlaufenen Sklaven, die sich zu ihnen finden, wieder aus- liefern, zu wachen, hält die Regierung bey den Saramacka- und Ocka-Freynegern einen Eu- ropäer als Agenten, durch welchen alles, was die Regierung an sie gelangen lassen will, ih- ren Kapitains angezeigt wird.

Die Ockaner wohnen zwischen der Maraweine und Suriname, und haben einen Hauptkapitain, die Saramackaner aber oben an der Suriname, erstrecken sich bis an die Saramacka, und hatten ehedem auch nur einen Hauptkapitain, Arrabini genannt, zu welchem unsre Brüder als Missionarien gesandt wurden, und dessen Sohn ihm in der Würde folgte, sich der Brüder treulich annahm und in der Folge unter dem Namen Johannes getauft wurde. Allein schon unter seinem Vater trennten sich die oben an der Saramacka wohnenden Freyneger von ihnen, und wählten sich einen eigenen Hauptkapitain, Massinga, mit welchem daher von der Regierung ein aparter Frieden geschlossen werden mußte.

Obwohl nun die Neger zwischen der Maraweine und Saramaka sehr zahlreich und mächtig geworden sind, daß die Indianer-Nationen, die in ihrer Nachbarschaft wohnen, ihnen nicht leicht etwas anhaben könnten: so würde, meines Erachtens, die Regierung doch jetzt noch sehr wohl thun, den Handel mit Indianersklaven ganz zu untersagen, und mit den weiter im Lande wohnenden Indianer-Nationen Friede und freundschaftliches Verkehr durch einen Handel mit ihnen zu stiften. Dieses würde um so nöthiger seyn, weil, wie ich kürzlich gehört ha-

be, nun auch an den Flüssen Corentyn, Neuker und Kuppaname Land zu Plantagen ausgegeben worden ist, um wenigstens zu verhindern, daß sich nicht auch an diesen Flüssen neue Kolonien von entlaufenen Negersklaven vestsetzen.

Daß man bis daher, so viel mir bekannt ist, noch nicht daran gedacht, mit den im Innern des Landes wohnenden Indianern ein freundschaftliches Verkehr einzuleiten, mag wohl daher rühren, daß die Europäer mit dem Innern des Landes, welches zu erforschen die vielen Wasserfälle in allen Flüssen sehr beschwerlich machen, zu wenig bekannt sind, man sich auch vor den weiter im Lande wohnenden Indianern fürchtet und sie als Feinde ansieht. Überdem kann auch der Nutzen, den der Gouverneur von dem sechsten Sklaven, den ihm die Posthalter abgeben müssen, und die auf eine solche Veranstaltung von der Regierung im Anfang zu verwendenden Kosten, bisher der Sache im Wege gewesen seyn.

Sollte sich nun die Regierung zu einem solchen Frieden- und Freundschafts-Traktat mit erwähnten Indianer-Nationen entschliessen: so müßte vorher, wie gesagt, den Karaiben und Europäern verboten werden, des Sklavenhan-

dels wegen zu den obern Indianer-Nationen zu reisen.

Denn bisweilen suchte auch ein oder der andere Europäer bey der Regierung die Erlaubniß, zu den Nationen des Sklavenhandels wegen zu reisen, und war dann gleichfalls der erwähnten Abgabe des sechsten Sklaven unterworfen. Man hatte aber mehrere Exempel, daß sie von den bey den Wasserfällen wohnenden Karaiben, die ihren Handel nicht gern wollten verderben lassen, an ihrer Reise gehindert, oder gar erschlagen worden sind.

Auch haben einige von den oben im Lande wohnenden Indianern, welche Nachricht bekommen hatten, wie schlecht ihnen die Karaiben ihre Sklaven und einige andere Waaren, z. B. Cossabireiben ꝛc. bezahlten, versucht, herunter zu kommen, sind aber gleichfalls von den Karaiben gehindert und auch verschiedene von ihnen erschlagen worden.

Es ist daher zu hoffen, daß, wenn die Regierung in Suriname, — denn so viel ich weiß, findet der Verkauf indianischer Sklaven nur in dieser Kolonie statt, — von der schlechten Handelweise der Karaiben gründlich unterrichtet wäre, sie gern zu Unterdrückung dieses Handels die Hand bieten, und ein freundschaftliches Verkehr zwischen den Europäern und

Indianern, von denen sie niemals etwas, so wenig wie von den Arawacken und Warauen, die einen sanften Charakter und keine politische Verbindungen, wie die Neger, unter sich haben, zu befürchten hätte, einzuleiten suchen würde.

Dieses könnte, nach meinem Ermessen, am besten auf die Weise bewirkt werden, wenn die Regierung einige fähige Europäer mit Handlungswaaren in Begleitung einer Anzahl Arawacken oben an die Corentyn, woselbst viele Akuliu wohnen, die mit den Freynegern zwar Friede, aber weiter keinen Verkehr haben sollen, sendeten, und erst mit dieser, und durch sie auch mit andern Nationen Friede und Freundschaft stiftete, und sie, mit Versicherung des Schutzes, herunter in die Kolonien zu kommen, einladen liesse, um sich ihre Bedürfnisse selbst zu kaufen. Ein Gleiches könnte dann auch bey denen oben an den Flüssen Temerari und Issequebo geschehen. Hoffentlich würde sich ein und der andere Karaibe, der von seinen vorherigen Reisen in jene Gegenden noch Bekanntschaften unter den Nationen hat, willig finden lassen, sie dahin zu begleiten; sich aber allein den Karaiben anzuvertrauen, halte ich, aus oben angeführten Gründen, nicht für rathsam.

Von den über den Wasserfällen wohnenden Indianern erzählten die Arawacken allerley fabelhafte Dinge, deren Ungrund man leicht einsieht, und ich daher hier nicht erst anführen will. Jedoch kann man aus folgender etwas zuverläßigern Nachricht von den weiter im Lande wohnenden Nationen ersehen, daß in den obern Gegenden viele kleine Nationen wohnen müssen, von denen, wie die Arawacken sagen, jede ihre eigene Sprache hat. Die von ihnen angegebenen Nationen sind folgende:

1.) Massannau, wohnen oben an dem Amazonfluß, und sollen Menschenfresser seyn.

2.) Uttumaku, zwischen der Oranoke und Amazon, verfertigen aus einer Sorte Muscheln weisse Korallen, welche die Indianer Uruebe nennen, und starken Handel damit treiben. Diese Korallen werden auch von den Negern und Kreolen sehr gesucht. Eine Elle solcher guten und glatt abgeschliffenen Korallen galt damals in Paramaribo 1½ thlr. Die Indianer stellen oft Reisen an die Oranoke an, um diese Uruebe zu bekommen. Weil das Eisenwerk dort rar ist, erhandeln sie dieselben für Nähnadeln, Fischangeln und eiserne Nägel.

3.) Kaiukussianu, oben an der Kupaname.

4.) Assawanu,

5.) Saliwanu, und

6.) Wajudu, alle drey oben an der Oranoke.

7.) Kamouje, auf einer Insel jenseit der Oranoke, und

8.) Nipiju, am Munde der Oranoke.

Alle diese Nationen, mit denen sie keinen Frieden und kein Verkehr haben, nennen sie Paletiju.

Unter diese Klasse rechnen sie die Warauen, Karaiben und Waquaien, die oben an der Berbice wohnen, nicht, sondern sehen sie als Landsleute an.

Mit den Karaiben, welche, wie sie sagen, aus einem andern Lande in das ihrige gekommen sind, haben die Arawacken lange Krieg geführt, welcher erst ein Ende nahm, seit die Regierung in Suriname einen Frieden unter den Karaiben, Arawacken und Warauen gestiftet, und die feindlich zu behandeln gedrohet hat, welche die andere bekriegen würde.

Von der Berbice bis an die Oranoke wohnen, so viel ich erfahren habe, keine Karaiben, sind an der Oranoke von den Spaniern für vogelfrey erklärt, und dürfen sich daselbst gar nicht sehen lassen.

An der Corentyn und Cupaname wohnen sie vermengt unter den Arawacken und Wa-

rauen, jedoch an abgesonderten Orten. Die Saramcka und Suriname sehen sie als ihr eignes Land an, sind aber dort auch nicht zahlreich. Hingegen sollen in dem französischen Cajenne viele wohnen, und dort von der Regierung mehr als Unterthanen angesehen und behandelt werden.

An der Oranoke, wo auch Arawacken wohnen, sind die aus den holländischen Kolonien ofte des Handels wegen dahin reisenden Indianern, nicht sicher. Denn wenn die Spanier oder spanischen Kreolen, die immer an den Küsten und am Munde der Oranoke herumfahren, um den Schleichhandel zu verhindern, ein Fahrzeug mit fremden Indianern gewahr werden, suchen sie dieselben zu fangen, und bringen sie zu den spanischen Missionarien.

Diese sperren sie ein, unterrichten sie im Christenthum und taufen sie. In dieser Zeit werden sie von den Missionarien beköstiget, aber sehr schlecht, wie die Indianer sagen, und müssen für dieselben arbeiten.

Wenn die Missionarien glauben, daß die neuen Indianer sich an die dortige Lebensart gewöhnt, und mit den daselbst wohnenden Arawacken Verbindungen eingegangen sind: so geben sie ihnen mehrere Freyheit. Verschiedene von ihnen gehen aber, sobald sie Gelegen-

heit finden, wieder heimlich davon; andere aber bleiben bey ihnen und vermengen sich mit den am Munde der Oranoke und auf der Insel Trinidat wohnenden Arawacken, welche, von dem Herumziehen mehr abgewöhnt, veste Wohnungen, Rindvieh und Pferde haben, die dort groß und schön seyn sollen.

Die spanischen Missionarien sollen sehr darüber halten, daß die Indianer fleissig in die Kirchen gehen. Sie unterrichten auch die Jugend in aparten Schulen, und die Kinder müssen jedesmal, wenn sie in die Schule kommen, etwas mitbringen, wenn es auch nur ein Stück Holz ist, um die Indianer an das ihnen ungewöhnliche Geben zu gewöhnen.

Weil nach der Oranoke wenige spanische Schiffe kommen, sind alle europäische Waaren dort sehr rar, und die Schleichhändler, die dort Taback, Zucker u. s. w. holen, ziehen von ihrem Handel beträchtlichen Nutzen. Denn wenn sie sich vorher mit den Küstenbewahrern abgefunden haben, können sie ihren Handel mit den Missionen, unter welche dort das Land vertheilt seyn soll, ungehindert treiben.

Hiermit könnte nun meine Nachrichten von Suriname schliessen, muß Sie aber noch um einige Geduld für meinen letzten Brief, die ara=

wackische Sprache betreffend, bitten, um auch in dem Stück mein Versprechen erfüllen zu können; werde mich aber darinn so kurz als möglich fassen, und bleibe indeß ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief.

Die arawackische Sprache kann einem Europäer, der die Küste von Cajenne von der Suriname bis an die Oranoke und die Insel Trinidat bereist, von großem Nutzen seyn; denn in dieser Gegend findet man überall einige von dieser Nation. Daß aber auch Arawacken in der französischen Kolonie Cajenne wohnen sollten, bezweifele ich, weil unsere Indianer uns von dieser Gegend nichts zu erzählen wußten, ausgenommen, daß einige ihrer Vorfahren Reisen dahin gemacht, und ein gewisses Gift, Haiili genannt, welches zugleich eine Universalmedicin seyn sollte, von dort geholt hätten.

Die Sprache ist sehr regelmäßig, und wer einige grammatikalische Kenntniß vom Sprachlernen besitzt, kann sie leicht so lernen, daß er sich ihnen verständlich machen kann. Hiedurch und den fleissigen Umgang mit den Indianern wurde sie mir bald ziemlich geläufig. Nach einigen Übungen im Übersetzen einiger Tagebü-

cher anderer Missionarien, um sie unsern Indianern vorlesen zu können, übersetzte ich neben meinen übrigen Arbeiten und dem Abschreiben der schon vorhandenen Wörterbücher rc. die Harmonie der vier Evangelisten, den Brief an die Römer und auch einen Auszug aus Karl Rud. Reichels Bibelwerk, womit ich aber, da ich es erst kurz vor meiner Abreise nach Europa anfing, nicht weiter als bis zur Geschichte Josephs kam. Meine Nachfolger, und sonderlich der Bruder Schulz, der auch viele Jahre bey dieser Mission gedient hat, haben diese Arbeiten fortgesetzt und auch mehrere Briefe der Apostel ins Arwackische übersetzt.

Mit den abendländischen Sprachen hat sie keine Ähnlichkeit, desto mehr aber mit den morgenländischen. Sie haben keine schwer auszusprechende Buchstaben, und deren nur 19:

a b d e g h i k l m n o p q r t u w.

Das f kommt bey ihnen nur in einigen von den Spaniern und Holländern angenommenen Wörtern, und das c blos in Christus vor. Nur das r und l ist manchmal schwer zu unterscheiden, welches aber auch bey andern Nationen der Fall ist, daß sie diese beyden

Buchstaben undeutlich aussprechen oder verwechseln.

Die Nomina sprechen sie sehr selten ohne Beyfügung des Pronominis possissivi aus, daher man sie erst in ihren Zusammensetzungen mit andern Worten suchen muß; doch giebt es einige, z. B. Bahü ein Haus, Hiäru eine Weibsperson ꝛc. die ohne Verbindung mit einem Pronom vorkommen.

Sie haben nur zwey Genera, Männlich und Weiblich, zu letzterem gehört auch alles, was nicht männlich ist; auch nur den Singul. und Pluralem.

Ihre Pronomina possessiva und personalia, welche einerley sind, werden den Nominibus vorne, und bey den Verbis vorn und am Ende des Worts angehängt.

Ihre Pronom. possess. und personalia, die sie vorsetzen, sind folgende:

Dai oder Dakia, ich oder mein, davon das D.
Büi, Bokkia, du, dein, davon das B.
Likia, er, sein, davon das L.
Turreha, sie, es, davon das T.
Wai, Wakia, wir unser, davon das W.
Hüi, Hükia, ihr, euer, davon das H.
Nai, Nakia, sie, ihr, davon das N.

Die Pron. perſ., die ſie am Ende anhängen, ſind folgende: de oder da, ich, bu oder ba, du, dich, i oder la, er, ihn, n oder ta, ſie, es. Plur. u oder wa, wir, uns, hü oder ha, ihr, euch, je oder na, ſie; z. B.

Ittihü der Vater,
datti mein —
butti dein —

Ujuhu die Vielheit, oder Mutter,
daiju meine Mutter,
buju deine —

aburikin ſchlagen.
daburika ich ſchlage,
buburika du —
buburikade du ſchlägſt mich,
naburikai ſie ſchlagen ihn ꝛc.

hallikebbede ich freue mich,
hallikebbeje ſie freuen ſich.

Die Pronomia ſind gen. omnis, ausgenommen Likia, welches nur gen. Maſc., und turreha, welches fem. und neutr. iſt.

Ihre Declinationes ſind ſehr leicht, nur leidet mehrentheils ein Wort, wenn es mit einem Pronomine verbunden wird, einige Veränderung, z. B. üſſiquahü ein Haus, daſſiqua

mein Haus; und die Pronomina verändern gern, wenn das Wort, dem sie vorgesetzt werden, mit einem Vocali anfängt, denselben in den ihnen eigenen ersten vocalem, z. E. illikinnihü das Vieh, oder Hausthiere, dallikin mein Vieh, Büllikin dein Vieh ꝛc.

Der Dativ wird mit umün, der Ablat. mit uria oder uwuria angezeigt, und der Plural. behält die im Nominat. bekommene Veränderung auch durch alle übrigen Casus.

Ein Beyspiel einer Declination ist folgendes:

Ubukíttihü, einer Mannsperson älterer Bruder.

Sing. N. Dabukíti mein älterer Bruder,
G. Dabukiti meines —
D. Dabukiti umün meinem —
A. Dabukiti meinen —
V. Dabukiti o mein —
A. Dabukiti uria von —

Plur. N. Wabukénuti unsre ältern Brüder,
G. Wabukénuti unsre —
D. Wabukénuti umün unsern —
wie im Sing.

So auch Bubukiti dein älterer Bruder,
Lubukiti sein —

Wird aber das Pron. Pluralis mit einem Nomine im Sing. verbunden, leidet es noch eine besondere Veränderung, z. B.

nicht Wabukiti, sondern Wabueínti, unser älterer Bruder,
Wattínuti unsere Väter;

hingegen heißt unser Vater Wattinati oder Wattinti.

Ihre Adjectiva kommen von den Verbis her und sind eigentlich Participia; z. B.

Kamonaikati ein armer Mann,
Kamonaikatu eine arme Frau,

von kamonaikan, arm seyn. Im Plur. haben diese nur die eine Endung ti, welche gen. omnis ist. Die Adjectiva in issia oder üssia, die sich im Plur. auf issiannu endigen, sind unter der einzigen Endigung gen. omnis; z. B.

kanssissia ein geliebter, eine geliebte, ein geliebtes.
Kanssissiannu geliebte Männer, Frauen, Sachen.

Die Arawacken, wie mehrere uncivilisirte Völker, zählen gewöhnlich nicht weiter, als ihre Finger und Zehe an den Füssen langen. Haben sie die 10 Finger gezählt: so fangen

sie bey den Füssen mit 1. 2. 3 ꝛc. wieder an, und setzen tadiaku, darüber, hinzu, und wenn sie zwanzig sagen wollen, so heißt das abba lukku, ein Mensch. Geht es noch weiter: so fangen sie bey den Händen wieder an, und setzen das Wort tadiaku hinzu; 100 drücken sie mit 5 Menschen aus; weiter gehen aber ihre Begriffe nicht leicht.

Ihre Zahlworte sind:

1. Abba.
2. Biama.
3. Kabbuin.
4. Bibiti.
5. Abbatekabbu i. e. eine Hand.
6. Abbattiman.
7. Biamattiman.
8. Kabbuintiman.
9. Bibititiman.
10. Biamantekabbu i. e. zwey Hände.
11. Abba kuttihibena 1 von den Füssen.
12. Biama kuttihibena 2 von den Füssen.

Dann setzen sie aber gemeiniglich schon tadiaku oder tupakittan, darüber, hinzu.

20. Abba lukku ein Mensch.
21. Abba lukku abba tadiaku 20 und eines noch darüber.

Bey den Verbis haben sie die Bequemlichkeit, durchs Vorsetzen des a oder k und Anhängen einer bey den Verbis gewöhnlichen Endung ein Verbum zu machen; z. B. lana eine schwarze Farbe, daran alanatin schwarz machen oder färben, amün bey, daran kamünnin bey seyn oder haben, davon damünnika ich habe ꝛc.

Ihre Verba endigen sich auf in, ün, un, ân, ên und unnua, letztere Endung haben die Neutra und Passiva.

Die Pronomina werden bey den Verbis eben so, wie bey den Nominibus gebraucht, und vorn oder hinten, oder beydes zugleich angehängt. z. B.

Daijahadda ich wandele.
Hamussiade ich bin hungrig.
Nassurtade sie küssen mich.

Alle ihre Verba können so gebraucht werden, daß sie die Bedeutung der Conjugat. Hiphil bekommen; z. B.

assimakin rufen.
assimakittin machen, daß jemand rufe, oder rufen lassen.
assukun kappen.
assukuttun kappen lassen.

Ihre Verba werden vor ordinair auf die Weise von einander hergeleitet:

Activ. Assukussun waschen.
Passiv. simplex. Assukussahün gewaschen werden.
Reciproc. Assukussunnua sich selbst waschen.
Activ. Assukussukuttun waschen machen, oder lassen.
Pass. Assukussukuttunnua machen, daß man gewaschen wird,
wird aber auch oft als ein bloßes Passivum gebraucht.

Die Verba sind theils regularia, theils irregularia, erstere können füglich unter 5 Klassen oder Conjugationen gebracht werden.

1te die sich auf in, ün, un endigen; z. B.
aijahaddin wandeln.
daijahadda ich wandele.
attubaddün untertauchen.
dattubadda ich tauche unter.
assonnukun ausschütten.
dassonnuka ich schütte aus.

2te die sich auf ân endigen; z. B.
aijukân jagen, nehmen oft das Hülfswort ka, bin, am Ende an.
daijukaka ich jage.

3te die sich auf unnua enden, bey welchen die Endung des Praesentis oa ist; z. B.
aijuhudunnua hangen.
daijuhudoa ich hänge.

4te die sich auf ên endigen; z. B.
hallikebbên sich freuen.
hallikebbede ich freue mich.

5te die wie die 2te das Hülfswort ka annehmen, sonst aber regulär gehen und meist das Pronom. hinten an setzen; z. B.
hadabättin schwitzen.
hadabuttikade ich schwitze.
kákün leben.
kákükade ich lebe.

Ihre Verba haben 1 Praesens, 3 Praeterita, 1 Futurum;
ingl. 4 Modos: Indicativum, Optativum, der zugleich der Conjunct. ist, Imperativum und Infinitivum.

Der Infinitiv ist Radix.
Die Endung des Infinitiv i in a verwandelt, hat man das Praesens.
statt n Infin. bi gesetzt hat man das Praet. 1.
— — buna — — — 2.
an das Praesens kuba angehängt — 3.
statt n Infin. pa gesetzt hat man das Futur. ꝛc.

Ein Exempel der ersten Conjugation kann zur Erläuterung dienen:

Aijahaddin, gehen, wandeln.

Praes. Indic. Sing.
daijahadda ich wandle,
büjahadda du —
lüjahadda er —
tijahadda sie, es —
Plur. Waijahadda wir wandeln,
hüjahadda ihr —
naijahadda sie —

Optat. Praes. Sing.
daijahaddama ich möchte,
bujahaddama du —
oder auch daijahaddinnika.

Praet. I.

Sing. daijahaddibi ich habe heute gewandelt,
büjahaddibi du hast —
lüjahaddibi er hat —
tüjahaddibi sie, es —
Plur. Waijahaddibi wir haben heute —
hüjahadibi ihr habt —
naijahaddibi sie haben —

Optat. Praet. I.

Sing. Daijahaddinni käbima ich hätte heute gewandelt ꝛc.

Praet. II.

Sing. Daijahaddibüna ich habe gestern gewandelt ꝛc.

Optat. Praet. II.

Sing. daijaddinbünama ich hätte gestern gewandelt ꝛc.

Praet. III.

daijahaddakuba ich habe vorlängst gewandelt ꝛc.

Optat. Praet. III.

daijahaddinnikubama ich hätte vorlängst ꝛc.

Futur.

Sing. daijahaddipa ich werde wandeln ꝛc.
Plur. waijahaddipa wir werden wandeln ꝛc.

Imperativ.

Büjahaddáte oder Bujaddâlte wandle du,
Hujahaddáte wandelt ihr,
Naijahaddalte sie sollen —
Waijaddali laßt uns wandeln.

Infinitiv.

Praes. aijaháddin wandeln.

Praet. 1. aijahaddínnibi heute gewandelt haben.
2. aijahadinnibüna gestern —
3. aijahadínnikuba vorlängst —

Futur. aijahadínipa wandeln werden.

Gerund. aijahaddinté oder aijahaddinnibia um zu wandeln.

Particip.

Praes. m. aijahadditi ein wandelnder,
f. aijahadditu eine wandelnde.

Plur. aijahadditi mehrere wandelnde.

Praet. 1. Sing. m. aijahadditibi, f. aijadditubi.
2. aijahadditibüna.
3. aijahadditikuba.

Futur. aijahadditípa —

Hieher gehört auch noch das Participium der transitivorum in îssia; z. B.
von abulitin schreiben oder bunt machen.
dabulitissia was ich schreibe.
dabulilissiabi was ich heute ꝛc.
dabulilissiabuna.
dabulilissiakuba.
dabulilissiapa.

Die Verba der dritten Klasse in unnua, deren Endung im Praesenti oa ist, behalten in

den übrigen vom Infinit. gemachten Temporibus das u vor der Endung bey; z. B.

Aijuhudunnuo hängen.

Praes. daijuhudoa ich hange.

Praet. 1. daijuhudubi ich habe heute geh.
2. daijuhudubuna ich habe gestern —
3. naijuhudoakuba ich habe vorlängst.

Fut. daijuhudupa ich werde —

Zu einer Probe einer Übersetzung kann das Vater unser dienen, mit Beyfügung einer wörtlichen deutschen Übersetzung, so gut sichs thun läßt.

Jehovah, Wadaijahün, Wattinati, aiju-
Gott, unser Herr, unser Vater, der Du

münti, bokkia adittikittunnuabia
in der Höhe bist, Du mögest bekant gemacht werden

namaqua umün, bükkürkiattini biaje;
allen, damit sie zu Deiner Familie gehören mögen;

bansissiä anihünnibia wunabu ubanna
Dein Wille soll geschehen auf der ganzen

mân, nanîn aijumün dîn; wakkalle
Welt, wie sies thun in der Höhe; unser Brodt

bussika wamün danuhu; tumaqua aboatu
gieb du uns heute; alles böse

wanissia, bahaikassiapa buurua
das wir gethan haben, wollest du vergessen von dir

wamün, wakia badia ahaikassiän abba-
uns zu gut, wie wir auch vergessen was an-

nu amissia waijalukku waurua namun
dere gethan wider uns von uns ihnen

dîn; hammakurru aboatu tattani bia wa-
zu gut; nichts Böses laß uns über-

llinua, kau bupussidate tumaqua aboatu
wältigen, sondern mache uns los von allem

uriau. Bokkia adaijahün namaqua odîn,
Bösen. Denn du bist Herr über alle,

tattan ukunna namaqua adîn kamünîn ba-
bist stark über alle, hast auch

dia tumaqua üssakoana immehuabu udum-
alles Wohlseyn immerdar.

ma. Amen.
Amen.

Zum Schluß füge noch einige arawackische Worte in alphabetischer Ordnung bey.

Alîn, der etwas macht.
sapattu alin, ein Schuster.
aballin, vorbeygehen.

abân, handeln.
abahü, der Handel.
akaltin, sitzen.
abaltikoana, ein Stuhl.
abannabuttin, eine Hütte gegen den Regen machen.
abassabün, mehr.
abbahün, ein andermal.
abbahün kurru, niemals.
abbamün, anderswo.
abbunin, pflanzen.
aboan, böse seyn.
aboatu, etwas böses oder schlechtes.
abukun, kochen.
abukun üja, in Angst seyn.
abuledin, wegwerfen, verlieren.
adaijahü, ein Herr.
adda, ein Baum, Holz.
addikin, sehen.
adittin, wissen.
adittikittin, bekannt machen.
addennahü, der Arm.
ahaikassiän, vergessen.
ahannuban, aufwachen.
ahudun, sterben.
aijumün, in der Höhe.
akuttun, essen.
akuttahü, Fleisch speisen, auch Fische.

amaimadin, versöhnen.
andin, kommen.
anîn, thun.
aobaddin, warten.
appüdün, blasen, Feuer anblasen.
apussidin, erlösen, losmachen.
ardin, beissen.
assan und aritin, nennen.
attiadün, stechen.
attin, trinken.
awadulli, der Wind.
awawa, Vater, ein Liebkosungswort der Kinder.

Badia, und, auch.
bahassibu, die Hausthüre.
baka, eine Kuh.
bakkülama, der Abend.
balissi, die Asche.
belbeliru, der Blitz.
bia, mögen, sollen.
bokkia, du.
buhujän, balsamisch riechen.

Danuhu, heute.
danukebe, gleich.
dìn, wie.
düllehü, ein Anker.

Ehelùdun, eine Flamme.
elonti, ein Kind.
elonîn, ein Kind seyn.
emeliän, neu seyn.
emeudun, gebähren.
ereкedin, bewahren.

Gidea, gideman, so, auf die Art.

Hadubuttin, schwitzen.
haddalli, die Sonne.
haijali, Giftholz zum Fischfangen.
hàikan, sterben.
haijaru, ein Sklave.
hamma? was?
hammatalli, etwas.
hammaka, eine Hangmatte.
harunnahan, hell seyn.
hamusliän, hungrig seyn.
haulên, schief seyn.
hudun, krumm, gebogen seyn.

Jadolle, ein Messer.
jaha, hier.
jahu, Kattun.
jauale, der Regenbogen.
ibbehü, Medicin.
ibên, voll seyn.
ibîn, klein, fein seyn.

ihi, der Schwanz.
ihiri, ein Aal.
ikirahü, die Thräne.
ikisſidân, zählen.
ikisſidin, schmecken.
imekudun, senden.
imisſidan, gerade machen.
ipirrun, groß seyn.
isſibuhü, das Angesicht.
ittihü, der Vater.
iwihü, die Frucht.

Kadannin alinua, überwinden.
käkên, bekleiden.
kämên, stark riechen.
kaiman, unzufrieden, feindlich seyn.
kalli, Brod, Cossabi.
kamaraſſana, ein Schwamm.
kamünnin, haben.
kan, aber.
kanſin, lieben.
karau, Gras, Savonne.
karrin, krank seyn.
kasſikoân, wohnen.
kaſſan, Kinder haben, schwanger seyn.
kemekebbün, arbeiten.
kiwin, Frucht haben, wachsen.
kuddibiu, ein Vogel.

küddün, schwer seyn.
kulehelli, der Rauch.
kuljara, ein Corjar.
kunnuku, der Busch.
kurru, Nein.

M, mit einem Wort zusammengesetzt, nicht; z. B.

dansika, ich liebe.
mansida, ich hasse, liebe nicht.
assikin, geben.
massikin, nicht geben.

Mabba, Honig.
märetin, keinen Mann haben.
märeun, keine Frau haben.
majauquan, bleiben, still seyn.
mauti, morgen.
mautia, frühmorgens.
mihitên, müde seyn.
mibiki, die Zicken.

Nahallehü, ein Ruder, womit man rudert.
namqua, alle.
nikan und niman, ein wenig.

Oân, trocken seyn, lange dauren.
oassinihü, das fleischerne Herz.
öwedin, speyen, vomiren.

Panasſiän, Hunger nach Fleiſch haben.
peru, ein Hund.
pimittika, Wachs.
poi, poiman! erſtaunlich!
püllin, wachſen.
puttuputtulli, ein Nagel.

Rubuin, allein, nur.
rurun. kothig ſeyn.
ruruli, Koth, Moder.

Sakkan, dürr, trocken ſeyn.
ſemên, ſüß ſeyn.
ſiba, ein Stein.
ſibasſibaru, große Wellen.
ſiparalli, Eiſen.
ſommolên, trunken ſeyn.

tabusſiän, ſchläfrig ſeyn.
tattan, hart ſeyn.
tattan alinua, überwältigen.
terên, heiß ſeyn.
temona, das Steuerruder.
tettên, jucken.
tukkuku, die rothen Gänſe am Seeufer.
tullan, tief ſeyn.
tumoqua, alles.
tunnuli, Huſten, Schnupfen.

Ubaijahü, ein Floh.
ubanna, in, auf, ein Blatt.
ubannabuhü, eine Hütte.
ubarrahü, das Haar.
ubudallihü, das Knie, Knochen.
ubukühü, die Lende, Keule.
udukkuhu, der Schoos.
udumma, weil.
üddahü, die Haut, Fell.
üjahü, der Geist, Schatten.
üjaunahü, der Werth, Bezahlung.
ükürkküahü, eine Familie, Gemeine.
ükkabbuhu, die Hand.
üllerukuhu, der Mund.
uria, von.
üſſan, gut seyn.
üſſaquana, Herrlichkeit.
üſſahü, ein Kind.
üſſaukan, helle seyn.
ulluahü, Leben, Seele, Herz.
unnuruhu. der ganze Hals.
uttukurru, die Blühte.
Wabudin, hurtig seyn.
wabuka, vorlängst, doch an dem Tage noch.
wadin, lang seyn.
wahadja, bald.
waikillen, weit weg seyn.
wakaiän, schlecht, garstig seyn.

wijua, das Siebengestirn, ein Jahr.
wunabu, die Erde, Welt.
wuri, eine Schlange.

Wenn Ihnen dieser letzte Brief von der Sprache der Arawacken nicht Langeweile verursacht hat, soll es mir sehr lieb seyn. Ich war zwar erst Willens, denselben ganz wegzulassen; weil ich aber glaubte, daß sich vielleicht ein und der andere finden könnte, dem mit dieser kurzen, wenn gleich unvollkommenen, Anweisung, eine der so vielen südamerikanischen Sprachen kennen zu lernen, gedient seyn möchte: so hoffe, daß die übrigen Leser, die kein Interesse dabey finden, es sich werden gefallen lassen, diese wenigen Blätter zu überschlagen, und schliesse mit dem Wunsch, daß meine Nachrichten von Suriname und meinem dortigen Aufenthalt Ihnen einiges Vergnügen und Nutzen gewährt haben mögen, empfehle mich Ihrer mir jederzeit schätzbaren Freundschaft, und bleibe

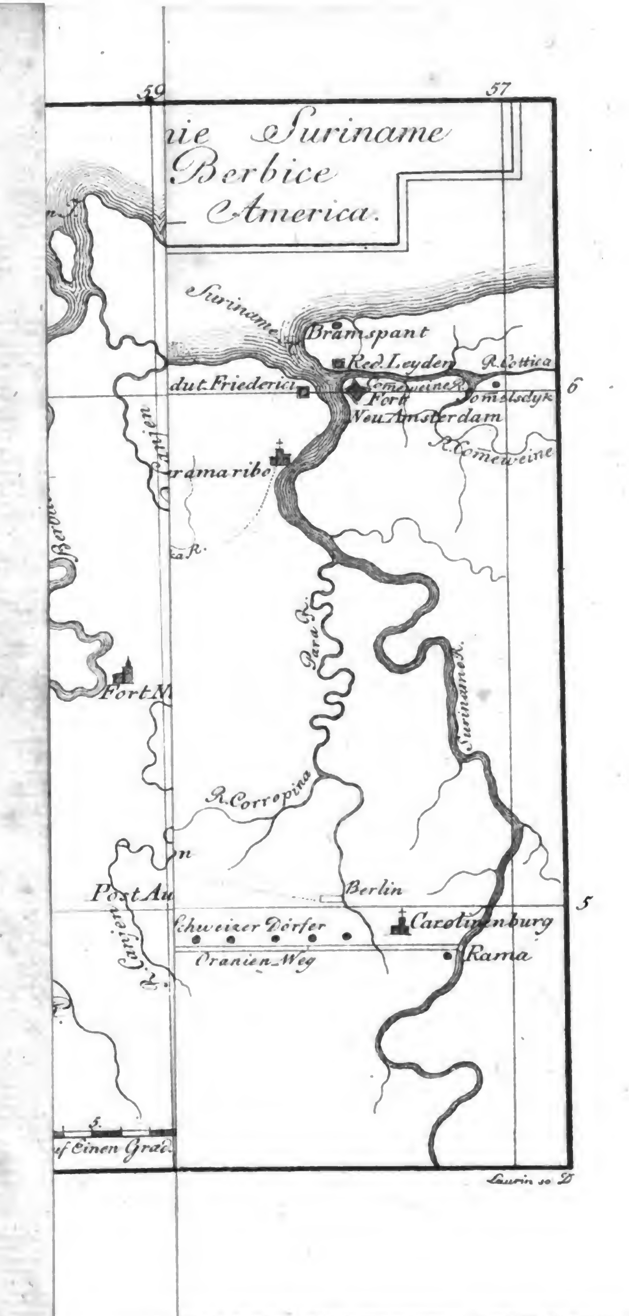
Herrnhut, den 4. Sept. 1807.

Ihr

treugesinnter Freund,
C. Quandt.

Verbesserungen.

Seite 17. Zeile 15. für Calom lies Calm.
— 20. — 21. für welcher l. welche.
— 55. — 14. und 16. für perari l. penari.
— 85. — 1. lies Arawacken hier, von ꝛc.
— 89. — 15. für Hoger lies Hoyer.
— 100. — 6. del. wo.
— 105. — 13. für Kuiari lies Kuiwi.
— 126. — 4. für letzterer lies letzteren.
— 132. — 22. für Illisiti lies Illihiti.
— 162. — 5. für Ränkeln lies Stängeln.
— 179. — 19. lies saftreich.
— 198. — 23. lies auch die, statt auch obige.
— 204. — 22. lies Rähän.
— 207. — 14 in der Note, lies Hubu.
— 216. — 24. lies die schönsten.
— 231. — 4. lies binsenartigen.
— 256. — 20. lies südamerikanischen.
— 272. — 14. lies mehrmals statt mehrentheils.
— Loßtabi l. Laßtabi.



59
57
nie Suriname
Berbice
America.
Suriname
Bramspant
Red. Leyden
R. Cottica
dut. Friederici
Comeweine R.
Fort
Neu Amsterdam
Somelsdyk
6
R. Comeweine
Canjen
ramaribo
Para R.
Suriname R.
Fort N
R. Corropina
Post Au
Berlin
5
Schweizer Dörfer
Carolinenburg
Rama
Oranien Weg
Canjen
uf Einen Grad
Laurin sc.

